

Ha- 308 (42/49)



Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

07.22.42/44

Inhalt

der Hefte 1—4 des 48. Jahrganges 1962

Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- Seite
und Personennamen Ostfalens (Fortsetzung der Aufsatzfolge im 47. Jahrgang
1962). 5. Linde, 6. Esche, 7. Zitterpappel, 8. Schwarzpappel.

Von Werner Flehsig 1, 33, 65

Das Freiengericht in Bettmar. Von Otto Hahne 6

Verschwundene Barockschlösser des Braunschweiger Landes. (Antoinettenruhe, das
Bevern-Schloß zu Wolfenbüttel, Fürstenau, Langeleben.)

Von Hans Adolf Schultz 10, 55, 86

Konfirmandenkleidung in Braunschweig um 1800. Von Werner Flehsig 18

Eine Tagesfahrt Goethes durch den Nordharzgau. Von Fr. Kammradt 21

Zympathai. Erzählung in der Mundart von Gr. Ilsede, Kr. Peine. Von Otto Söchtig . 23

Schatzdettmr. 'ne Vartellige iut A'ensti'e (Adenstedt, Kr. Peine).

Von Ewald Hoffmann 24

Friedrich Hartger zum Gedächtnis. Von Heinz Mollenhauer 25

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1961 26

Neues heimatliches Schrifttum. 31, 96, 128

Das Schwertfegerspiel von Clausthal-Zellerfeld. Von Herbert Lommatzsch 38

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

1. Barthold Fritze, 2. Carl Lemmer, 3. Die Instrumentenmacherfamilie Tölcke.

Von Werner Flehsig 46, 89, 110

Aus vergangenen Tagen des Dörfchens Orxhausen. Von Otto Hahne 50

Langelsheims Gewässer. Von Werner Bente 57

Kaibenkirl ane ulen Tollgrenze. Erzählung in der Mundart von Gr. Ilsede, Kr. Peine.

Von Otto Söchtig 60

DH

| | |
|---|-----|
| Die Grünanlagen der Stadt Braunschweig. Von Heinz Mollenhauer | 62 |
| Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Gandersheim. | 64 |
| Die braunschweigische Vorlagescheune und ihr Verbreitungsgebiet im magdeburgischen Holzlande. Von Albert Hansen | 71 |
| Das Schreibbuch des Johann Andreas Grabau von 1772/73 als Zeugnis ostfälischer Volkskunst. Von Albert Hosenthien | 77 |
| Dat was emal. Gedicht in der Mundart des Dorfes Ahstedt, Kr. Hildesheim. Von Wilhelm Kaune | 97 |
| Albert Hansen, der siebzigjährige Ostfalenforscher. Von Werner Flechsig | 98 |
| Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen. I. Dom St. Blasien zu Braunschweig. Von Hans Adolf Schultz | 115 |
| „Anno 12“. Von Heinz-Bruno Krieger | 115 |
| Taun Andenken von en paar olen Harzersch. Erinnerungen in Mundart von Sorge, Kr. Wernigerode. Von Helmut Vogel | 116 |
| Gift in der Landschaft. Von Hans Krieg | 119 |
| Welche Gefahren drohen durch die modernen Schädlingsbekämpfungsmittel heute unserer heimischen Landschaft? Von Gerhard Schridde | 121 |
| Neue Landschaftschutzmaßnahmen im Landkreis Braunschweig. | 125 |
| Die Gandersheimer Domfestspiele. Von Heinz Mollenhauer | 126 |

Kunstdruckbeilagen mit Bildern braunschweigischer Bau- und Kunstdenkmale

| | |
|---|-------------------|
| Fachwerkhäuser des 17./18. Jahrhunderts in Salzgitter-Ringelheim | Heft 1, Taf. I—IV |
| Vorlagescheunen und Stallgebäude mit Galerien im Stadtkreis Salzgitter und in den Landkreisen Wolfenbüttel, Gandersheim und Helmstedt | Heft 3, Taf. I—IV |
| Grabsteine im St.-Blasius-Dom zu Braunschweig | Heft 4, Taf. I—IV |

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 8,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

48. Jahrgang

März 1962

Heft 1

Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen Ostfalens

von Werner Flechsig

5. Linde, *Tilia grandifolia* bzw. *parvifolia* L.

Die großblättrige Sommerlinde und die kleinblättrige Winterlinde werden vom Volksmunde nicht wie von der wissenschaftlichen Botanik unterschieden. Beide Unterarten heißen in Ostfalen wie in anderen niederdeutschen Sprachlandschaften mundartlich einfach Linne. Diese Form geht zurück auf altniederdeutsch *linda* und *lindia*. Die Konsonantenverbindung -nd- blieb hierbei noch bis in das späte Mittelalter erhalten, wie etwa der Personennamen *Berte von der Linden* in Braunschweig 1313 zeigt ¹⁾. Die lautgesetzliche Assimilation (Angleichung) des d an das n, die in Ostfalen jede nd-Verbindung außer vor -er zu -nn- gewandelt hat, läßt sich erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den ostfälischen Schriftquellen häufiger nachweisen. So wird *Henni Lindeman* 1603 im Schoßbuch der Braunschweiger Altstadt noch mit nd geschrieben, ein Jahr später aber mit nn als *Linnemann*.

Die Linde nahm unter den heimischen Waldbäumen seit jeher eine besondere Stellung im Volksleben ein. Wirtschaftlich war sie hochgeschätzt wegen ihres Holzes, das sich wie kein anderes zu figürlichen Schnitzarbeiten eignet, und wegen ihrer honigreichen Blüten, die der Volksgesundheit dienten und als hochsommerliche Bienenweide unentbehrlich waren. Für die Gefühlswelt des Volkes aber galt sie wegen der eigenartigen Herzform ihrer Blätter, wegen der prächtigen gleichmäßigen Kronenbildung und dem außerordentlich hohen Alter, das sie bei mächtigster Stammentwicklung zu erreichen pflegt, als besonders liebenswert und verehrungswürdig ²⁾. Darum wurde sie wie die Eiche und noch häufiger als diese mit Vorliebe auf Dorfplätzen, an Dorfstraßen und als Hausbaum neben den Wohnhäusern der Bauernhöfe angepflanzt. Ein solcher Hausbaum spendete mit seinem dichten, weitreichenden Blätterdach vom Frühjahr bis zum Herbst nicht nur in idealer Weise kühlenden Schatten und Regenschutz für den Aufenthalt im Freien, sondern diente nach der Meinung des Volkes auch als Blitzschutz für die benachbarten Gebäude. Noch im 18. Jahrhundert wurde aus diesem Grunde von der Obrigkeit im Lande Braunschweig darauf gesehen, daß um die Kirchen herum immer wieder Linden gepflanzt wurden ³⁾. Eine Linde oder mehrere von ihnen bekrönten hierzulande auch die weithin in der Landschaft sichtbaren Hügelgräber aus vorgeschichtlicher Zeit und die im oder vor dem Dorfe gelegenen, meist künstlich erhöhten Dorfversammlungsplätze, auf denen Beratungen, Ge-

richtsverhandlungen und Festlichkeiten mit Tanz abgehalten wurden. Diese Plätze, die in Ost- und Westfalen den alten Namen *Tie* führen, werden hierzulande wegen der auf ihnen gepflanzten Linden in neuerer Zeit nicht selten als „Lindenberg“, plattd. *Linnenbarch* bezeichnet. Deswegen muß freilich nicht jedes Flurstück, daß diesen Namen führt, ein ehemaliger Versammlungsplatz oder vorgeschichtlicher Grabhügel sein. Da die Linde ursprünglich ein Waldbaum ist und in Wäldern zwar meist nur verstreut, gelegentlich aber auch auf kleineren Flächen bestandbildend auftritt, wie wir es heute noch z. B. in der Destedter Gutsforst südwestlich von Schandelah im Kr. Braunschweig beobachten können, so mag mancher Lindenberg unter unseren Flurnamen auf einen früheren natürlichen Lindenbestand hinweisen. Das gilt z. B. zweifellos für den gar nicht so kleinen Waldhügel des Lindenberges bei Thiede im Stkr. Salzgitter, aus dem die Stadt Braunschweig im 15. Jahrhundert Werksteine zum Bau ihrer Kirchen und anderen öffentlichen Gebäude bezog ⁴⁾.

Bei der Deutung der mit *Lind(en)*- als BW zusammengesetzten FIN. muß also von Fall zu Fall noch der Örtlichkeit und den schriftlichen oder mündlichen Überlieferungen geprüft werden, ob es sich um einen von Menschenhand gepflanzten Einzelbaum bzw. eine kleine Gruppe solcher Linden handelte oder um ein natürliches Lindenvorkommen im Waldverbände. Unzweifelhaft sind Einzelbäume nur da gemeint, wo der Baumname in nicht zusammengesetzten Flurbezeichnungen auftritt:

L i n n e, hd. Linde: 1536 *Bei den Linden* b. Osterwieck, Kr. Halb. ⁵⁾; 1750 *Über den Linden* b. Atzum, Kr. Wolf.; *Über der Linde* b. Calbecht, Stkr. Sa.; 1671 *Drei Linden* b. Bad Gandersheim; 1715 *Über der L.* b. Garlebsen u. 1760 *Über der Linnen* b. Delligsen, Kr. Ga.; 1575 *Nach den hohen Linden* b. Hattorf ⁶⁾ und 1393 *by der Linden* b. Heiligendorf, Kr. Gi. ⁷⁾; *Bei der Linde* b. Kragen, *Up'n Linnen* b. Müden a. O., 1752 *Über der Linde* b. Ohe und *Die Linde* b. Stedden, alle im Kr. Celle ⁸⁾, *Auf der Linde* b. Neustadt a. Rbg. ⁹⁾.

An zusammengesetzten Namen mit dem BW. *Lind(en)* fand ich im Untersuchungsgebiet:

L i n d a u: 1663 *Lindaw*, 1770 *Lindau* b. Bedenbostel, Kr. Celle, 1252 *Lindawe*, 1288 *Lindowe*, 1330 *Lindow* = ON. Lindau, Kr. Du.

L i n d b a r c h u. *L i n n (e n) b a r c h*, hd. *L i n d (e n) b e r g*: *Lindenberg* b. Colbitz, Kr. Wolm.; b. Helmstedt; *Linnenbarch* in Bornum u. in Süplingenbürg, Kr. He.; b. Hasserode, Kr. We.; 1541 *Lintberg* b. Blankenburg; 1375 *op den Lyndenbarcht* (sol), 1397 u. 1410 *by deme Lindenbergh*, 1421 *boven dem Lintberge*, 1431 *Lindenberg*, 1470 *Lindbarch*, Straße in Wernigerode ¹⁰⁾, *Linnenbarch* in Gr. Vahlberg und Woltwiesche, *Lindenberg* b. Leiferde, 1771 b. Ahlum, 1778 b. Küblingen, 1763 b. Watzum und 1750 b. Westerlinde, alle im Kr. Wolf.; *An'n Linnenbarje* b. Rautheim, *Linnbarch* in Schulenrode, *Lindenberg* 1754 b. Sonnenberg u. Fo. im Rev. Wendhausen, alle im Ldkr. Br.; 1389 *uppe deme Rennelbergh tighen dem lindenbergh* in Braunschweig, Stadtteil Neustadt ¹¹⁾, u. 1431 *twischen sunte Yliendore un Lindenberge*, 1500 *de graven by dem Lindenberge*, 1525 *13 Mark tom Lintberge, dene darmede af to.rumende* b. Braunschweig, Stadtteil Altwiek ¹²⁾; 1404 *Lindenberg* b. Thiede, Stkr. Sa. ¹³⁾; 1293/94 *Lindenberg spacium novalium de domo leprosorum iuxta agros St. Georgii usque ad viam lapideam* b. Goslar ¹⁴⁾; 1756 *Lindenbergs-*

- wiese b. Bodenstein, Kr. Ga.; *Lindenberg* b. Össelse, Kr. Hi.-Ma.; 1575 *Hinder dem Lindenerge* b. Hattorf, Kr. Gi.; *Linnenbarch* in Gr. Eicklingen u. *Lindenberg* 1778 b. Schmarbeck, Kr. Ce.; b. Mardorf, Kr. Neu.; b. Eberhausen, Kr. No.; dazu PN. *Ylzebe Linlberg* ¹⁵⁾ in Braunschweig.
- Linnenborch*, hd. *Lindenburg*: b. Basse und 1402 *Lydenborch* b. Metel, Kr. Neustadt.
- Linnenbēk*, hd. *Lindenbeek*: Bach b. Adenstedt u. Sehlem, Kr. Al.
- Linnenblēk*, hd. *Lindenbleek*: b. Gremshiem; b. Bleckmar, Kr. Celle (hier vielleicht = Leinenbleiche?).
- Linnenborn*, hd. *Lindenborn* bzw. -brunnen: 1547 *Lindenborn* am Tie b. Silstedt, Kr. We. ¹⁶⁾; 1678 *Lindenborn* Fo. b. Seesen und 1567 *Linnenborn* b. Garlebsen, Kr. Ga.
- Linnenbräie*, hd. *Lindenbreite*: 1760 *Lindenbreite* b. Olkassen, Kr. Ho.
- Linnenbrauk*: 1758 *Im Lindenbrook* b. Jerze, Kr. Ga.
- Linnenbrink*: 1749 *Über dem Lindenbrinke* b. Sauingen, Kr. Wolf.; 1715 *Über dem Lindenbrink* b. Garlebsen, Kr. Ga.
- Linnenbusch*: 1757 *Am Lindenbusche* b. Bevern, Kr. Ho.
- Linn(en)däl* und *Linddäl*, hd. *Lindtal*: 1320 *Lyndendahl* in der Kaiserforst des Oberharzes ¹⁷⁾, 1355 *two Lindale* im Harz ¹⁸⁾, Försterei *Lindtal* im Fo. Langelsheim, Kr. Ga.
- Linn(en)dōr*, hd. *Lindentor*: *Vor'n Lin'ndöre* b. Rautheim, Kr. Br.; 1750 *Hinter Lindendohren* b. Linden, Kr. Wolf. (hier vielleicht = Dornenbüsche beim Dorfe Linden?).
- Linnenfeld*, hd. *Lindenfeld*: 1589 *Lindenfeld* b. Deersheim, Kr. Halb. ¹⁸⁾; 1701 *Im Leinenfelde* (?), 1767 *Im Lindenefelde*, 1934 *Linnenfeld* b. Altgandersheim, Kr. Ga.; *Lindenfeld* b. Colenfeld, Kr. Neustadt.
- Lindgēren*: 1548 *lintgerden*, 1750 *Lindgehren* b. Lesse, Stkr. Sa. und *Auf den Lindgehren* b. Burgdorf, Kr. Wolf. (derselbe Flurstück wie das vorige).
- Linnengrās*: 1803 *Auf dem Lindengrase* b. Minsleben, Kr. We.
- Linnenhai*, hd. *Lindenhai* und *Lindhαι*: *Lindenhay* Fo. b. Werlaburgdorf, Kr. Go.; 1934 *Lindhαι* b. Altgandersheim, Kr. Ga.
- Linnenhäch*, hd. *Lindengehege*: b. Flechtorf, Kr. Br.; b. Ehmen, Kr. Gi.
- Linn(en)hoff*, hd. *Lindenhof* und *Lindhoff*: 1480 *Lindenhof* in Ilsenburg, Kr. We. ¹⁹⁾; 1758 *Am Lindhofe* b. Astfeld und 1763 *Über dem Linnenhof* b. Teichhütte, Kr. Ga.; *Lindenhof* b. Wibbecke, Kr. No.; *Lindhof* b. Potze, Kr. Celle; *Im Lindhofe* b. Wunstorf, Kr. Neu.; dazu die Familiennamen *Wolter Lynthof* 1372 in Himstedt, Kr. H.-Ma. ²⁰⁾.
- Lindhōp*: 1678 *Lindow*, jetzt *Lindhof* u. *Leinhof* (?) b. Gockenholz, 1666 u. 1678 *Lindhof* b. Wardböhmen, *Lindhopsberg* Fo. b. Eschede und *Lindhoopsbusch* b. Dahle, alle im Kr. Celle.
- Lindhörn*: 1421 *Linthorn* b. Derenburg, Kr. Halb. ²¹⁾; b. Wahrstedt, Kr. He.
- Lindhost*, hd. *Lindhorst*: ON. *Lindhorst*, Kr. Wolm.; FLN. b. Barmke, Emmerstedt und Mackendorf, Kr. He.; 1758 *Lindhorst* b. Wendezelle, Kr. Br.; b. Hary, Kr. Hi.-Ma.; 1770 Fo. b. Eschede, 1663 b. Habighorst und 1777 b. Scharnhorst, Kr. Ce.; b. Engelbostel, Kr. Burgdorf; ON. *Lindhorst*, Kr. Grafsch. Schaumburg.

Linnenkamp, hd. *Lindenkamp*: b. Offleben, Kr. He.; 1735 *Lindenkamp* b. Salzdahlum, Kr. Wolf.; 1767 b. Bodenburg, Kr. Hi.-Ma.; 1748 b. Hattorf, Kr. Gi.; 1752 *Lindkämpe* b. Ahnsdorf und *Linnekamp* (?) b. Bonstorf, Kr. Ce.; b. Colenfeld, Kr. Neu.; ob hierzu auch der ON. *Linnenkamp*, Kr. Ho. gehört, der 1547 als *Lynnencampe* bezeugt ist, läßt sich erst feststellen, wenn ältere Belege mit -nd- ermittelt sind.

Lindlō: 1770 b. Bergen, 1777 b. Hassel, 1752 b. Helmerkamp und 1587 b. Offen, alle Kr. Ce.; hierzu auch der PN. *Linthlo* eines Braunschweiger Ministerialen (1267²²).

Linnenplān: 1583 *Garten am Lindenplan* b. Wernigerode²³); 1757 b. Seesen, Kr. Ga.; 1760 b. Eimen und 1760 *Auf dem Lindenplan* Holzweide b. Lenne, Kr. Ho.

Linnenstīch, hd. *Lindenstieg*: 1483 *via de Lindenstich*, 1593 *Lintsteig* u. *Lindensteig* Fo. b. Wernigerode²⁴).

Linnenstücke, hd. *Lindenstücke*: b. Volkmarsdorf, Kr. He.

Lindwāre: 1419 *by der lindwarde* b. der Wüstung Kl. Harsleben, Kr. Halb.²⁵).

Linnewāch, hd. *Lindeweg*: 1605 *Linneweg*, 1665 *Am Lindenwege*, 1855 *Lindeweg*, ein Feldweg b. Essehof, Kr. Br., wo früher eine mächtige einzelne Linde stand.

Lindwēr: 1567 *Lindwehr* uf dem Hetelberge, 1950 *dat Lindwēr*, ein Acker zwischen Gielde und Neuenkirchen, Kr. Gos.

Nur mit Vorbehalt füge ich hier den *Linnekenmorjen* b. Mascherode, Kr. Br., und den *Linnekenbarch* b. Westerlinde, Kr. Wolf. (1660 *Uff dem Lindeken Berge*) an. Obwohl sprachlich gegen die Deutung von Linneken als kleine Linde nichts einzuwenden ist, haben wir doch sonst keine Beispiele dafür, daß unter unseren FIN. Verkleinerungsformen von den heimischen Baum- und Strauchnamen vorkommen.

Unter den ostfälischen ON. sind solche mit Lind- als BW. recht selten. Es fehlen Bildungen auf -hagen, -rode, -hausen, -stedt und -ingen. Unsicher ist die sprachliche Deutung des Wüstungsnamens *Lintorp* b. Osmarsleben im Kr. Bernburg, da der einzige Beleg von 970 nicht erkennen läßt, ob es ein *Lind-thorp* oder ein *Lin-thorp* war. Zweifelhaft bleibt auch die Entscheidung darüber, ob wir *Linden* im Kr. Wolf. und das in Hannover eingemeindete *Linden* zu den ON. auf -heim stellen dürfen oder als einen Wohnplatz „bei den Linden“ ansehen sollen. Ich neige mehr der zweiten Deutungsmöglichkeit zu, denn die ältesten Belege sind 1007 *Lindun*, 1191 *Linden*, und erst eine Hildesheimer Urkunde aus dem Ende des 12. Jahrhunderts bringt *Lintheim*, an die sich 1218, 1248 und 1349 *Lindem* anschließen; 1355 begegnet uns sogar die latinisierte Endung *Lyndum*²⁶). Die ältesten Belege für *Linden* bei Hannover sind um 1100 und 1116 *Linden*, und 1377 heißt es sogar einmal „to Linde“. *Westerlinde* im Kr. Wolf. und *Osterlinde* im Stkr. Sa. weist die mittelalterliche Namensüberlieferung dagegen eindeutig zu den ON. auf -ithi. Sie lauten *Lindethe* und später *Lindede*, bevor im 15. Jahrh. durch Abschleifung der letzten Silbe wie bei den anderen -ithi-Orten die heutige Form (*Oster*)*Linde* entsteht.

Ebenfalls recht altertümlich mutet der Name *Linder* an, der eine längst wüste herzogliche Burg bei Uthmöden im Amtsbezirk Calvörde bezeichnet (1325 *in curia*

Linder, 1343 Lyndere, 1345 wieder Linder²⁷⁾. Er gehört zusammen mit Aiker und dem noch zu behandelnden Escher und ist wohl ursprünglich ein Gewässername mit dem GW. -ara wie Oker, Aller und Schunter. Ob hierzu auch der FLN. *Lindern* b. Stedden im Kr. Celle gehört, ist recht unsicher, weil dafür 1770 *Lienern* geschrieben ist. Dagegen handelt es sich bei dem ON. *Linderte* im Kr. Hannover (1319 *Linderte*)^{27a)} sicherlich um eine Erweiterung zu Linder mit einem -t-haltigen Suffix, vielleicht mit -ithi. Beweisen läßt sich das aber einstweilen nicht, solange nicht eine ausreichende Anzahl mittelalterlicher Belege für diesen ON. bekannt ist. Außer dem Dorf bei Hannover führt diesen Namen auch eine kleine Anhöhe mit gutem Ackerboden zwischen Barum und Lobmactersen im Stkr. Salzgitter, 1758 *Auf der Lindert*, pld. 1951 *Up'r Lindert*.

Nicht zu den Linden-Namen gehören die ON. *Limmer* im Kr. Hannover und im Kr. Alfeld und die Wüstungen *Limbeke* bei Braunschweig und im Kr. Holzminden. Die frühen Namensformen *Limbere* (1215) und *Limbeki* (1031) zeigen an, daß als BW. nur Lim- und nicht Lind- in Betracht kommt, denn für jene frühe Zeit ist die Assimilation von -ndbh- zu -mb- noch nicht nachweisbar.

Zusammenfassend läßt sich über die mit Lind(en)- gebildeten Namen sagen, daß sie ziemlich gleichmäßig über Ostfalen verbreitet sind, mit Ausnahme der gut durchforschten Kreise Wolmirstedt, Wanzleben und Haldensleben, wo so gut wie keine einschlägigen Namen nachgewiesen sind. Es kann zwar sein, daß sich bei Einbeziehung der oft vernachlässigten Platz- und Straßennamen der Dörfer in die Flurnamensammlung noch zahlreiche Tieplätze mit dem Namen Lindenberg finden lassen, doch wird sich dadurch das allgemeine Verbreitungsbild kaum wesentlich ändern, soweit das natürliche Vorkommen der Linde in den Feldmarken und Waldungen in Betracht kommt.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. II S. 399. — ²⁾ H. Marzell: Die Pflanzen im deutschen Volksleben (Samml. Deutsche Volkheit Bd. 10). Jena 1925; hier S. 14 f. — Artikel Linde im Handbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli Bd. V, 1932/33 Sp. 1301 ff. — ³⁾ W. Flechsig: Staatliche Fürsorge für Naturschutz und Landschaftsgestaltung im Lande Braunschweig während des 18. Jahrh. (in Braunschw. Jahrbuch, 3. Folge, Bd. 4 1943 S. 51—60). — ⁴⁾ H. Dürre: Geschichte der Stadt Braunschweig, 1875; S. 320. — ⁵⁾ Beschreibende Darstellung der älteren Bau- u. Kunstdenkmäler des Kr. Halberstadt, hrsg. v. O. Doering. Halle 1902; hier S. 85. — ⁶⁾ L. Lüders: Die Bach-, Flur-, Forst- u. Wegenamen des Amtsbezirks Fallersleben (in: „Unsere Heimat“, Beilage zur Allerzeitung 1932/34). — ⁷⁾ a.a.O. wie ⁶⁾. — ⁸⁾ Diese und alle folgenden Belege aus dem Kr. Celle nach P. Alpers u. Fr. Barends, Celler Flurnamenbuch, 2. Aufl. 1952. — ⁹⁾ Dieser und alle folgenden Belege aus dem Kr. Neustadt nach K. Heckscher, Die Volkskunde des Kr. Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930. — ¹⁰⁾ W. Grosse: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 100. — ¹¹⁾ Altstädter Degedingebuch im Stadtarchiv Braunschweig. — ¹²⁾ H. Meier: Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904; hier S. 101. — ¹³⁾ a.a.O. wie ⁴⁾. — ¹⁴⁾ Urkundenbuch der Stadt Goslar Bd. 2, Nr. 448. — ¹⁵⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim Bd. 5, Nr. 1057. — ¹⁶⁾ a.a.O. wie ¹⁰⁾; hier S. 101. — ¹⁷⁾ Urkundenbuch der Stadt Goslar Bd. 3, Nr. 548. — ¹⁸⁾ Urkundenbuch der Stadt Goslar Bd. 4, Nr. 626/26. — ¹⁹⁾ a.a.O. wie ¹⁰⁾; hier S. 101. — ²⁰⁾ Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii zu Braunschweig 1299—1450, hrsg. v. H. Goetting u. K. Kleinau. Göttingen 1958 S. 86. — ²¹⁾ a.a.O. wie ⁶⁾; hier S. 37. — ²²⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim Bd. 3, Nr. 159. — ²³⁾ a.a.O. wie ¹⁰⁾; hier S. 101. — ²⁴⁾ a.a.O. wie ¹⁰⁾; hier S. 101. — ²⁵⁾ a.a.O. wie ⁶⁾; hier S. 10. — ²⁶⁾ Urkundl. Belege gesammelt b. H. Kretschmann: Die -heim-Ortsnamen und ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte des Landes östlich der oberen und mittleren Weser. Hamburg 1938; hier S. 79. — ²⁷⁾ Bau- und Kunstdenkmäler des Kr. Helmstedt, bearb. v. P. J. Meier, 1896; hier S. 198. — ^{27a)} Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim Bd. 4, Nr. 487. —

Das Freingericht in Bettmar

von Otto Hahne

Neben den Laten oder Knechten, die nicht nur in Wohnung und Arbeitslohn ihren Herren völlig unterstanden, sondern auch in allen Rechten von ihnen völlig abhängig waren, gab es in einigen unserer Dörfer auch sogenannte Freie. Sie sind sowohl in ihren wirtschaftlichen Belangen durchaus selbständig und ungebunden, da sie keinen Grundherren haben, als auch genießen sie den außerordentlichen Vorzug, von einigen Steuern frei zu sein, sowie ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten und kleinere Eigentumsvergehen, die ihr Besitztum betreffen, ungehindert in ihren Freingerichten zu verhandeln, während die hohe Gerichtsbarkeit stets der Entscheidung des Landesherrn und seiner Beamten vorbehalten war. Nach altem deutschen Recht besprechen die frei gewählten Richter unter dem Vorsitz des Gogrefen noch im 17./18. Jahrhundert gemäß den festgelegten Regeln die vorliegenden Fälle. Ein Bevollmächtigter des Amtmanns wohnt zwar, gleichsam als Aufsichtsbeamter den Sitzungen bei, greift aber fast niemals ein.

Außer den Freingerichten in Naensen und Sickte (O. Hahne: Das Freingericht in Sickte, Braunschweigische Heimat 1953, 106—108), die aus Berichten des 17. Jahrhunderts bekannt sind, hat auch das Halbgericht Bettmar ein solches Gericht gehabt (Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1957, 47). Nachdem Graf Ludolf von Peine von Herzog Heinrich dem Löwen abgefallen war und im Jahre 1192 seine Burg Peine erobert war, wird sein großes Gericht geteilt. Die eine Hälfte mit den Ortschaften Bettmar, Sierße, Köchingen, Liedingen, Bodenstedt, Wahle, Wendeburg, Zweidorf und Woltorf kommt unter die Botmäßigkeit der Welfen und später des Herzogtums Braunschweig. Die andere Hälfte untersteht dem Bistume Hildesheim. Gleichwohl ist der alte Zusammenhang doch so stark, daß man noch lange Zeit umschichtig einmal bei Dungenbeck und das andere Mal bei Bettmar „up der langen Wisch“ die Gerichtstagungen abgehalten hat.

Das Freienland ist für Bettmar in kleine Parzellen aufgeteilt, und es sind ausschließlich Kotsassen, die es bewirtschaften. Im 17. Jahrhundert schreibt der Amtmann Uffelmann in seinem Berichte über das Amt Wolfenbüttel (Landschaftsbibliothek im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel) folgendes: „Die Freyen aber, welche für den Freyengerichten zu Bettmar undt Sickte erscheinen müßenn, sein sowoll von Entrichtung dere Bedemundt, alß Bauwlebung gantzlich befreyyet. Dagegen müßenn dieselbenn, so füran Freyengerichte zu Bettmar Länderey und anderes verkauffenn, versetzenn oder vererbtenn, dann vonn denn Kauff- oder Pfandtgeldern denn zehenden Pfennning zur Umbfasse erlegenn, davonn der halbe Theill auß Ampt Wulffenbüttel, undt dere andere halbe Theill auß Ampt Peina genommen undt berechnet wirdt; item Freyengeldt, wie unten beim Halbgerichte specificiret.

Die Freyen aber sein vernöge dere freyenn Erkendniß undt darüber gehaltenenn Protocoll gegen Erlegung drey Schärffe (= kleine Kupfermünze) in vorangezogenenn Fellen von Entrichtung des dritten Pfennnings gleichergestaltt befreyet. Waß eß mit denn Freyen und Vogedingsleuthenn für weitere Beschaffenheit hat, ist hinten bey dem Halbgerichte und dem Dorff Sickte zu befinden.“

Während von Uffelman nur ganz kurz und allgemein einige Mittheilungen über die Art des Freengerichts und die Abgaben an die Landesherrschaft zusammengefaßt sind, hat der Amtmann Matthäi sehr ausführlich und recht anschaulich die Gewohnheiten und Rechte der Freien, den Umfang der Rechtsfälle und ihre umständliche Behandlung vor Gericht in folgenden Ausführungen geschildert, so daß dadurch eine genaue Kenntniss erzielt wird, die mitgeteilt zu werden gewiß verdient (Allerhandt Nachrichten des Fürstlichen Residentzambts Wulfenbüttel 1679. Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel II, 14. 67).

„Daß Freyengerichte Bethmar ist alle Jahr des Dienstages in der Woche nach der Meineweche (= Woche nach Michaelis) zu Bethmar undt wirdt von beyderseits Herrschafften alß Churfürstlich Cölnischen undt Fürstlich Wulfenbüttelschen dazu verordneten Herrn Deputirten erhalten undt in Obersitz von ihnen alterniret, wie dan auch zu diesem Gerichte ein sonderlicher Grefe, so der Dingegrefe genennet wirdt, bestellt ist, welcher darbey, wie die Gogrefen bey den anderen Gerichten gebrauchet wirdt, auch dasselbe mutatis mutandis (= unter Abänderung des Notwendigen) hegen undt der Vorsprach ihm antworten muß, wie bey dem Voigttingsgerichte, nuhr daß die Gnädigste Herrschafft, welche daß Jahr den Obersitz hat, im Titul bey der Hegung erstlich genennet wirdt, und daß Fürstliche Ambt Wulfenbüttel, so oft ein Dinggrefe mit Tode oder sonsten abgehet, zween nach einander, daß Chur Cölnische Ambt Peina aber nuhr einen undt alßo allemahl den dritten zu bestellen Macht hat, gestalt wenn der jetzige Dinggrefe Jochen Träger, so an Peinischer Seiten bestellet worden, abgehet, werden diesseits wiederumb zween nach einander, wie sie mit Tode abgehen, beeydigt und ist alsdan erstlich die Riege wieder an dem Ambte Peina.

Für diesem Gerichte werden alle freyen Güter undt Ländereye, welche auff den ersten Blatte im Ambt Geldtregister specificiret seyn, versetzt undt verkauft undt bekommen beederseits die Herrschafften sowohl von den Pfandschilling, so darauff aufgethan wirdt, als den Kaufgeldern, wenn sie verkauft werden, bey dem Gerichte allsofort baar den zehenden Pfennig, worin dieselbe sich theilen, die Hegunge des Gerichts ansetzen undt Verlaß der freyen Gueter geschehen, auff dieselbe Ahrt, wie bey dem Voigttingsgerichte, weshalb solches alhier zu wiederholen für unnuttig geachtet worden ist.

Der Gogrefe: Ich frage Euch umb ein Urtheil zu Rechte, ob es wohl so hohes Tages ist, daß ich darff im Nahmen Gottes des Allmächtigen, wie auch des Durchlauchtigsten Fürsten undt Herrn Hertzogs zu Braunschweig und Lüneburg, des Churkölnischen Erzbischoffs, wie auch dero Hochansehnliche Herren Abgeordneten undt Beysitzern dieses loblichen Gerichtes hegen undt halten Gott zu Ehre, wie auch den ehrlichen Freyen Leuthen zum besten.

Der Dorffsprach antwortet dem Gogrefen: Herr Richter, habt Ihr die Gnade von Gott dem Allmächtigen, wie auch von dem Durchlauchtigsten Fürsten undt Herrn, auch der Beysitzer, daß Ihr möget das Freyengerichte hegen undt halten Gott zu Ehren undt auch den Freyen Leuthen zum besten.

Gogrefe: So frage ich ferner umb ein Urtheil zu Rechte, waß ich auff diesen Gerichte gebieten undt verbieten soll.

Der Vorsprach: Ihr sollet verbieten Hasmuth, Schelltworte undt daß niemandt vor dieses Löbliche Gerichte trete, gewinne oder werbe, er thue es denn durch Vorsprach, Achterleuthe oder es sey ihm von der Obrigkeit erlaubet.

Der Gogrefe: So verbiete ich hiemit Hasmuth, Scheldtwordt, daß niemandt vor diesem Gerichte winne oder werbe, er thue es denn durch den Vorsprach, Achterleuthe undt eingebrachte Urtheil. Hierauß saget er ferner: Ihr Bauermeister tretet hervor undt laeßet wrogen, waß Wrogenß wehrt ist, undt hütet Euch vor Schaden. Wenn nun solches geschehen, dafern noch etwas zu wrogen ist, so fähret der Gogrefe fort, so hebe ich nun dieses Gerichte an zum 1., zum andern undt zum 3. Mahle; wer waß zu klagen hat, der finde sich an, undt wer Recht hat, dem soll Recht widerfahren, worauß die Wrogen verlesen werden, Klagen undt Anklagen vorgenommen werden.

Die Ausrichtung dieses Gerichtes geschiehet von den beyden Ämbtern Wulffenbüttel undt Peina ein Jahr umbs andere undt müssen die Unterthanen desselben Ampts, an den die Riege ist, die Unkosten hergeben, maaßen denn wenn die Ausrichtung diesseits geschiehet, dazu aufgebracht wirdt von den Einwohnern zu Bethmar 11 Thaler, 30 Gutegroschen, Wahle 18 Th. 30 Ggr, Liedingen 9 Th., Köchingen 8 Th. 18 Ggr., Wolltorff 8 Th. 12 Ggr., Bohnstedt 18 Th. 30 Ggr = 75 Th. 12 Ggr.

Ein jeder junger Freymann, wenn er erwachsen ist, mues er sich bey dem freyen Gerichte anmelden undt einschreiben laeßen, auch einen guten Groschen Schreibegeldt geben, undt seyn derselben im 1677sten Jahre 165 gewesen, so in Ampte Wulffenbüttel, Peina, Liechtenberge, Eichgerichte undt einer Hans Struckmann in Braunschweig sich aufgehalten hat.

Ihre Freyen-Gerechtigkeit bestehet darin, daß sie von den Baulebungen, Bedemundt, dritten Pfenning undt Hembdlaeken frey seyn, auch dürffen ihre Töchter, wenn sie heyrathen undt nach der Kirchen zur Copulation gehen, die Haare auff den Rücken hengen undt fliegen lassen, welches sonst keine andere Bauerstochter in diesen Gerichte thuen darff. 2.) seyn sie vorteters aller Ohrten zoll- undt wegegeldtfrey gewesen, so aber nicht mehr in Observantz ist, sondern müssen sie jetzo aller Orthen geben, wo sie mit ihren Gütern durchfahren (Freyenprotocoll vom 9. Octobris 1643).

3) wird von diesen Gerichte eingewroget, was in der Freyen Ihren Häusern geschiehet, was aber auff dem Lande Straßbahres vorgehet, gehört vors Landgericht (Freyengerichtsprotocoll vom 9. Octobris 1649).

4. müssen die Freyen mit einander auff dem Freyengericht ohne Citation erscheinen oder wenn sie dreymahl außbleiben, werden sie von den Freyen gestraffet, wovon die Herrschaft nichts bekommt, wenn sie aber nur 1 oder 2 mahl außbleiben, müssen sie den Schreiber, der sie abließet, für jedes Jahr, da sie außgeblieben seyn 1 Mariengroschen geben.

Die Walltorffer Wiesen gehören theils für Freye-Gerichte, theils für das Schmedenstedtische Meyerding undt 1 Wiese dabey fürs Voigdtlingsgerichte.

Wenn jemand außershalb des Freyen-Gerichts Freyengueter an sich bringt undt sich auff den nechst darauff folgenden Freyen-Gerichte oder länger deswegen nicht anmeldet undt ansetzen läßt, sondern solches hernach erstlich thut, so muß er gedoppelten Umbsatz geben.

Das Landgericht tagt abwechselnd in Bethmar oder Dungenbeck undt danach seyn die Gerichtskosten zu tragen.

Freyman, das sind die Rechte des männlichen Erben, der Freygut hat, und auch die der Schwägere, so sich mit eines Freymanns Tochter befreyet; dann werden auch diejenige damit gemeynet, so die Güter Meyerweise oder um einen Pfandtschilling bewohnen; die da Anwartung haben, seynd die, wenn der Freyen Brüder oder Schwestern so viel würden seyn, daß ein jeglicher alle Jahre nicht von den Gütern was bekommen undt genießen könnte, mußte er nichtsdestoweniger wegen des künftigen Anfalles das Gericht helfen halten, als desgleichen derjenige Freyer, welcher sein Gut umb einen Pfandtschilling einem andern versetzt hätte, wegen der Anwartung, daß ers wieder lösen könnte, muß das Gericht helfen halten.

Beylagen § 6: Ferner befinden sich 10 Freymänner in Wolltorf, die insgesamt daselbst in Stift Hildesheimischer Hoheit wohnen undt zu gegenwärtigen Freyen mit gehören. Diese seynd schuldig dem Ambte Wulffenbüttel jährlich auff Michaelis von jedem Morgen Landes, so mit Winterkorn bestellet gewesen 4 Pfenning, von 3 Morgen Sommerkorn 1 Mariengroschen, von einem Pferde 4 Pf; von einer Kuh 4 Pf., von 1 Schafe 1 Mgr, von einem Lamme 4 Pf. undt von einen Stücke kleinen Vieh (worunter das Federvieh zu verstehen) 1 Pf. Land- undt Viehschatz zu entrichten.

Am 9. November 1676 ersuchen sämblliche Freyen des Freyengerichts zu Bethmar, ihnen von denen Immunitäten undt Begnadigungen der Freyen-Leuthe eine beglaubte Abschrift zu ertheilen: als wird auff beschehene Nachsicht undt eingezogene Erkundigung nicht allein hiemit attestiret, daß, weil die Freyen von den Freyen-Gerichte zu Bethmar von den Kauff- oder Pfandt-Geldern den zehnten Pfenning zur Umsasse erlegen müssen, sie dagegen dasjenige zu genießen haben, was nach Nr. 3 der Freyen-Gerechtigkeit zu habender Nohtdurfft gehöret (13. Juni 1732).

Euer Großachtbahren Gunsten können wir vor- undt anzubringen nicht umbgehen, daß, obwohl wie sämtliche Freyen von der Bedemund undt Handelaken undt Schutzgelde zu geben befreyet nach Erkenntniß vom 12. Oktober 1660, immaßen wie denn auch in dessen Besitz von vielen undenklichen Jahren her bis jetzo gewesen undt noch seyn undt daher nicht hoffen, daß uns jemand bei diesen wohlhergebrachten Freyheit undt Gerechtigkeit undt deren Possession beeinträchtigen undt betrüben sollen: so hat sich doch ohnlängst der jetzige Voigt von Dungenbeck neuerlicher Weise unterstanden, von Heinrich Künnemanns undt Heinrich Dierks zu Wolltorf, Hermann Kappenberg undt Hans Matthias zu Dungenbeck, auch Steffen Sonnenberg zu Schmedenstedt von einem jeden 1 Thaler Schutzgelt zu fordern undt ihnen abzapressen undt was dessen wol mehr vorgewesen seyn mag. Da aber solches Unser wohlhergebrachten Freyheit undt Gerechtigkeit undt also auch allen Rechten undt Billigkeit zuwider, so bitten wir ganz unterthänig Euer Wohledlen, günstig zu geruhen, besagtem Voigt ernstlich aufzulegen undt anzubefehlen, damit er die erwehnten Leuthe abgepreßeten 7 Thaler, immaßen neulich der Gogrefe zu Sauingen, auch die Voigte zu Thiede undt Schmedenstedt in dergleichen Fällen thun müssen, förderlichst wieder restituiret undt herausgeben undt dieser undt dergleichen Turbationen undt Eingriffen sich hinfüro enthalten, vielmehr aber uns bey unser uhrhalten, wohlhergebrachten Freyheit undt Gerechtigkeit ungehindert lassen undt schützen mögen.

Actum auff Gerichte Bethmar 12. Oktober 1660: Beschwerde der Freyen, daß die neue Felddiener und Voigte den freyen Leuthen wider alle Billigkeit abforderten, welches vorher nicht gebräuchlich gewesen, weil nun die alten Freyen mehrentheils verstorben undt die angehenden neuen Freyen von der Gerechtigkeit nicht viel wissend, als wolten sie gebeten haben, das Freyenbuch aufzuschlagen undt ihnen davon Nachricht zu geben.

Bezeugt, daß die Freyen von solcher Beschwerde frey undt auch ihre Erbschafft durch 3 Herren Lande fürdern undt abführen mögen. Wrogen von der Ohsen undt von den Acker werden als unzulässig erhalten; sie sollen haben, was ihre alte Freyen gehabt.

Die Freyen klagen am 14. Oktober 1662, daß der Gogrefe zu Sauingen wegen eines Voigtshemdes einem Freyen die Kuh genommen. Entscheid: weil die Braut sowol als der Bräutigam Freyer Leuthe Kinder, als müßte undt solte ins Künftige nichts davon genommen werden, es sey denn, daß eine Freye einen unfreyen Mann folge oder ein Freyer eine Unfreye heurathen würde, sollten die Unfreyen die Gebühren abstaten.

Wenn ein Freymann eine Unfreye heurathet, soll die Unfreye dadurch frey gemacht seyn undt keine Gebühr weder Voigtshemde noch 1 Thaler, dahingegen aber, wenn eine Freye einen unfreyen Mann heurathen würde, soll das Voigtshemde von dem Unfreyen abgegeben undt entrichtet werden."

Erst mit der Besetzung des Braunschweiger Landes durch die Franzosen 1806—1813 sind diese alten Freiengerichte, ein Überbleibsel mittelalterlicher Gerichtsbarkeit, beseitigt und auch nicht neu wieder eingerichtet, da in den nunmehrigen Amtsgerichten, z. B. Vechelde, und den Landgerichten das Rechtswesen des Staates einheitlich zusammengefaßt wurde.

Verschwundene Barockschlösser des Braunschweiger Landes

von Hans-Adolf Schultz

(Teil 1)

Antoinettenruhe, Sommerschloß nördlich von Wolfenbüttel

Das ehemalige Lustschloß Antoinettenruhe ist heute nur noch seinem Namen nach bekannt. Es lag am südlichen Rande des Lechlumer Holzes (Lechelnholz — benannt nach einem wüst gewordenen Orte Lechede) zur Linken der Straße Wolfenbüttel — Braunschweig. Bereits 1688/89 ist ein „Fürstliches Lusthauß im Lechelnholz“ erwähnt. Eine genauere Nachricht für die Gestaltung und Bebauung dieses Geländes liegt aus dem Jahre 1702 vor, als zunächst der Herzog Rudolf August (geb. 16. 5. 1627, gest. 26. 1. 1704) hier einen Garten von 38 Morgen anlegte und Entwürfe für ein Schloßchen anfertigen ließ. Erst Herzog Ludwig Rudolf (geb. 22. 7. 1671, gest. 1. 3. 1735), ein Sohn des Anton Ulrich, führte 1733 einen dieser Pläne aus. Er baute an dieser Stelle einen Sommersitz für seine Tochter Antoinette Amalie (geb. 22. 4. 1696, gest. 6. 3. 1721), Gemahlin Herzog Ferdinand Albrecht II., Schwiegermutter Friedrich des Großen. Das Monogramm des Rudolf August ließ er an einem Giebel der Vorderseite anbringen. Dieses bestätigt, daß der Entwurf noch aus der Zeit Rudolf Augusts stammt, und in seiner Gestaltung wohl Hermann Korb zuzuschreiben ist.



Abb. 1 Stich von A. A. Beck

Nach einem Stich von A. A. Beck sah das Lustschloß etwa so aus: Der Mittelbau sprang risalitartig vor und wies zwei Geschosse auf. Auf dem Dach fanden sich neben einem Hauptgiebel noch 13 Mansardenfenster. Zu beiden Seiten dieses Mit-

telbaues schlossen sich zwei ziemlich lange Flügelbauten mit $1\frac{1}{2}$ Geschößhöhe an. Das Gesamtgebäude erhielt so eine recht große Breiten-Ausdehnung. An den Flügelbauten waren im Erdgeschoß je drei kleine Risalite angebracht. Jeder Flügel wies einen Gartensaal und vier Zimmer auf.

Die innere Aufteilung der Zimmer schien völlig dem früheren Entwurf entnommen zu sein. Eine besondere Eigenart Hermann Korbs, das Treppenhaus auf der Rückseite herauszubauen, fällt auch hier auf.

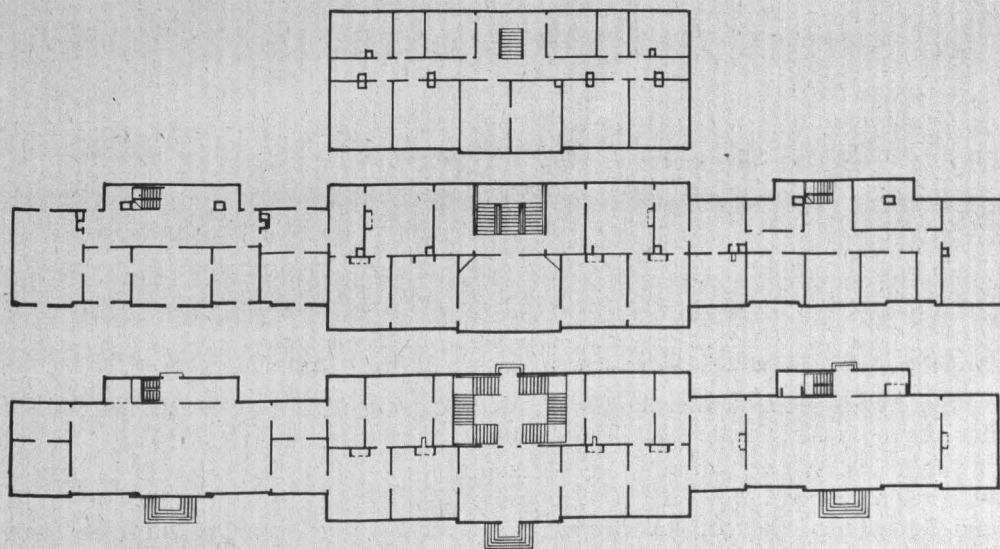


Abb. 2 Grundrisse des Fürstlichen Schlosses zu Antoinetten Ruh

unten: Erdgeschoß des Hauptgebäudes mit linkem und rechtem Flügel

Mitte: Zweites Geschöß des Hauptgebäudes mit Grundriß der Mansarden des linken und rechten Flügels

oben: Dachgeschoß des Hauptgebäudes

Auf der Rückseite trägt dieser Plan den interessanten Vermerk: „Dieser Grundriß ist mir am 8. 10. 1878 von dem Kreisbaumeister Müller zu Wolfenbüttel aus der dortigen Kreis-Bauregistratur für die Bibliothek Herzogl. Baudirektion übergeben. K. Brandes“

(Archiv des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Braunschweig, TB VII 6/94)

Zur Rechten, damit östlich der Straße Wolfenbüttel — Braunschweig, standen weitere Gebäude, die zu dem Lustschloß gehörten.

Zu dem Garten bzw. Park des Sommerschlusses waren große Teile des Lechlumer Holzes mit ihren hohen Buchenbeständen hinzugenommen. Der Garten selbst war architektonisch aufgeteilt, er lag südlich des Schlosses nach Wolfenbüttel zu. Diese Stelle beeindruckt noch heute. Der Blick geht von hier weit nach dem Süden, über die Silhouette der Stadt Wolfenbüttel mit ihrem Schloß- und ihren Kirchtürmen nach den vorharzischen Höhenzügen.

Das Gelände des Lechelnholzes bot sich geradezu, den Auffassungen der Zeit entsprechend, für ein Naturtheater an. An manch' einem Sommerabend werden hier Aufführungen stattgefunden haben.



SCHLOSS ANTOINETTEN-RUH.

Abb. 3 Eine weitere Darstellung des Lustschlusses.

(Archiv des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum Braunschweig, TB VII 6 94)

Ein Rundtempel in diesem Waldpark sollte eigentlich die sterblichen Reste der Herzogin Antoinette Amalie aufnehmen.

Noch als Witwe wohnte die Herzogin hier. Nach ihr zog die Herzogin Philippine Charlotte (geb. 13. 3. 1716, gest. 16. 2. 1801), Gemahlin Herzog Karl I. und Schwester Friedrich des Großen mit ihrer Tochter Auguste Dorothee (geb. 2. 10. 1749, gest. 10. 3. 1810), die uns als letzte Äbtissin zu Gandersheim (1778-1791) und Pröpstin zu Quedlinburg bekannt ist, hier ein. Diese Herzogin veranstaltete ebenfalls während der Sommermonate in Antoinettenruh zahlreiche kulturelle Abende, unter denen die Konzertabende nach zeitgenössischen Berichten eine ganz besondere Bedeutung hatten. Auch Friedrich der Große weilte hier des öfteren zu Besuch bei seiner Schwester.

Diese beiden Damen sollen ebenfalls wie Antoinette Amalie den Wunsch geäußert haben, im Park dieses Sommerschlusses beigesetzt zu werden. Alle drei fanden jedoch nicht ihre letzte Ruhestätte hier.

1733 war diese Anlage einst gebaut worden. Nach 99jährigem Bestehen wurde sie 1832 bis auf einzelne Nebengebäude abgebrochen. Ein Haus wurde 1837 als Forsthaus eingerichtet, dann aber auch beseitigt. Ein anderes diente als Gastwirtschaft. Das Inventar, vornehmlich die reiche Zahl der Bilder und das prunkvolle Mobiliar aus dem Sommerschloß wurden zu Spottpreisen verkauft.

Der Garten, der noch einige Jahre erhalten blieb, lag quer zum Schlosse. Die Wege verliefen in gewundenen Schleifen, eingefast von Hecken. Durch künstlich aufgeschüttete Terrassen war er in zwei verschieden hohe Flächen aufgegliedert, die sich noch dazu durch verschiedenen Bewuchs unterschieden.

Das Bevern-Schloß zu Wolfenbüttel

Am Schloßplatz zu Wolfenbüttel stand als „Haus für den Erbprinzen“ das „Kleine Schloß“ oder „Bevern-Schloß“, so genannt, da es dem Hause Bevern, einer Nebenlinie, diente.

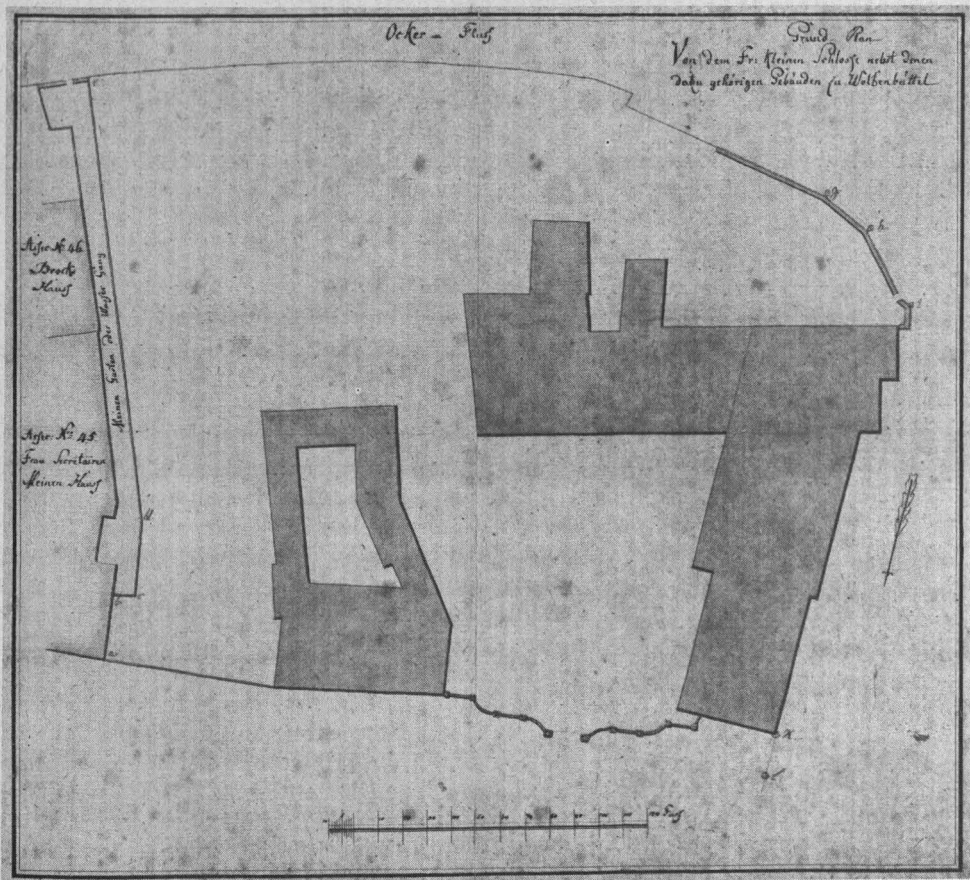


Abb. 4 Grundplan von dem früheren Kleinen Schlosse nebst denen dazugehörigen Gebäuden zu Wolfenbüttel

(Archiv des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Braunschweig, TB VII 6/95)

Durch Umbauten des verhältnismäßig kleinen Prinzenhofes (1655) erhielt diese Gruppe von Häusern, die bis dahin ohne jede Bedeutung gewesen war, einen auf Hermann Korb zurückgehenden Umbau. 1723 war dieser als ein schlichter Fachwerkbau vollendet. Vom Großen Schloß waren diese Bauten streng geschieden. Mit dem Westflügel erstreckte es sich freilich bis an den Okerlauf. Im Osten lag der Wirtschaftshof. Vor dem eigentlichen Schloßchen war somit ein Innenhof entstanden, dessen offene Seite nach dem Schloßplatz zu lag. Wohl einige Jahre später war noch ein Flügel nach dem Süden angebaut. Eine unmittelbare Verbindung zu dem Großen Schloß bestand durch einen überdeckten Gang über die Oker hinweg.

Den überlieferten Berichten ist zu entnehmen, daß lediglich das Mittelgebäude massiv errichtet war. Im Mittelpunkt lag hinter einer Halle ein Treppenaufgang in das dreistöckige Haus. Auch dieser war nach Art Hermann Korbs vorgebaut. Der Hauptsaal, dessen Höhe über zwei Geschosse hinweg reichte, lag im Westtrakt.

Um dieses Schloßchen herum zog sich ein ebenfalls in verschiedene Teile und in verschieden hohe Terrassen aufgegliederter Garten, dessen Bewuchs dem Charakter der gewundenen Wege in Form und Aussehen angeglichen war.

Dieses Schloßchen war lange Jahrzehnte der Wohnsitz Anton Ulrichs. Nach dem Aussterben der regierenden Linie Braunschweig-Wolfenbüttel übernahm Herzog Ferdinand Albrecht II. die Regierung.

1791 wurde das Schloßchen an Drost von Rodenberg verkauft.

Fürstenau

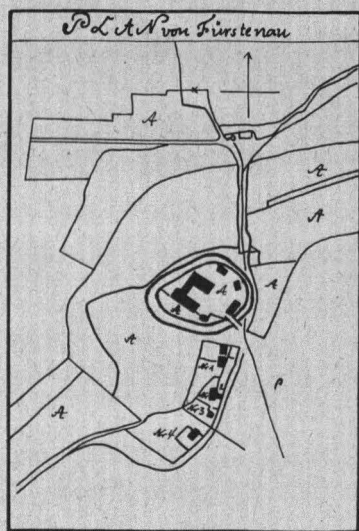


Abb. 5

Lageplan des Lustschlosses Fürstenau
Umgezeichnet von J. Schultz aus dem
Feldriß von 1767
(Staatsarchiv Wolfenbüttel 2915)

An der Stelle, an der später das Lustschloß errichtet wurde, lag ursprünglich ein kleines Dorf namens Haslere. Aus den Urkunden erfahren wir, daß es 1318 aus sieben Hufen und sieben Worth bestand. Sicherlich war dieses der gesamte Grundbesitz, der als herzogliches Lehen an die Familie Scadewolt gegeben wurde. Wir erfahren weiter, daß dieses Lehen 1344 an das Geschlecht von Uetze und 1434 an die von Pawel und von Kalm fiel. Um 1400 wird eine eigene Kapelle erwähnt, die zu dem Patronat des Herzogs Friedrich gehörte und dem Bann Schmedenstedt zunächst eingegliedert war. Aus den folgenden Jahrhunderten ist für diese kurze Übersicht nichts Nennenswertes bekannt geworden. Erst 1716 erwarb die Herzogin Elisabeth Sophie Marie (geb. 2. 9. 1683, gest. 3. 4. 1767) die Flur des alten Haslere. Im nächsten Jahre wurde bereits mit dem Aufbau eines Lustschlosses begonnen. Ab 1719 wurde es bewohnt und erhielt die Bezeichnung „Fürstenau“. Nebenher wird des öfteren ein Gesundbrunnen genannt, der heilkräftiges Wasser geliefert

haben soll. Das „Fürstliche Haus“ wurde mit einem Wassergraben umgeben, dessen Wälle und Böschungen sich noch heute deutlich erkennen lassen.

In der Dorfbeschreibung von 1767 wird von Johann Julius Bütemeister und Georg Christian Geitel eine ausführliche Darstellung gegeben: „Zu dem Fürstl. Guthe gehört: a) Der Hof, welcher mit einem Graben eingefastet, mit einem wolaptierten Wohnhause bebauet, und mit den erforderlichen Haushaltsgebäuden versehen ist. An der südlichen Seite auf dem Hofe ist die Kirche, deren Grundfläche 5 Ruthen hält und der Glockenthurm stehet in der Mitte. Erstere ist, wie die übrigen Gebäude auf dem Hofe mit Ziegeln, die Thurmspitze aber mit Schiefeln gedecket. Der Hofraum incl. sämtlicher Gebäude außer der Kirche hält 2 M 100 R. b) Der Garten hält — M 101 Ruthen und auf der anderen Wegseite 1 M 96 R zusammen 2 M 77 R. c) Länderey 349 M 30 R. d) Wiesen 193 M 60 R.



Abb. 6

Zeichnung von der Kirche zu Fürstenau, wahrscheinlich schon nach dem Abbruch angefertigt, heute in der Kirche zu Sophienthal aufbewahrt. (Foto Dr. Schultzs)

Kirche: Zur Bequemlichkeit der hieselbst Wohnenden und der Eingesessenen zu Sophienthal ist allhier eine Kirche Unterhalten. Der Kirchhof ist aber in Sophienthal angeleget.“

Von 1734 lautet die Beschreibung: „Die Kirche ist 45 Fuss lang, 26 breit, 12 hoch und 3 Fuss dicke Mauern mit Bruchsteinen und Kalk gemauert, oben von Holz, darinne eine hölzerne Thür, und 4 hölzerne Fenster. Der Fussboden ist mit geschliffenen Sollinger Platten belegt alles in gutem Stande. Über der Kirche auf dem Saale ein klein Camin von Barrnsteinen. Davor ein steinerner Ofen mit eisernem Bogenaufsatz, Altar, Predigt- und Beichtstuhl, Priecheustühle und Bänke mit Beschlägen an den Thüren, alles in gutem Zustande. Über den beiden Altartüren zwei Fenster, jedes von 4 grossen Ruthen gut. Nach dem Saale über der Kirche geht eine Treppe von 13 Stufen, mit dem Treppenstuhl und Geländer gut, auf dem Saale 8 Luchtfenster, eine Schenke in der Wand mit zwei Schiebethüren,

3 Kommoden mit Wachstuch überzogen, Boden mit Taubenschlag darüber.“ „Dieser eigenartige Saal über der Kirche ist in die zweite Etage des Turmes eingebaut.“

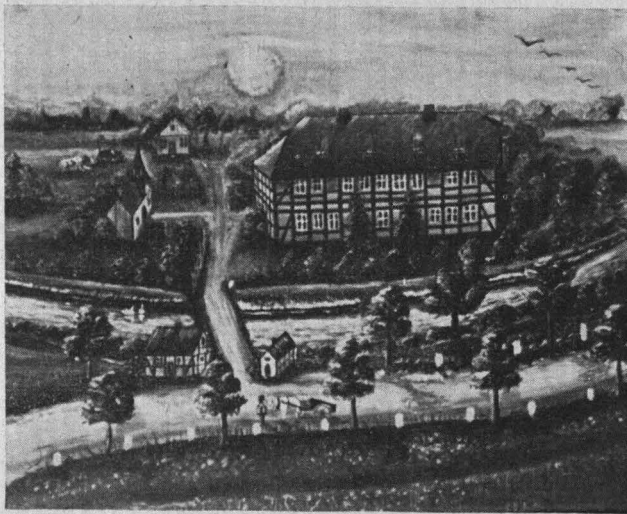
Aus der Beschreibung von 1767 entnehmen wir weiterhin: „An der südlichen Seite auf dem Hofe ist die Kirche, deren Grundfläche 5 R hält, und der Glockenthurm steht in der Mitte. Erstere ist wie die übrigen Gebäude auf dem Hofe mit Ziegeln, die Thurmspitze aber mit Schiefeln bedeckt.“

Im Jahre 1742 ging das Gut in einer vertraglichen Vereinbarung an den Herzog Karl I. über. Die lebenslängliche Nutznießung behielt jedoch die Herzogin. Wir erfahren, daß neben dem fürstlichen Gute noch 4 Anwesen hier bestanden haben. 1764 kommt Herzog Ferdinand in den Besitz. Er hat sich jedoch nur selten hier aufgehalten.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Anlage so baufällig geworden, daß zuerst das Lustschloß, später auch die Kapelle abgebrochen werden mußte.

Aus dieser Zeit findet sich eine handgeschriebene Nachricht auf dem Vorblatt eines Buches: Europens Produkte, zweyter Versuch . . . von A. F. W. Crome, Hamburg bey Carl Ernst Bohn 1784, das sich in Sophiental, Ldkr. Br., im Besitz des Herrn Versandleiters Otto Baumgarten, Nr. 42, befindet. Einer seiner Vorfahren hat geschrieben: „Heinrich Eduard Otto Oehlmann ist in Bettmar 25. 3. 1861 geboren, da sind wir 1861 nach Sophiental gezogen, 1865 sind wir nach Fürstenau gezogen, da haben wir das Schloß gekauft, da haben wir bis 1875 und haben es Abgerissen und haben es in Sophiental dies Haus, wir drin wohnen, 1875 davon aufgebaut, Nr. 42, ich habe das Bild (Abb. 7) selbst gemalen, was hier im Hause ist, ich bin auch 75 Jahre alt.“

Betrachtet man heute dieses Haus Nr. 42, vor allem von der Südseite, so erkennt man noch altes Balkenwerk, Türen, alte Fensteröffnungen u. a. Die Fenster selbst und die Treppen sind vollständig erneuert.



Zwei Grabplatten dienen auf dem Grundstück Otto Hauer in Fürstenau als Abdeckung für die Jauchegrube. Nach Bericht der Familie Hauer sollen diese schon sehr lange dort liegen. Die Schrift ist fast vollständig abgetreten. Man erkennt auf der

Abb. 7 Fürstenau - Lustschloß
gemalt von Heinrich Eduard
Otto Oehlmann - heute im
Besitz eines Nachfahren, des
O. Baumgarten
in Sophiental 42.



Ehemalige Wassermühle
des Klosters Ringelheim
in Salzgitter-Ringelheim,
erbaut 1699

links: Giebelseite mit
gebuckelten Fußbändern,
liegenden Fachwerkrauten
und Backsteinmosaik

unten: Teilansicht des
Fachwerkgefüges
mit Backsteinmosaik und
lateinischer Balkeninschrift des
Bauherrn Abt Abdon König



Aufn. Bildarchiv des Amtes
für Denkmalpflege in Braunschweig (2)

Fachwerkhäuser in

Gesamtansicht der ehemaligen
Wassermühle von 1699



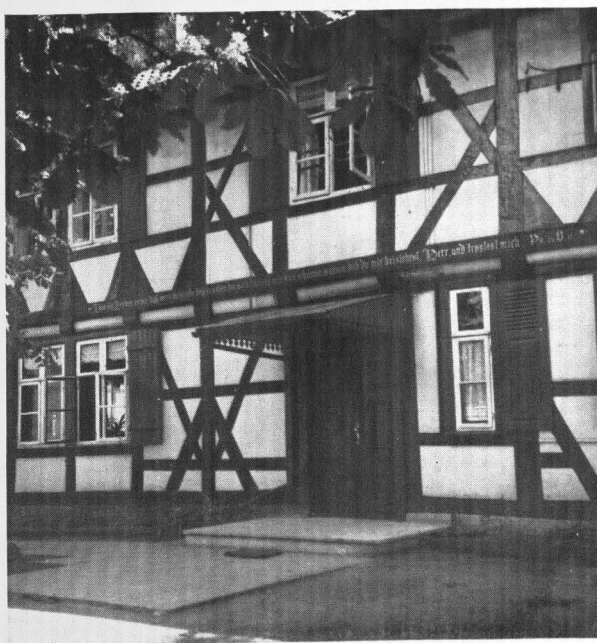
Haus Nr. ass. 4 mit drei „Wilden
Männern“ auf der Giebelseite

Salzgitter-Ringelheim



Haus Nr. ass.7 erbaut 1703 von
Menolphus Andreas Schrader
und Helena Christina
Veronika Kestner

Giebelseite mit „Wildem Mann“ im
Fachwerk und Bibeltext am Schwell-
balken (Psalm 7, Vers 1)



Traufenseite mit Bauherrninschrift

Fachwerkhäuser in Salzgitter-Ringelheim



Haus Nr. ass. 22 aus dem
17./18. Jahrhundert mit
„Wilden Männern“



Haus Nr. ass. 49 aus der Zeit um 1700
mit Kreuzbändern und „Wildem Mann“

einen Platte noch „geboren 25. Juli 1608“ — „gestorben 5. Septembris 1680, 72 Jahre alt 5 Wochen“, auf der anderen ist nur die Jahreszahl „1660“ zu entziffern. Revierförster Rud. Weiss, der früher im Forstamt Fürstenau tätig war, glaubt sich zu entsinnen (Brief vom 13. März 1962) — Archiv des Landesmuseums f. G. u. V., Braunschweig), daß im Grabgewölbe der Fürstenauer Kapelle „Napps lieblich Töchterlein beigesetzt worden sei“. Napp war Pächter des dortigen Vorwerkes, ehe es zum Lustschloß umgebaut wurde.

Im Volksmunde hält sich weiterhin das Gerücht, daß auch ein „Graf Lebericheldt“ hier beerdigt sei.

L a n g e l e b e n , Jagd- und Lustschloß im Elm

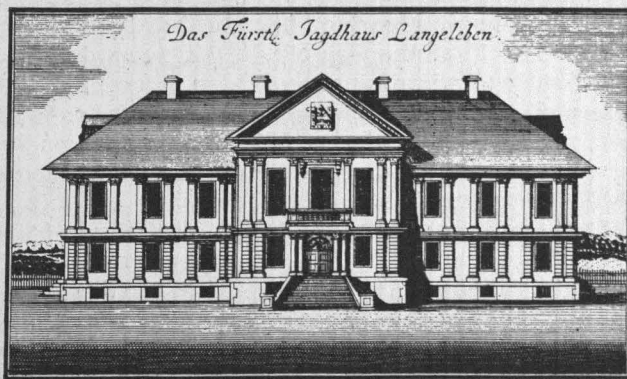
Durch den Elm verlief quer eine Straße von Schöppenstedt nach Königslutter. An ihr wird die erste Burg Langeleben zur Sicherung dieser Heer- und Handelsstraße angelegt worden sein. Die urkundlichen Nachrichten über sie sind spärlich. Aus ihnen ersehen wir, daß sie 1476 als Lehen an Cord von Asseburg, 1555 an Heinrich von Veltheim und 1575 an die Familie von Schenk gelangt. 1595 war sie so verfallen, daß sie von Grund auf erneuert werden mußte. Während des Dreißigjährigen Krieges zerstörten die Kaiserlichen 1626 erneut die Burg. Da wohl kein besonderes Interesse in der folgenden Zeit für sie vorgelegen hat, verfiel sie. Erst als sie nach weiteren 35 Jahren in den Besitz des Herzogs August des Jüngeren (geb. 10. 4. 1579, gest. 17. 9. 1666) kam, wurde sie wieder hergerichtet. 1686 erhielt der damalige Erbprinz August Wilhelm (geb. 8. 3. 1662, gest. 23. 3. 1731), Sohn des Herzogs Anton Ulrich, die Anlage mit allem wirtschaftlichen Zubehör. Bis 1689 wurde auf dem Gelände des Wirtschaftshofes der Burg von Hermann Korb für den damaligen Erbprinzen eines der drei Jagdschlösser (Hasselfelde, Walkenried und Langeleben) dieser Zeit erbaut. Das Material für die Grundmauern wurde aus der leider immer mehr verfallenden Burg genommen.

Nach Art der Zeit wurde das Schloß an zwei Seiten mit Flügelanbauten versehen: dem sogenannten Kavalierhaus und einem Wirtschaftstrakt. Das Schloß selbst stand erhöht auf einer Terrasse. Ein Stich von A. A. Beck zeigt uns sein Aussehen. Es war ein zweistöckiger Fachwerkbau mit einem vorspringenden Mittelbau, auf dem ein hoher Dreiecksgiebel saß. In diesem war eine Sonnenuhr angebracht. Eine Freitreppe führte von dem Ziergarten in das untere Stockwerk. Die Tür war mit zwei Säulen zu beiden Seiten besonders würdig gestaltet. Über der Freitreppe war im ersten Stock ein Balkon angebracht. Die Fassaden des Schlosses waren sowohl im Erd- wie im Obergeschoß durch Pilaster aufgegliedert.

Abb. 8

Fürstliches Jagdhaus
Langeleben

Stich von A. A. Beck



Ein Garten und ein Park um das Schloßchen herum, in den auch die Reste der ehemaligen Burg mit einbezogen waren, unterstrich den Charakter des Jagdschlösses. Wasserläufe waren künstlich zu Teichen erweitert. An einem wurde 1705 eine Grotten-Anlage aus Kalkquadersteinen erbaut. Die Anlage der Spazierwege und die Bepflanzung der angrenzenden Park- und Waldteile geschah in ähnlicher Form wie bei den übrigen Barockschlössern.

Zu vielen Festlichkeiten des Herzogshofes gehörte es, eine Jagdgesellschaft nach Langeleben zu fahren.

Während der Sommermonate wohnten Herzoginnen mit ihrem Gefolge hier, so Christine Sophie (geb. 2. 4. 1654, gest. 26. 1. 1695), die Gemahlin des Herzogs August Wilhelm, für den ja dieses Jagdschloß erbaut worden war. Sie starb hier. Nach ihr bezog Christine Luise (geb. 20. 3. 1671, gest. 12. 11. 1747) das Schloß, die Witwe Ludwig Rudolfs (gest. 1. 3. 1735).

1703 ließ der Erbprinz hier eine eigene Kirche in Form einer kleinen Kapelle und eine notdürftige Schule einrichten. Bis 1715 standen beide unter der Aufsicht der Stiftskirche in Königsutter, bis daß 23 Jahre später die Pfarre mit der zu Lelm vereinigt wurde.

Herzog Karl I. zeigte kein besonderes Interesse für Langeleben. Er verpachtete den Wirtschaftshof bereits 1740.

1756 standen noch „Restbauten“. Man versuchte sechs vom Harz eingewanderte Familien anzusiedeln.

Wegen Baufähigkeit wurde 1830 nach 141jährigem Bestehen das Jagd- und Lustschloß Langeleben, das sicherlich manch' fröhliche Jagdgesellschaft erlebt hatte, abgerissen. Auf Abbruch wurden letzte Kulturgüter verkauft. Lediglich die Quellgrotte — ein letztes Denkmal der Barockanlage — hält die Erinnerung wach. Bei Bauarbeiten stieß man 1960/61 auf Fundamentmauern der alten herzoglichen Anlage.

(Fortsetzung folgt)

Konfirmandenkleidung in Braunschweig um 1800

von Werner Flechsig

Wenn die Osterzeit herannaht, beschäftigen sich alljährlich ungezählte Eltern mit der Frage, wie ihre Kinder zur Konfirmation gekleidet werden sollen. Auch unter den Geistlichen wird dieser Frage immer wieder Aufmerksamkeit geschenkt, weil die Kirche darum bemüht ist, die feierliche Wirkung des Konfirmationsgottesdienstes durch das Bild einer einheitlich gekleideten Konfirmandenschar zu steigern. Man hört bei den Erörterungen über etwaige Bekleidungsvorschriften für Konfirmanden oft die Meinung, daß die Farbe der Kleider sich nach dem Termin der Konfirmation richten müsse: Finde diese an einem Sonntag *v o r* Ostern statt, so müßten wegen der bevorstehenden Karwoche *d u n k l e* Kleider getragen werden, werde die Konfirmation aber am Weißen Sonntag *n a c h* Ostern gefeiert, so seien für die Mädchen *w e i ß e* Kleider angebracht. So soll es in früheren Zeiten gehandhabt worden sein.

Wie steht es nun damit? Hat es bei uns früher wirklich eine einheitliche Bekleidungssitte für Konfirmanden gegeben, deren bindende Kraft so lange wirksam war, wie die alte Kirchenzucht Macht über die öffentliche Meinung besaß? Diese Frage ist meines Wissens bisher von der Volkskunde noch nicht eingehend untersucht worden, weil es zu wenige Berichte über Einzelheiten der Konfirmationsfeiern in älterer Zeit gibt, um daraus ein klares Bild von der Konfir-

mandenkleidung gewinnen zu können. Glücklicherweise können wir aber wenigstens über die Verhältnisse in der Stadt Braunschweig um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert etwas erfahren, was uns weiter hilft. Es sind die „Braunschweigischen Anzeigen“, in denen seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts erst vereinzelt, dann häufiger, wenn auch nicht alljährlich, Konfirmandenkleider von Schneidermeistern und anderen Bürgern zum Kauf angeboten werden. Merkwürdigerweise befinden sich darunter vorwiegend gebrauchte Kleider, die als „noch fast neu“, „noch recht gut“, „wenig getragen“ oder ähnlich angepriesen werden. Uns interessieren unter diesen Anzeigen nur diejenigen, in denen die Farbe, die Stoffart und die Machart der Kleider erwähnt werden.

Wir finden 1792 „ein schwarzes seiden Kleid nebst Rock für eine Konfirmandin“ (7. März) und „ein schwarzes Kleid von Bombassin für eine Konfirmandin“ (10. März), 1797 „ein noch recht gutes schwarzes seiden Kleid für eine Konfirmandin“ (25. März), 1798 „ein noch ganz neu fein braun tuchen Kleid, gut passend für einen Konfirmanden“ (3. März) und „ein schwarzes Tami-Kleid für eine Konfirmandin“ (3. März), 1799 „ein grünliches Kleid für einen Konfirmanden“ und „ein Rabattenrock für einen Konfirmanden“ (20. März), 1800 „ein grüner Rock, so für einen Konfirmanden brauchbar“, „ein schwarz Bombasin-Rock und Kleid für eine Konfirmandin“ und „ein schönes blau, extra fein tuchen Kleid mit Weste und Hose, wenig getragen, für Konfirmanden“ (22. März), 1802 „für einen Konfirmanden ein noch so gut als neues Kleid, nebst Weste und langen Manchestern Beinkleidern um einen ganz billigen Preis“ (10. März), 1803 „Ein dunkelblauer Rabatten-Rock nebst weißer Weste und schwarzer Hose für einen Konfirmanden, so gut wie neu“ (2. März), 1805 „ein grau und weiß melirt tuchen Kleid, noch neu für einen Konfirmanden“ (9. März), und „zwei blaue Kleider für Konfirmanden“ (20. März), 1806 „ein brauner Rock für einen Konfirmanden“ (15. März), 1810 „ein ganz neuer Mannsrock von feinem schwarzen Tuch, den Eigenthümer unpaßlich gemacht, und für einen Konfirmanden sehr gut zu gebrauchen ist“ (10. März), „ein blaues Kleid nebst langen Hosen, feines Tuch und wenig getragen, für eine Konfirmanden“ (17. März), „ein noch neuer feiner dunkelblauer Rock und ein brauner für Konfirmanden (17. März), „ein schwarzes Habit für einen Knaben auf Ostern“ (24. März), „ein blautuchenes Kleid, so gut wie neu, für einen Konfirmanden passend“ (4. April), „ein dunkelblaues Kleid und eine schwarzseidene Hose“ (4. April), „ein schwarzes Kleid für einen Konfirmanden“ (11. April), „ein schwarzer und ein blauer Rock, welche für Konfirmanden sehr gut zu gebrauchen sind“ (11. April), „ein noch beinahe neuer feiner dunkelblauer Mannsrock für einen Konfirmanden“ (14. April), 1813 „zwei weiße Battistmousselinene Kleider für Konfirmanden“ (3. März), „ein schwarzes Tuchkleid, fast neu und sehr gut für einen Konfirmanden“, „ein schönes weißes taffentnes Kleid, so gut wie neu, für eine Konfirmandin“ (10. März), „2 blaue Kleider, so gut wie neu, für Konfirmanden“ (13. März), „ein dunkelblaues feines Tuchkleid oder Frackrock für einen Konfirmanden“ (13. März), „ein schwarzer tuchener Kleidrock für einen Konfirmanden“ (20. März), „ein dunkelblauer Frackrock, für einen Konfirmanden passend“ (24. März), „ein dunkelblaues Knabenkleid, eine weiße Weste und ein Castorhuth für einen Konfirmanden“ (24. März), „Ein feiner dunkelblauer Klapprock, sehr gut für einen Konfirmanden“ (24. März), „ein schwarzes Kleid, Weste und Hose für einen Konfirmanden“ (27. März), „sehr wohlfeile, gestickte Mull-Kleider für Konfirmandinnen“ (27. März), „ein noch sehr guter brauner

Frackrock, für einen Confirmanden passend" (27. März), „ein schwarzer Rock und Hose, eine weiße Weste und ein Paar neue Schuhe, alles für einen Confirmanden passend" (31. März) und „ein schwarzes Tuchkleid, so gut wie neu, für einen Confirmanden" (3. April).

Ähnlich bunt ist das Bild, das wir aus den folgenden Jahrgängen der „Braunschweigischen Anzeigen" gewinnen. Es herrschen die dunklen Farben — schwarz und blau — vor, aber daneben erscheinen weiterhin braun, grün und andere Farben. Weiße Kleider für Mädchen werden nach wie vor nur selten erwähnt. Da die Konfirmation in jenen Jahrzehnten, wie ebenfalls aus den „Anzeigen" ersichtlich, am Weißen Sonntage stattfand, ist es also damals keine allgemein verbindliche Sitte gewesen, am Sonntag Quasimodogeniti nach frühchristlicher Überlieferung weiß gekleidet in der Kirche zu erscheinen. Andererseits war auch die schwarze Kleiderfarbe offensichtlich nicht für die Confirmanden vorgeschrieben. Mehr als kirchlicher Einfluß scheint der Einfluß der Mode Farbe und Schnitt der Confirmandenkleidung bestimmt zu haben. Darauf deuten Bezeichnungen wie „Rabattenrock", „Klapprock" und „Frackrock" sowie die ausdrückliche Erwähnung langer Hosen, die erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der französischen Revolution auch bei uns in Mode kamen und die bis dahin allein gesellschaftsfähigen Kniehosen zu verdrängen begannen. Modischem Wechsel waren anscheinend auch die Hutformen für Confirmanden unterworfen. Am 11. April 1810 wurde außer einem Kleid noch „ein runder Hut für einen Confirmanden" angeboten; 1817 gab es „sehr feine und mittel Hüte, auch einige Sorten sehr gut für Confirmanden, nach der neusten Facon, zu billigen Preisen, bei Weber auf dem Altstadtmarkte im Hause 2" (8. März). Im gleichen Jahre empfahl sich die Witwe des Doktor Magnus ihren Kunden „mit besonders schönen weißen waschledernen Handschuhen zur Confirmation" (19. März).

Bemerkenswert ist schließlich eine Anzeige der Madame Benoit auf der Neuenstraße vom 12. April 1800, die „eine neue Art Guirlanden, wie auch Aufsätze für Confirmandinnen" anpreist. Zweifellos handelte es sich dabei um kleine Myrthen- oder Rosmarinkränze nach Art der Brautjungferkränze, wie sie als Confirmandinnenkränze in die volkskundlichen Sammlungen unserer Museen gelangt sind.

Abgesehen von der Verwendung solcher Kränze, die dem Hochzeitsbrauchtum entlehnt worden sind, scheint die Konfirmation hiezulande keine festen Formen der Kleidung und Ausschmückung der Teilnehmer geprägt zu haben, wie sie den Volksbräuchen bei anderen Hauptabschnitten des Lebenslaufes eigen waren. Das Verschenken von silbernen oder goldenen Erinnerungsmedaillen an Confirmanden, die im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts wiederholt erwähnt und am 29. März 1806 eingehend beschrieben wurden, ist wegen der Kostspieligkeit eines solchen Geschenkes (zum Preise von 1, 1½, 2, 3, 5, 6 oder 10 Talern) gewiß nie recht volkstümlich und weiter verbreitet gewesen.

So springt denn für die Volkskunde aus den alten Nachrichten über Kleidung und Schmuck der Confirmanden kein erheblicher Gewinn heraus. Wohl aber sind diese Nachrichten für die Geschichte der städtischen Kleidermoden des Empire und des frühen Biedermeier recht aufschlußreich. Sie unterstreichen und differenzieren durch eine Fülle statistisch verwertbarer Einzelangaben das, was wir sonst nur aus einzelnen Kostümbildern der Zeit ablesen können.

Eine Tagesfahrt Goethes durch den Nordharzgau

von Fr. K a m m r a d t

Auf seiner vierten Harzreise ist Goethe an einem schönen Sommersonntag des Jahres 1805 durch das Oscherslebener Land gefahren. Sein Weg führte ihn von Helmstedt über Hamersleben, Neuwegersleben nach Haus Nienburg bei Schwanebeck. Er war in Helmstedt einige Tage Gast des ebenso geistreichen wie wunderlichen Professors Beireis gewesen. Er hatte seine Freude gefunden an diesem „faustischen Menschen“, diesem „Merlin - Beireis“. Er hatte sich wohlgeföhlt in dem „barocken Zauberkreis“ dieses an originalen Einfällen überreichen Professors; er hatte seine großen Sammlungen bewundert, die er „preiswürdig und unschätzbar“ fand. Von diesem Wundermann in Helmstedt wollte er zu einem anderen vielbesprochenen Original fahren, dem tollen Hagen auf Haus Nienburg.

Über diese Tagesfahrt Goethes liegen uns zwei Berichte vor. Der eine stammt von dem späteren Pastor in Hadmersleben, Weitze, der den Goetheabend auf Haus Nienburg als Kandidat und Hauslehrer persönlich erlebt hat, der andere von dem in Hornhausen geborenen Goetheforscher Wilhelm Bode, der in dichterisch ausgeschmückter Weise seine Großmutter über ihre Erinnerungen an die Fahrt Goethes erzählen läßt. Beide Berichte stimmen in allen wesentlichen Punkten überein. Beide sind heute schwer zugänglich. Die Erlebnisse dieser Fahrt sind wert, festgehalten und verbreitet zu werden.

Goethe kam in einer Kutsche mit dem Theologen Henkel aus Helmstedt in Hamersleben an. Es mußte eine Rast eingelegt werden. Das Gespann fuhr auf den Hof der Rabeschen Gastwirtschaft (heute Deutsches Haus). Beim Aussteigen mußte Goethe feststellen, daß der Kutscher auf dem Bock betrunken war. Vor dem Hofe stand der junge Daniel Bode, der Großvater des Goetheforschers. Er hörte als erstes Wort aus dem Munde Goethes den derben Satz: „Das Schwein ist besoffen“. Er hoffte am Sonntagnachmittag sein Mädchen Regine, eine Tochter des Wirtes, zu treffen. Da Goethe gehört hatte, daß die Wege durch das Bruch schlecht seien, wollte er sich dem betrunkenen Kutscher nicht anvertrauen und bat den jungen Daniel, ihn bis zur Nienburg zu fahren.

Schon in Neuwegersleben ließ Goethe den Wagen wieder halten. Er wollte sich die Gegend beschauen und fragte seinen Ersatzkutscher nach allen möglichen Dingen aus. Er mußte ihm erzählen über den Ackerbau, die Bodenschätze, die Kohlenschächte, ja nach den Pflastersteinen fragte er ihn aus. Daniel wußte nicht, was er von diesem so auffallend neugierigen Menschen halten sollte. War es ein reicher Herr, der sich hier ankaufen wollte? Oder war es ein Großkaufmann, der überall nach Geschäften ausschaute? Der Platz, von dem aus Goethe die Gegend betrachtete, heißt noch heute der Goetheblick.

Auf Haus Nienburg wurde Goethe stürmisch begrüßt als „Erster von einem seiner ersten Verehrer“. Erst da wurde es Daniel klar, daß er einen berühmten Dichter gefahren habe. Goethe unterhielt sich mit ihm noch bei einem Rundgang und ließ sich über aller Verhältnisse der Gegend genaue Auskunft geben.

Nach dem Abendessen begann ein kräftiges Trinkgelage. An ihm nahmen neben Goethe und Hagen die beiden Theologen Henkel und Weitze teil. Weitze war der Sohn des Pastors aus Hornhausen und Daniel Bodes Schulfreund. Die beiden Theologen fühlten sich nicht so trunkenfest wie Goethe und Hagen und soll-

ten doch immer gleichen Schritt halten. Sie suchten einen Ausweg und fanden ihn. Über den weiteren Verlauf hören wir nun, was die Großmutter W. Bodes ihrem Enkel aus ihrer Jugendzeit erzählt hat:

Daniel, der mit dem Verwalter über den Hof ging, hörte sich auf einmal bei seinem Namen rufen, von dem Saal her, wo die Herrschaften bei der Tafel gesessen hatten. Er ging hin, und da sah er Weitzen mit einem Glase Wein, und der sagte: „Daniel, trink einmal!“ — „Auf Dein Wohl, Friedrich!“, antwortete Daniel und trank das Glas aus. Und nun kam heraus, was Weitze wollte. Daniel und der Verwalter sollten beim Fenster bleiben. „Hier im Saale“, sprach er, „fängt jetzt das Saufen an. Henkel und ich haben das nun nicht so gut gelernt wie die andern; aber sie lassen uns nicht los und schenken unsere Gläser immer wieder voll. Da habe ich mich mit Henkel verabredet, wir wollen mit unsern Weingläsern und Tabakpfeifen ab und zu im Saale spazieren gehen und hier am Fenster schütten wir dann den Wein aus. Aber eigentlich ist das eine Sünde.“

„Ich verstehe schon“, sagte Daniel, „wir sollen als Spülfaß dienen. Warum nicht? Auf diese Weise schmecke ich doch auch einmal, wofür die reichen Leute ihr Geld ausgeben.“

„Du bist gescheut!“ meinte Weitze. „Und der Wein ist gewiß sehr fein. Das, was wir jetzt trinken, dafür sagt man Burgunder. Ich werde euch allemal den Namen sagen, und ich bringe euch auch Kuchen und Gebäck; dann fallt ihr sobald nicht um.“

„Oh, ich hole uns Stühle heraus“, sprach da der Verwalter, „auf dem Hintern hält man das Saufen länger aus als auf den Füßen.“

Nun, so haben sie es denn auch gemacht. Bald kam Weitze ans Fenster, bald Henkel und reichten ihre Gläser hinaus. Und manchmal horchte Daniel auch in den Saal hinein, was die andern am Tisch angaben. Na, die paar Herren machten einen großen Spektakel. Der Herr von Hagen konnte recht ausgelassen sein; darum nannten sie ihn schon lange den tollen Hagen und trugen viele Geschichten von seinen Streichen herum. Jetzt, wo er so berühmte Menschen zu Besuch hatte, war er ganz aus dem Häuschen, und ich glaube, Goethe trieb auch noch seinen Spaß mit ihm. Dein Großvater erzählte, der Herr von Hagen hätte immer Gedichte hersagen müssen und Goethe hätte ihm dann gezeigt, wie er es noch besser machen könnte, und dann hätte er immer von vorn anfangen müssen. Die andern konnten sich vor Lachen fast nicht halten. Eine Zeitlang haben sie auch alle miteinander neue Gedichte gemacht; sie wollten sehen, wer es am besten konnte. Ich denke mir, sie haben den Herrn von Hagen gewinnen lassen, daß der doch für den vielen teuren Wein auch eine Freude hatte.

Und dabei saßen Daniel und der Verwalter im Garten unter dem Fenster und tranken ein Glas nach dem andern; dazwischen aßen sie Makronen oder wie das Zeug heißt. Duhn waren sie schon lange; aber Daniel dachte sich: Dies Fest wird in meinem ganzen Leben nicht wieder gefeiert! Auf einmal, wie sie wieder jemand am Fenster sahen und aufstehen wollten, ihren Wein hinzunehmen, da war es kein Henkel und kein Weitze, da war es der Herr von Goethe.

Na, der machte große Augen! Dann schmunzelte er über das ganze Gesicht und sagte erst ein paarmal: „So! So!“ oder „Hm! Hm!“ und fragte „Ihr leistet uns wohl schon den ganzen Abend Gesellschaft? Am Ende helft ihr gar den beiden geistlichen Herrn beim Austrinken? Nun, da wären wir vielleicht auch schuldig, euch

einen guten Tropfen zu bringen. Jetzt eben wird eine Flasche von einem Rheinwein angebrochen, der in demselben Jahr entstanden ist wie unser freundlicher Wirt und ich selber. Diesen Achtundvierziger müßt ihr nun doch kosten; ihr würdet ihn sonst wohl nie an eure Lippen bekommen."

Am andern Morgen sah Goethe den Daniel scharf an und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Wie sieht es denn hier aus?“ fragte er.

„Oh, das schadet nichts“, sagte Daniel; „das ist vergänglich.“

Da mußte Goethe lachen. Und nun holte er seinen Beutel heraus und gab Daniel einen Louisdor: „Hier, mein Beistand in der Not! Er hat mir einen Dienst erwiesen! Dieser Louisdor ist nicht vergänglich; aber freilich rollt er leicht weiter.“

„Euer Gnaden, ich werde ihn meinem Mädchen bringen“, antwortete Daniel gleich.

„Und wann habt ihr Hochzeit?“

„Ihr Vater will davon noch gar nichts hören“, mußte Daniel antworten. „Er sagt, Reginchen ist noch viel zu jung.“

„Viel zu jung?“ wiederholte Goethe. „Da wären wir ja wieder beim Vergänglichen. Von allen Fehlern hat mir bei den Frauenzimmern die Jugend am besten gefallen. Grüß er sein Reginchen, und sie soll sich in dieser Hinsicht nur recht langsam bessern.“

Dabei gab er Daniel die Hand. Nachher fuhr er nach Halberstadt weiter; Daniel aber kam mit Henkel seiner Kutsche wieder zurück, und diesmal war er dreist und ging in unser Haus und gab mir den Louisdor.

„Großmutter, wo ist er?“

„Ach, dummer Junge, wo mag der sein? Rund war er, und wir armen Leute mußten ihn wohl weiterlaufen lassen. Vielleicht steckt er in dem Tische, auf dem deine Bücher liegen, oder in dem Stuhle, auf dem ich sitze; beide stammen ja aus meiner Aussteuer.“

Nun, ich gucke den Tisch an und dann den alten Lederstuhl und mir war, als ob ich selber mit Goethe aus einer Flasche getrunken hätte.“

Zympethai

von Otto Söchtig

Waī dai Mākens dān ainen Äbend mid ühren Spinntropp in Gruden Bülten (*Groß Bülten*) in'n Kräage täahupe said'n, wail Kräugers Lene mid'n Innläen ann'e Riēge 'wesen was, du raip Luwaise, dat was dat Oll'rste van Engelken Howwe, upp ainmāl half ärgerlich sāa varr sick hen: „Dai verdammten Flaihe! Ummer modd'n sick kratzen unn schobben. Wu dat Tuichs man bluß alle härkummt in iusen Hiusel!“

Dat was natuirlich Wäder upp'e Mühle farr Maiers Annā. Denn üt was all lange sāan bedden aiwersüchtig 'ewesen up ühre Freundin Luwaise. Tāa dān Bengels, dai sick īrnstlich umme dat hübsche Luwaise bemoihen diē'en, hüre uck dai, dān Maiers Annā sāa giērn tāan Brügamme 'hat härre. Ut härr āwer de Freundin betthār noch nicks dāvan merken lād'n. Äwer einmāl schöll üt et denne doch gewähr wiēren, unn dai Gelāgenhait dātāa was niu sāa gūnstich, waī viel-

leicht balle nich wïer. Dårumme antwure niu Annå: „Wenn diu sãa viele Brü-gamms härrest wã Flaihe, denn sãa könnst'e man dat Land varlåd'n.“ Luwãise was åwer nich ubb'n Kopp 'efallen unn varstund dai Stichelaie woll. Ut dachte sick inn Stillen saïn Dail, sã åwer nicks unn gruiwele nå upp Rache. Et fãll' ùhr midd'n Mãle wat in, unn dat schölle 'mãket wiëren. Ut froie sick dã all ganz bannich up. Mit Hülpe van sãan ulen Zympethaimiddel wolle man nãmlich dai scheußlige Flaihplãge iut Engelkens Hiuse nå Maiers Hius bannen. Dat schöll åwer 'n Spãß wiëren! Dat lütje Bertå, Luwãise ùhre jüngere Swester, wùrd glaiken Dag drup in dütt Komplott innewaiht, unn was uck glaik mit allen vull unn ganz invarstån. Düsse ule Briuk iut ganz ulen Taïen här was woll noch in'n Darpe bekannt, wùrd åwer van dãn jüngeren Luien nich mihr annewendt, was uck woll dails all vargedden. Unn dat wollen Engelkes Mãkens denne dogg 'emål tãa passender Taït iutnutzen.

De April gunk te Enne, de Mai kamm in't Land; de Åbende wuren all wïer wärmer. Du, aines Dãges raip Bertå: „De Uitjen quarret; huide Åbend ward et Taït!“ Luwãise lache varr Froide liue up, was doch niu endlich de Dagg 'ekumen, dat man Maiers Annå den tãagedachd'n Straich spiëlen könnne. Luwãise laip inn'e Schuine un draie twai Struhwische tãarechde, dãn ainen varr sick unn dãn andern varr ùhre Swester.

Wã et duister was, naimen se baide ùhre Struhwische, draien düsse ïrst ornlich in Ubenruß harumme, hailen se hinder sick unn sliken sick denn laïse nå Maiers Hiuse. Dã varstuken se sick ïrstemål hinder'n gruden Buhm, un Bertå ging laïse an't Fenster, umme mål te spekelairn, ob Maiers woll all bai'n Åbenbrüt sidden dië'en. Wã dat sãa is, dã winket üt de Swester un niu harrin. Ganz laïse mãket se de HiUSDür up un horchet; se hürt dat dai bai'n Åbenbrüe sünd. Niu ritt Luwãise de Stiubendür up, un mid den Würen: „Låt ju widde Süge (*weiße Sau*) nå de swarden Farken harrin!“ smaït't baide Mãkens ùhre swarden Struhwische in Maiers Stiuwe harrin, raït't hille de Stiubendür wïer hinder sick tãa un stunnen wã sãan Blitz wïer budden. Air Maiers van de Varjãchnisse wïer tãa sick kaimen, up'e Dãle kiken, um dai Schelme tãarügge te rãaben (*rufen*), dat se ùhrn Struhwisch glaik wïer midde nihmen können, würen dai Swestern all lãngst wïer tãan Hiuse harriut un hãrren sãa — nå dãn ulen Volksgluben — 'ewunnen. Se kiken sick nogg en pãår mål umme un lachen ùhrer fuinschen Freundin wat nå, un laiben (*liefen*) nå ùhren Hiuse.

Düssen Åbend schöll 'ne dat Åbenbrüt åwer extrå giut smecken!

Schatzdettmer

'ne Vartellige uit Å'enstie (Adenstedt) von Ewald Hoffmann

Süss hait hai Hainrich Dettmer. Hai herr en schüne lüttjik Hius un was La-ine-wãwer. Sa-in Hius Iach in 'en gruden Uubstgåren, un gla-ik daba-i uk en schünen halben Margen Kuhlgãren. Hai was all ba-i Jãhren, err hai fra-ien wolle. De Mudder was estarben, un niu möbte hai fra-ien, denn hai könnne sick nich viel umme dãn Hiushalt kùmmern, wenn dat Geschãfte nich tearügge gãhn schölle. Dã möbten twai Swa-ine, twai Ziegen und twölf Hoiner varsarget wiren, un dat Land möbte sa-ine Arnunge uk hebben. Hai herr' jã uk all lãngere Ta-it mit Schãpers Frederike 'lubn, åwer niu möbte et doch Iernst wiren. Frederike

herr ühne uk ganz giern, dat wußte hai, un err se 'ts Äbends iut 'en Spinntropp kaim, du måken sai et klår, dat se fra-ien wollen. De Oldern würen uk inverstahn, un du ging hai nā'n Pastur un bestelle dat Upgebott.

An'n Dāge herr hai 'r kaine Ta-it tea, un sea ging hai 'ts Äbends hen. De Pastur sach et 'ts Äbends uk laiwer, wail hai an'n Dage uk nich giut Ta-it herr, denn hai bewürtschafte dai Parrländera-ien sülms. Dat würen uwer hundert Margen Land, dātea kaimen Knechte, Mākens un Dagelühner. Dā mößte hai 'er ba-ie sa-in, süß ging dat nich wa-ier.

Un aines giuen Äbends ging niu Hainrich hen na' en Pastur. Hai wurd von dān Hiusmāken 'frāget, wat hai wünsche, un err hai secht herre, wat hai woll', ging et hen un melle ühne an ba-i 'n Pastur. Hai könne gla-ik varkumen. Err hai niu inne was, kaimen noch twai Mākens un harchen an der Dür, wat Hainrich wolle, un do hüren se denne düt Gespräke:

„Giuden Abend, Herr Pastur!“, sā' Dettmer. „Guten Abend, Herr Dettmer!“ sā' de Pastur. „Kommen Sie her und setzen Sie sich!“ Err sick Dettmer 'esett herre, sā' de Pastur: „Na, Herr Dettmer, was haben Sie für Anliegen?“ „Jea, Herr Pastur, ick woll et Upgebott bestellen; ick will fra-ien.“ — „So, so, heiraten wollen Sie, was haben Sie denn für eine Braut?“ — „Wett Sai denn dat nich, Herr Pastur, ick bin Schapers Fredera-iken ühr Schatz.“

Err dat dai Harchers an der Dür hüren dien, du laiben sai nā'r Kūke, un da ging dat Lachen umme, dat Dettmer „Schatz“ esecht herre anstatt Breddigam. Sa-itdāme hait hai āwer uk Schatzdettmer.

Friedrich Hartger zum Gedächtnis

von Heinz Mollenhauer

Am 5. Dezember 1961 verstarb in Braunschweig eine Dichterpersönlichkeit, deren literatisches Schaffen ebenso sehr unsere engere Heimat umfaßt hat wie weit darüber hinaus den gesamtdeutschen Raum betrifft. Wir haben alle Veranlassung, des Lehrers i. R. und Schriftstellers Friedrich Hartger in unserer Zeitschrift zu gedenken, da er Zeit seines Lebens die von uns verfolgten Ziele auf literarischer Ebene mit bedeutenden Werken verkündet hat.

Hartger wurde am 28. Februar 1883 in Elsebeck geboren. Der winzige Ort liegt im Drömling- sowie Ohregebiet und gehörte bis 1941 zum Amtsgerichtsbezirk Calvörde, damit zugleich zur Kreisdirektion Helmstedt. Der neue Erdenbürger entstammte einem alten Bauerngeschlechte der dortigen Gegend. So ist es verständlich, daß sich ihm die Wunder der eigenartigen, wasserreichen Landschaft des Drömlings auf Grund enger Verbundenheit erschlossen und ihn seit seiner frühesten Jugend mit einer tiefen Liebe zur Heimat und Natur erfüllten.

Es bedurfte jedoch eines langen Weges, bis Hartger seine innere Schau in einem Buche niederlegen konnte. Er wählte den Beruf eines Lehrers, besuchte mit Erfolg das Seminar in Wolfenbüttel und war zunächst im Solling tätig. Seit 1906 finden wir ihn in Braunschweig, wo er ein eignes Haus am Windmühlenberg 5 erwerben konnte. Hier erst sammelten sich die Eindrücke und Erinnerungen seiner Jugend zu einem einheitlichen Ganzen. Hier erst entwickelte er sich als typischer Spätreifer zu einem sehr geachteten Dichter und Schriftsteller.

Er begann mit kleinen Skizzen, Gedichten und Kurzgeschichten für Zeitungen und Zeitschriften. 1928 erschien als Jugendbuch und in Form von kulturhistorischen Bildern „Im Paddelboot durch den Drömling“, in dem er nicht nur eine scharfe Beobachtungsgabe verrät, sondern auch die Befähigung unter Beweis stellt, seine Heimat den Lesern mit zuverlässigen Schilderungen nahe zu bringen.

Erst acht Jahre später ließ Hartger ein neues Werk erscheinen, das dieses Mal einen historischen Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges darstellte mit dem Titel „Die Flucht ins Moor“. Man merkt den fesselnden Ausführungen des Verfassers an, daß sie auf langen Überlieferungen beruhen und von genauer Kenntnis von Land und Leuten zeugen.

In der Folgezeit hat sich Hartger mit seinem Schaffen verlagert. Die Bücher:

„Im Walde vor Tau und Tag“ (1939),

„Rufe über dem Moor“ (1950),

„Wo der Adler kreist“ (1958)

zeigen einen Naturschilderer und Tierschriftsteller kraft innerer Berufung und im Kreise Gleichschaffender von bemerkenswerter Eigenart.

Eine feinsinnige literarische Würdigung der Werke findet sich in der Zeitschrift des Freundeskreises des Gr. Waisenhauses Braunschweig Nr. 22 vom Mai 1958 S. 15 ff. aus der Feder von Dr. Wien unter dem Titel „In Ehrfurcht vor dem Geschaffenen — Friedrich Hartger, dem 75jährigen zum Dank“. Eine weitere Würdigung wird in Heft 34 der gleichen Zeitschrift von Ernst Bergfeld erscheinen.

Hartger hat verdientermaßen die Wilhelm-Raabe-Plakette der Stadt Braunschweig erhalten.

Die erforderliche Sammlung zu seinem Schaffen — neben seinem erfolgreichen Hauptberuf im Schuldienste — bot ihm sein ideal an den Ufern der Oker gelegenes Heim am Windmühlenberge. In diesem echten „Tuskulum“ konnte er die geistigen Kräfte gewinnen, die für eine überdurchschnittliche Leistungen wesentlich sind. Hinzu kam, daß er sehr musikalisch war und selbst das Pianoforte spielte. Die Musik von Beethoven zog ihn besonders an. In seinem Schaffen wurde er verständnisvoll von seiner Ehefrau Luise geb. Steffens unterstützt. Sie entstammte gleich ihm einem alten Bauerngeschlechte, nämlich aus Berge, Kr. Gardelegen, in der Altmark.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1961

1. Öffentliche Vorträge und Jahreshauptversammlung.

Wie in den vergangenen Jahren fanden die öffentlichen Vorträge im Vortragssaal des Städtischen Museums am Steintorwall in Braunschweig statt. Für die gewährte Gastfreundschaft möchten wir auch an dieser Stelle der Museumsverwaltung und dem Hausmeister mit seinen Helfern, die sich der Garderobe annahmen und für die Vorführung der Lichtbilder sorgten, unseren herzlichen Dank abstellen.

Am 25. Januar sprach Oberkreisdirektor Hermann Kerl aus Clausthal-Zellerfeld, der Hauptvorsitzende des Harzklubs, über „Naturpark Harz, Gedanken über seine Aufgabe und Gestaltung“. Ausgehend von der Erkenntnis, daß industrielle Ballungsräume wie die Städte Hannover, Braunschweig, Salzgitter und Wolfsburg im Interesse der Volksgesundheit immer nötiger ausreichend großer Erholungsräume in ihrer Nähe bedürfen, entwickelte der Redner die Vorstellungen des Harzklubs und des Harzer Verkehrsverbandes darüber, wie der Oberharz als ein in sich geschlossener großer Erholungsraum seinen volksgesundheitlichen Aufgaben für die vier Großstädte seines nördlichen Vorlandes am besten dienen könnte. Als wichtigste Voraussetzung für eine wirkliche und nachhaltige Erholung erscheint die Hinführung der Harzbesucher vom flüchtigen Wochenendaufenthalt zum längeren Verweilen und vom raschen Durchfahren zum gemächlichen Wandern. Deshalb müssen an den Rändern der eigentlichen Wandergebiete ausreichend große und genügend zahlreiche Parkplätze geschaffen werden, von denen aus die Autofahrer in die für den Kraftwagenverkehr zu sperrenden Waldteile wandernd vordringen können. Gut beschilderte Rundwege von verschiedener Länge, gestaffelt nach der Leistungsfähigkeit der Wanderer, sollen von den Parkplätzen ausgehen und zu ihnen zurückführen. Die Sperrung der meisten Forststraßen für den Kraftwagenverkehr ist nicht nur im Interesse der Forstverwaltung erforderlich, sondern auch zum Schutze des Wildes und zur Erhaltung von lärm- und staubfreien Zonen, die für die Volksgesundheit unerlässlich sind. Eine Reihe prächtiger Farbaufnahmen von Harzlandschaften aus allen Jahreszeiten vertiefte den Eindruck der anregenden Ausführungen.

Ein anderes Gebiet, dessen sich der Landschaftsschutz in jüngster Zeit tatkräftig angenommen hat und das ebenfalls zu einem Naturpark für sein Einzugsgebiet gestaltet werden soll, ist die Wald- und Flußlandschaft der Oberweser im Landkr. Münden. Über sie sprach Oberkreisdirektor Rudolf Ronge am 15. Februar in einem Vortrag über „Aufgaben der kommunalen Heimatpflege, aufgezeigt an Beispielen aus dem Landkreis Münden“. Er beschränkte sich dabei nicht auf die Erörterung landschaftspflegerischer Fragen, sondern schilderte auch, unterstützt durch Farblichtbilder, seine tatkräftigen Bemühungen um die Dorfverschönerung und Volkstumspflege, wobei die Ansätze zur Schaffung einer zwar zeitgemäßen, aber an alte heimische Überlieferungen anknüpfenden Tracht für die Sing- und Volkstanzgruppen zur Sprache kam. Alles in allem war es ein erfreuliches Bild, das von den Bemühungen des Kreises Münden um die Heimatpflege gewonnen wurde, anregend als Vorbild für die Stadt- und Landkreise unseres Verwaltungsbezirkes.

Am 4. März fuhren rund 100 Heimatfreunde nach Fallersleben zum Schlachtfestessen im Ratskeller, wo nach Wahl Pottwurst nach Hasenwinkel-Art oder Braunkohl mit Brägenwurst aufgetischt wurde. Dem Essen gingen voraus die Besichtigung des Hoffmann-von-Fallersleben-Gedenkstätte unter Führung von Rektor Rehn mit Kaffeetafel im Hoffmann-Hause und ein Stadtrundgang unter Führung von Dr. H. A. Schultz, auf dem der eindrucksvollen klassizistischen Kirche von 1804 ein längerer Besuch abgestattet wurde. Nach dem Essen sprachen Studienrat G. Schridde über „Hoffmann von Fallersleben und seine Stellung zu kulinarischen Genüssen“ mit Proben aus Briefen und Gedichten und Dr. W. Flechsig über „Volks- und Stammeskundliches aus dem Hasenwinkel“ auf Grund dialektgeographischer Erhebungen.

Die Jahreshauptversammlung fand am 22. März wegen anderweitiger Inanspruchnahme des Raumes im Städtischen Museum ausnahmsweise im Vortragssaal der „Brücke“ auf dem Steintorwall statt. Nachdem Oberbaurat G. Hartwig als Vorsitzender den Tätigkeitsbericht für 1960 und Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister den Kassenbericht für 1960 gegeben hatten, wurde ihm auf Antrag des Kassenprüfers Böler von den versammelten Mitgliedern mit dankbarem Beifall für seine umsichtige und erfolgreiche Verwaltung der Vereinsmittel Entlastung erteilt. Nach dem geschäftlichen Teile sprach Dr. Herbert Röhrig, der Vorsitzende des Niedersächsischen Heimatbundes, mit eindrucksvollen Farblichtbildern über das Thema „Heimatgedanke und Städtebau, dargestellt am Aufbau der Stadt Hannover“. Wenn auch nicht alles, was zur Sprache kam und zu sehen war, von den Heimatfreunden als gute städtebauliche Lösung anerkannt werden konnte, so wurde doch klar, daß der Wiederaufbau einer bombenzerstörten Innenstadt in Hannover planmäßiger und sinnvoller vorangetrieben wurde als in Braunschweig, sei es nun dank den größeren Mitteln, die dort zur Verfügung standen und stehen, sei es dank der zielbewußten Einflußnahme der in einer „Auf-

baugemeinschaft" zusammengeschlossenen Bürger auf die Arbeiten der Planungs-, Hoch- und Tiefbaubehörden. Zu einer solchen fruchtbaren Mitwirkung der Bevölkerung an der Gestaltung des Stadtbildes ist es leider in Braunschweig bisher noch in keinem nennenswerten Ausmaß gekommen, weil offensichtlich das Gefühl der Mitverantwortung der Bürgerschaft für diese und andere heimatpflegerische Fragen noch zu wenig entwickelt ist. Hier mahnend und anregend zu wirken, war die Hauptaufgabe des fesselnden Vortrages.

Nach der durch die Studienfahrten ausgefüllten Sommerpause wurde die Reihe der Vortragsveranstaltungen am 7. Dezember wieder fortgesetzt mit einem Bericht des Oberforstmeisters Kurt Schmidt über „Die Aufgaben des Niedersächsischen Forsteinrichtungs- und -vermessungsamtes und ihre Bedeutung für die praktische Forstwirtschaft“. Der Redner schilderte zunächst die Entwicklung des forstlichen Einrichtungs- und Vermessungswesens im Lande Braunschweig seit dem 18. Jahrhundert bis zur Umwandlung seiner in der Buchhorst gelegenen Dienststelle in eine für das ganze Land Niedersachsen zuständigen Landesbehörde. Sodann gab er an Hand von alten und neueren Forstkarten und Wirtschaftsplänen einen Überblick über die jetzige Organisation und die technische Durchführung der Einrichtungs- und Vermessungsarbeiten. Dabei wurde es den Heimatfreunden klar, daß der Forstmann heute mehr denn je zu Kompromissen zwischen den aus der Bodenkartierung erarbeiteten Grundsätzen einer standortgemäßen Einrichtung der Reviere und den Erfordernissen des Rohstoffmarktes nach der jeweiligen Weltwirtschaftslage gezwungen ist. Mit Bestürzung vernahmen die Zuhörer, daß heutigentages nicht nur Fallholz im Walde verfault, das früher als Brennholz von Bedürftigen aufgesammelt wurde, sondern daß sogar geschlagenes Nutzholz nicht selten verkommt, weil die Abfuhr und Veredelung zu kostspielig ist im Vergleich zur Kunststoffherzeugung und sich daher keine Käufer einfinden. Es ist gewiß kein Zeichen für innerlich gesunde, krisenfeste Wirtschaftsverhältnisse, wenn so verschwenderisch und achtlos mit einem der ältesten, vielseitigsten und kostbarsten Rohstoffe der Natur umgegangen wird, und wir sollten daher alle mithelfen, uns eine echte „Holzkultur“ heute und in Zukunft zu erhalten. Damit würde auch unserer Forstverwaltung manche gegenwärtige Wirtschaftssorge genommen werden können.

2. Studienfahrten.

Die erste halbtägige Studienfahrt am 13. Mai war dazu bestimmt, das schon für den Winter vorgesehene, aber wegen der Wildverhältnisse verschobene Wildschweinessen in der Gaststätte „Wolfstein“ bei Bad Harzburg durchzuführen. Der richtige „Wolfshunger“ für das Essen, zu dem allerdings wegen ausgebliebenen Jagdglückes Wildkalbfleisch statt des erhofften Wildschweins geliefert wurde, stellte sich von selbst ein, nachdem die Teilnehmer unter Führung von Dr. Otto Rohkam durch das Naturschutzgebiet Butterberg gegangen waren und eine längere Wanderung längs der Zonengrenze durch den Schimmerwald hinter sich gebracht hatten. Die Grenzschutzpolizei hatte dazu aus Sicherheitsgründen dankenswerterweise einen Beamten als Betreuer abgestellt. Nach dem Essen erfreute Dr. Rohkam die Heimatfreunde mit einer Auswahl aus seinen urwüchsigen plattdeutschen Geschichten von den Harzer Wäldern, ihren Tieren und Menschen.

Die 2. ganztägige Fahrt am 18. Juni galt dem Innerstetal und dem Oberharzer Bergbau. Nachdem bei Salzgitter-Ringelheim die Innerste erreicht worden war, ging es zunächst im Flußtal entlang aufwärts über Langelsheim bis zur ehemaligen Pappenfabrik Berenfeld. Dort verließen die Teilnehmer die Busse und wanderten hangaufwärts durch junge Tannen zu den Überresten der Burg Hagen, genossen dort oben während der geschichtlichen Ausführungen von Dr. H. A. Schultz und volkskundlicher Bemerkungen über die Wolfshäger von Dr. W. Flehsig den herrlichen Rundblick und begaben sich dann am Waldrande entlang und durch die Wiesen hinab zu den im Dorf Wolfshagen wartenden Bussen. In Lautental übernahm Lehrer i. R. Rieche aus Zellerfeld die weitere Führung der Fahrt und gab am dortigen Bahnhof zunächst einen allgemeinen Überblick über die Geschichte des Bergbaues und der „Bergstädte“ des Oberharzes. Ein zweites Mal ließ er bei Wildemann halten und aussteigen, um über die dort mündenden Entwässerungstollen der Clausthal-Zellerfelder Gruben zu sprechen. Bei einem dritten Halt in einem verlassenem Steinbruch bei der Frankenscharrnhütte bot sich ihm Gelegenheit, geologische und botanisch-waldbauliche Erklärungen zu geben und die heutigen Aufgaben der Hütte zu schildern. Nachdem man oberhalb des Prinzeiches am Beginn

der Innerstetalstraße noch einmal kurz ausgestiegen war, um den prächtigen Fernblick vom Rande der Osteröder Straße auf Osterode und das südwestliche Vorland des Harzes wahrzunehmen, kam man pünktlich zur festgesetzten Zeit nach Clausthal-Zellerfeld, wo im Zellerfelder Schützenhaus das Mittagessen eingenommen werden konnte. Von 15 bis 16.30 Uhr besichtigten die Teilnehmer, in Gruppen aufgeteilt, unter sachkundiger Führung das Oberharzer Bergmuseum und fuhren anschließend zur Innerstequelle im Entensumpf nahe der Andreasberger Straße, wo Lehrer Rieche seine letzten Ausführungen über die bergmännische Wasserwirtschaft auf dem Oberharze machte. Da es dort zu regnen begann, mußte auf einen Besuch des nahen Buntenbock verzichtet und gleich die Pixhaier Mühle aufgesucht werden, wo sich die abschließende Kaffeerast mit der berühmten Hausspezialität, Waffeln mit Schlagsahne, in den schon von anderen Gästen gefüllten Räumen leider wenig gemütlich abwickelte. Die Rückfahrt nach Braunschweig erfolgte an der Okertalsperre vorbei.

Auf der 3. Studienfahrt am 12. August wurde das noch wenig erschlossene, weil verkehrsentlegene Drömlingsgebiet im Nordteile des Kr. Helmstedt an der Zonengrenze besichtigt. Es ging dorthin über Nordsteimke, Burg Neuhaus und Danndorf, wo der scheidende Naturschutzbeauftragte des Kr. Helmstedt, Forstmeister Ulrich, die Führung übernahm. Er gab während der Fahrt durch die nördlichen Ausläufer des Lappwaldes sowie später beim Durchfahren der unter Naturschutz stehenden eigenartigen Sumpfwaldwildnis des Drömlings auf dem „Veltheimer Damm“ pflanzengeographische und waldbauliche Erklärungen ab. Zwischendurch hatte Dipl.-Ing. Hillendahl die ausgestiegenen Fahrtteilnehmer bei Graffhorst zum Allerknie geführt, um ihnen die Schleuse zu zeigen, durch die das Wasser aus den Entwässerungsgräben des Drömlings in die Aller geleitet wird, und um an Ort und Stelle die jahrhundertelange Geschichte dieser schwierigen Entwässerungsarbeiten darzustellen. Nachdem die Busse den Kaiserwinkel unmittelbar an der Zonengrenze durchfahren hatten, gelangten sie über Zicherie und Brome nach Altdorf, wo Pastor Dr. Asendorf seine hochaltertümliche Dorfkirche zeigte. Von dort ging es zur Kaffeetafel nach Ehra-Lessien und abschließend schon beim Abenddämmern zu Fuß durch die blühende Heide zum Bickelstein, jenem sagenumwobenen Findlingsblock mit symbolischen Kreuz- und Näpfchenzeichen, der schon in einer frühmittelalterlichen Grenzbeschreibung genannt ist.

Auf der ganztägigen 4. Studienfahrt am 10. September wurde das den meisten Braunschweigern kaum bekannte Gebiet zwischen dem Steinhuder Meer, der Weser und dem Deister besucht. Zunächst ging es geradenwegs über Neustadt a. Rbg. zum Südrande des Steinhuder Meeres. In Steinhude nahmen uns Oberstudienleiter Dr. Stracke und Studienrat Dr. Brohm aus Stadthagen in Empfang, die sich dankenswerterweise für den größten Teil des Tages als Betreuer zur Verfügung gestellt hatten. Dr. Brohm gab einführend am Ufer mit dem Blick auf die bei strahlendem Sonnenschein auf der leicht bewegten Wasseroberfläche tanzenden Segelboote einen Bericht über die geologischen Voraussetzungen der Meerbildung an dieser Stelle und über die Geschichte der schaumбургischen Inselfeste Wilhelmstein, auf der Scharnhorst seine militärische Ausbildung genossen hat. Dann ging die Fahrt weiter zur Höhe des Moränenzuges bei Bergkirchen im Westen des Meeres, wo sich neben der ehemaligen Windmühle für Dr. Brohm die günstigste Gelegenheit bot, im weiten Rundblick die erdgeschichtliche Entwicklung des ganzen Raumes zwischen Steinhuder Meer, Weser, Bückebergen und Deister allgemein verständlich darzustellen und auf die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte dieses Landes der hochmittelalterlichen Häger-Siedlungen einzugehen. Vorbei an dem schaumбургischen Schloß Hagenburg und mehreren typischen Häger-Dörfern gelangte man dann bald nach Loccum. Dort übernahm Kirchenvogt Drost die Führung durch die an Kunstwerken reiche ehemalige Zisterzienserkirche, die in ihrer Lage hinter dem Torfhaus und an Teichen wie auch in ihrer baulichen Eigenart so große Ähnlichkeit mit unserer Riddagshäuser Klosterkirche hat. Von den in Loccum glücklicherweise erhalten gebliebenen anderen Klostergebäuden wurden uns der Kreuzgang mit seinen Grabdenkmälern und das reich mit Wandgemälden geschmückte Laienrefektorium gezeigt. Besonderes Interesse fand die Schilderung der erstaunlichen Rettungsarbeiten an diesen vom Verfall bedrohten Wandbildern, die schichtenweise abgelöst und auf einer neuen Gewebeunterlage befestigt worden sind, eine denkmalpflegerische Meisterleistung des damit betrauten Künstlers. Zum Mittagessen standen in Stadthagen mehrere Gaststätten zur freien Wahl zur Verfügung. Um 15 Uhr sammelten sich die verstreuten Fahrtteilnehmer wieder auf dem Marktplatz, um in

2 Gruppen unter Führung von Dr. Brohm und Lehrer Bernstorf auf einem ausgedehnten Stadtrundgang alle wichtigen öffentlichen und privaten Gebäude dieser an Baudenkmalen der Renaissance und des Barock erfreulich reichen ehemaligen Residenzstadt kennen zu lernen. Den Abschluß bildete der Besuch der gotischen Stadtpfarrkirche mit der angefügten schauburgischen Fürstengruft, dem sogen. Mausoleum von 1620/23. Von Stadthagen wurde gegen 17 Uhr die Rückfahrt angetreten, die am Nordhange des Deisters entlang zunächst nach der schön am Waldrande gelegenen Gaststätte „Walhalla“ über Hohenbostel führte, wo die Kaffeetafel gedeckt war, und dann weiter auf der Autobahn nach Hause.

Die 5. und letzte Fahrt des Jahres ging am 14. Oktober in das Lößgebiet zwischen Peine und Hildesheim. In Nettlingen wurden das ehemalige Schloß der Familie von Saldern aus der Renaissancezeit und die ungewöhnlich stattliche mittelalterliche Kirche mit alten Wandmalereien und flacher Holzdecke besichtigt, in Clauen die klassizistische Kirche mit der 1799 dorthin versetzten, 1724 geschaffenen Orgel der Wolfenbütteler Schloßkapelle. Nachdem Frau Hilde Pfeiffer-Dürkop die schönen Register dieser ehrwürdigen Denkmalorgel in einem kleinen Konzert zum Klingen gebracht hatte, ging es weiter nach Equord, wo der neuerdings gut restaurierte, barocke Zentralbau der Gutskirche als verkleinerte Nachbildung der Peterskirche in Rom als Sehenswürdigkeit von besonderer Eigenart das Interesse der Kunstfreunde auf sich lenkt. Den Ausklang der Fahrt und des ganzen Fahrtenhalbjahres bildete die Kaffeetafel in Clauen.

3. Monatsversammlungen.

Monatsversammlungen der Braunschweiger Mitglieder mit Kurzreferaten und Aussprachen fanden am 10. Januar, 14. März, 11. April, 9. Mai, 24. August, 21. September, 19. Oktober und 16. November statt, bis Mai noch wie früher dienstags in der 2. Woche des Monats, und zwar wechselnd im „Haus zur Hanse“, in der MTV-Gaststätte und im „Wiener Hof“, von August an donnerstags in der 3. Woche des Monats in der „Hagenschänke“ am Hagenmarkt. Dort hoffen wir endlich eine dauernde Bleibe gefunden zu haben, die sowohl wegen der günstigen Verkehrslage wie wegen der Gastlichkeit des als Versammlungsraum dienenden Klubzimmers den Wünschen der Mitglieder entspricht. Es sprachen Dr. W. Flechsig über „Früh- und vorgeschichtliches Namengut in der ostfälischen Landschaft“, Staatsbankdirektor Fr. Gerhard über „Das braunschweigische Postwesen in alter Zeit“, Volkshochschullehrer H. Kune aus Gielde über „Neue Wege zur Heimatforschung und Heimatpflege auf dem Lande“, Diplomgärtner Löhmer vom Stadtgartenamt Braunschweig über „Aufgaben und Maßnahmen des Stadtgartenamtes“, Notar H. Mollenhauer über „Neue heimatkundliche Beobachtungen in und um Braunschweig“ (Neugestaltung von Löbbekes Insel, Hollands Garten u. ä.), Konrektor H. Röhr aus Königs-lutter über „Naturpark Elm“, Studienrat G. Schridde über „Erfahrungen und Beobachtungen vom Deutschen Naturschutztag 1961 in Saarbrücken“ und Dr. H. A. Schultz über „Die Grabungen auf der Elmsburg“.

Arbeit des Vorstandes.

Wegen Erkrankungen und häufiger dienstlicher Abwesenheit verschiedener Vorstandsmitglieder konnten Vorstandssitzungen im Jahre 1961 nicht so häufig und regelmäßig abgehalten werden wie in den vergangenen Jahren. Auf den Sitzungen wurden der Haushaltsplan für die Vereinsausgaben im Jahre 1961 und die Programme, für die Studienfahrten und Vortragsveranstaltungen beraten.

Ferner wurden die Brandstelle auf dem Gutshof in Riddagshausen und das Innere der dortigen Klosterkirche einer eingehenden Besichtigung unterzogen, um den zuständigen Stellen Anregungen für eine denkmalpflegerisch vertretbare Ausfüllung der Baulücke und für eine durchgreifende Kirchenrestaurierung geben zu können. Entsprechende schriftliche Eingaben wurden dem Rat der Stadt Braunschweig und der Stadtverwaltung zugeleitet. Desgleichen wurde der Vorstand bei der Braunschweiger Stadtverwaltung vorstellig, um ernste Bedenken gegen die Errichtung einer zweiten Starkstrom-Freileitung der Überlandzentrale Helmstedt in dem erst kürzlich unter Landschaftsschutz gestellten Schunteraue bei Querum zu erheben. In allen drei Fällen war bis zum Jahresende noch keine Entscheidung über unsere Anträge zu erlangen.

Wünsche wegen der Abgrenzung des geplanten Landschaftsschutzgebietes Lichtenberge wurden vom Vorstande dem Ordnungsamt der Stadt Salzgitter zugeleitet. Vom Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als Höhere Naturschutzbehörde wurde uns im März zu unserer Freude mitgeteilt, daß der Plan zur Errichtung einer Freibadeanstalt im Waldtal beim Ortsteil Gebhardshagen unterhalb des alten Ringwalles, gegen den wir im Interesse der Erhaltung des Landschaftsbildes Einspruch erhoben hatten, fallen gelassen sei.

Im Februar verwandte sich der Vorstand auf Wunsch einiger Harzer Heimatfreunde bei den Unterharzer Berg- und Hüttenwerken und bei der Stadt Goslar für die Beibehaltung des Bergdankfestes mit den überlieferten Bräuchen des Maskenlaufes usw. am Fastnachtsdienstag in Goslar, dessen Durchführung wesentlich von der weiteren Gewährung der bisherigen Vergünstigungen für die Bergleute abhängig ist.

Für die Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Neuverwendung des von Ottmer entworfenen alten Braunschweiger Bahnhofsgebäudes erbat und erhielt der Vorstand nachdrückliche Hilfe beim Niedersächsischen Heimatbund. Sein Vorsitzender, Dr. H. Röhrig, brachte die Sache als einen Punkt der „roten Mappe“ auf dem Niedersachsentage 1961 in Hannover öffentlich zur Sprache und lenkte damit die Augen der Allgemeinheit auf dieses „heiße Eisen“. Auch sonst konnte unser Schatzmeister Dr. H. A. Schultz als Vertreter unseres Landesvereins im Vorstande des Niedersächsischen Heimatbundes bei dessen Beratungen eine ganze Reihe von heimatpflegerischen Wünschen und Sorgen vorbringen. Möge recht vieles von dem, was dort und hier bei uns im Vorstande des Landesvereins in stiller Kleinarbeit vorbereitet wurde, im Jahre 1962 wunschgemäß verwirklicht werden können!

Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Richard Moderhack: Hundert Jahre Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig 1861 bis 1961. Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig 1961. — Bert Bilzer und Rolf Hagen: 1861—1961 Stadt. Museum Braunschweig. Ein Überblick über die Sammlungen.

Es ist dem Archiv, der Bibliothek und dem Museum der Stadt Braunschweig zugute gekommen, daß Rat und Verwaltung der Stadt darauf verzichtet haben, der Tausendjahrfeier des Jahres 1861 eine Elf-hundertjahrfeier 1961 folgen zu lassen. Denn die erheblichen Geldmittel, die eine solche Feier erfordert hätte, konnten nun zum Teil dazu verwendet werden, die Geschichte der drei städtischen Kulturinstitute seit ihrer Gründung im Jahre 1861 in repräsentativen Festschriften darzustellen. Die Ausstattung der beiden Festschriften mit gediegenen Ganzleinenbänden, geschmackvollen Schutzumschlägen und einer großen Zahl vortrefflicher Abbildungen auf Kunstdruckpapier verdient höchstes Lob. Aber auch der Inhalt der Festschriften ist des festlichen Anlasses würdig und macht

sie zu einer wertvollen Bereicherung des heimatlichen Schrifttums.

R. Moderhack hat sich bei der Schilderung der Archivgeschichte auf das Buch von W. Spieß „Das Stadtarchiv Braunschweig“ vom Jahre 1951 stützen können. Aber er hat sich nicht darauf beschränkt, mit eigenen Worten das noch einmal zu schildern, was sein Amtsvorgänger bereits dargestellt hatte. Er bringt auch allerlei Neues aus den Verwaltungsakten seines Institutes und des Rathauses, zumal über die jahrzehntelangen zähen Bemühungen Dürrers und Hänselmanns um die Zurückgewinnung der seit 1671 der Stadt entfremdeten Urkunden- und Aktenbestände aus dem Landeshauptarchiv und Privatbesitz, Dinge, von denen der Außenstehende bisher keine Ahnung gehabt hat. Ganz Moderhacks eigenes Werk ist die Darstellung der Geschichte der Stadtbibliothek, über die bisher noch nichts veröffentlicht war. Hierbei wie bei den Abschnitten über die Schicksale des Archivs im 19. und 20. Jahrhundert fühlt sich der Leser angenehm berührt durch die vornehme Objektivität, mit der Moderhack die Leistungen aller seiner

Amtsvorgänger würdigt und die Zurückhaltung gegenüber der naheliegenden Verlockung, das eigene Wirken stärker in den Vordergrund treten zu lassen. In einem Schlußabschnitt läßt er auch seinen Mitarbeiter Hans-Jürgen Querfurth zu Worte kommen mit einem Bericht über „Die Dokumentation der Gegenwart im Stadtarchiv Braunschweig“. Das Buch ist im ganzen so geschrieben, daß es nicht nur nüchterne Tatsachen vermittelt, die den Verwaltungsfachmann und den Historiker interessieren, sondern daß es auch die Laien unter den ungezählten Benutzern der beiden Institute zu fesseln vermag. Die Wiedergaben von Seiten aus mittelalterlichen Handschriften, frühen Druckwerken, Autographen und anderen seltenen Zeitdokumenten auf 109 Tafeln trägt wesentlich dazu bei, in der Öffentlichkeit die Bedeutung der beiden Institute ins rechte Licht zu rücken und zur wissenschaftlichen Benutzung ihrer Schätze anzuregen.

Ganz anders als das vorstehend gewürdigte Buch ist die Festschrift des Städtischen Museums nach Form und Inhalt ausgerichtet. Der geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Institutes, seiner Organisation und Verwaltung sowie dem Wirken seiner ehren- und hauptamtlicher Betreuer ist nur ein kurzer Einleitungsabschnitt gewidmet. Der Hauptteil besteht aus einer Reihe gedrängter Übersichten über Herkunft und Eigenart der Sammlungsbestände des Museums, gegliedert nach den Sachgruppen „Gemälde“, „Plastik“, „Graphik“, „Textilien“, „Gold und Silber“, „Münzen und Medaillen“, „Keramik“, „Glas“, „Lackarbeiten“, „Musikinstrumente“, „Baufragmente“, „Möbel“, „Hausgeräte“, „Bürgerliche Kleidung“, „Zunftaltertümer und Handwerksgut“, „Bäuerliche Sachgüter“ und „Kunst der Naturvölker“. Diese Übersichten enthalten außer Angaben über die gesammelten Gegenstände teilweise auch kunst- und kulturgeschichtliche Hinweise allgemeinerer Art wie z. B. auf die Braunschweiger Goldschmiede, Tischler und Lackwarenfabrikanten, die bei aller gebotenen Kürze doch dem Nichtfachmann, dem die einschlägige Literatur unbekannt ist, als Anregungen zu weiter eindringender Beschäftigung mit deren Erzeugnissen willkommen sein werden. Dieser Hinführung dienen auch mehr als hundert hervorragende, zum großen Teil ganzseitige Kunstdruckabbildungen von ausgewählten Sammlungsstücken aus allen Sachgruppen, die jeweils durch kurzgefaßte Begleittexte

treffend erläutert sind. So erfüllt die Festschrift in gelungener Weise ihren Zweck, die Leser und Betrachter für die Schätze des Museums zu interessieren, ohne sie wie ein systematischer „Führer“ älterer Art durch trockene Aufzählung der ausgestellten Gegenstände in der Abfolge eines Rundganges durch die Räume zu ermüden. Dafür wird jeder Freund des Museums den Verfassern Dank wissen. Fl.

Jubiläumsausgaben heimatlicher Zeitungen

Aus Anlaß der Einweihung eines neuen Pressehauses am Heinrichplatz in Helmstedt hat das **Helmstedter Kreisblatt** unter dem 18. November 1961 eine Sondernummer herausgebracht, die als ein bemerkenswertes heimatkundliches Dokument angesehen werden darf. Ganz abgesehen von den interessanten Angaben über das Unternehmen (seit 1809 zunächst Wochenblatt, dann Kreisblatt), konnte die Festschrift mit wertvollen Aufsätzen bekannter Heimatforscher bereichert werden. Vor allen Dingen sind es die Schilderungen von den Verhältnissen an der Zonengrenze, welche die weiteste Beachtung verdienen. Ist doch der Name „Helmstedt“ ein weltbekannter Begriff geworden!

Zu den Gratulanten gehört u. a. auch der Präsident Dr. Friedrich A. Knost, der einen ebenso launigen wie beachtenswerten Artikel über „Bürokratie und Presse“ geschrieben hat.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir unserer Überzeugung Ausdruck geben, daß sich diejenigen Zeitungen ein besonderes Verdienst mit Rücksicht auf die Substanz unseres Volkes erwerben, die gut ausgestattete Heimatbeilagen bringen. Führend auf diesem Gebiete ist hierzulande die **Wolfenbütteler Zeitung**, die zum 25. November 1961 gleichfalls eine sehr beachtliche Sondernummer veröffentlicht hat. Veranlassung war die Feier ihres 175-jährigen Bestehens. Man muß erkennen, daß die Herausgeber in ganz ungewöhnlichem Umfange der Bedeutung des Tages gerecht geworden sind. In zahlreichen, gut bebilderten Aufsätzen werden die Besonderheiten der Stadt und des Kreises in Vergangenheit und Gegenwart wirkungsvoll hervorgehoben. So ist eine Dokumentation entstanden, die mit trefflichen Beispielen belegt, daß Wolfenbüttel derzeit auf einem bisher noch nicht dagewesenen Höhepunkte der Entwicklung steht. H. M.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 8,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

48. Jahrgang

Juli 1962

Heft 2

Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen Ostfalens

von Werner Flechsig

6. Esche, *Fraxinus excelsior* L.

Die Esche hieß im Altniederdeutschen und Althochdeutschen wie im Dänischen und Schwedischen *ask*, im Altnordischen *askr*, und war männlichen Geschlechts. Noch im Mittelalter erhielt sie aber das weibliche Geschlecht, das den meisten anderen germanischen Baumnamen von alters her eigen war. Außerdem setzte sich nach und nach in den ostfälischen Mundarten wie in der hd. Schriftsprache unter dem Einfluß des oft gebrauchten Eigenschaftswortes *eschen* ‚aus Eschenholz bestehend‘ die Umlaufform *Esche* durch. Wann das geschah, läßt sich noch nicht genauer erkennen, weil diese Holzart in den Schriftquellen der älteren Zeit recht selten genannt wird. Wir finden aber die umgelautete Form bei uns immerhin schon in § 15 der Forstordnung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1590. Stübner führte aus der Blankenburger Gegend allerdings noch 1790 „Asche“ neben „Aesche“ an¹⁾. Heutzutage scheint in Ostfalen allein die Form *Esche* bekannt zu sein, wie die Antworten von rund 450 Gewährsleuten auf Frage Nr. 356 im 4. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum 1953 erkennen ließen. Die Form *Asche* ist nur noch in einigen alten Orts- und Flurnamen bewahrt geblieben. Ich fand

Asche, ON. im Kr. Northeim: 1055 *Asca*, 1347 *dat gherichte to dem Asche*, 1452/53 *Bertold von Asche*.

Aschau: FLN. Die *Aschau* b. Höfen, Kr. Celle.

Aschenborch: An der *Aschenburg* sowie *Streifen am Ascher Wege* b. Harste, Kr. Gö.

Aschengraben: Fo. im Hils, Rev. Eimen.

Aschhai: Fo. im Selter, Rev. Ammensen.

Aschenhöp: b. Reislingen, Kr. He.

Aschenhost: 1267 *Aschhorst*, eine Rodung b. Wittingen, Kr. Gi. ²⁾.

Aschenkamp: 1753 b. Bettmar (hier auch *Sülteneschen!*), Kr. Br.

Aschenwinkel: b. Langeln, Kr. Wern.

Ascher: Die *Ascher* b. Elliehausen, Kr. Gö.

Aschern: b. Cremlingen, Kr. Br.; *Auf den Aschern* b. Bahrdorf, Kr. He.

Ascherhöp: b. Reislingen, Kr. He.

Ascherkamp (?): 1760 *Auf dem Mascher Kampe* b. Dielmissen, Kr. Ho.

Aschwische: *Große und Kleine Aschwiese* b. Osterwald, Kr. Neu.

Um zu zeigen, wie allgemein früher auch in anderen deutschen Landschaften die Form *Asche* für die *Esche* gebräuchlich war, die auch Goethe noch aus seiner Heimat als Appellativum kannte, seien vergleichsweise folgende ON. genannt: *Aschau* (im Kr. Rudolstadt und zweimal in Bayern), *Aschbach* (viermal in Bayern, Hessen und Saarland), *Ascheberg* (im Kr. Plön und Kr. Lüdinghausen), *Ascheloh* (im westfälischen Kr. Halle), *Aschfeld* (in Bayern).

Für die Einbürgerung der umgelauteten Form wäre an manchen Orten ein guter „terminus ante quem“ aus frühen FLN-Belegen zu gewinnen, wenn es sich mit Sicherheit beweisen ließe, daß sie sich auf den Eschenbaum beziehen und nicht auf das altdeutsche Wort *esch* m. ‚Saatzfeld‘. Dieses Wort bezeichnet in weiten Gebieten Nordwestdeutschlands die aus einer Anzahl von Landstreifen gebildeten ältesten Kernstücke der Ackerflur einer frühmittelalterlichen Siedlung. Bei FLN. wie „*Hinter den Eschen*“ und „*Eschbreite*“ könnte man also an und für sich sehr wohl an solche *Esch*-Felder denken. Aber „*Die Eschen*“ und „*In der Mehl-Esche*“ schließen grammatisch eine Herleitung vom männlichen *Esch* ebenso aus wie alle zusammengesetzten FLN mit *Eschen*- statt *Esch*- als BW. Überdies ist *Esch* m. ‚Saatzfeld‘ als Apellativum weder in den heutigen ostfälischen Mundarten überliefert noch im wirtschaftsgeschichtlichen Fachschrifttum älterer Zeit aus Ostfalen wie z. B. im „*Meierrecht*“ von Gesenius (1803) und den von ihm benutzten früheren Werken. Da jenes Wort sich auch in den mittelalterlichen Urkunden und Akten unseres Gebietes bisher nicht eindeutig nachweisen ließ, bin ich der Meinung, daß *Esch* m. ‚Saatzfeld‘ hierzulande im Gegensatz zu Nordwestfalen, Oldenburg, Nordhannover und Schleswig-Holstein entweder nie gebräuchlich gewesen oder schon sehr früh abgekommen ist. Es scheint im wesentlichen den Landschaften mit vorwiegender Einzelhofsiedlung eigen zu sein, nicht aber den Haufendörfern der Lößgebiete. Hier gelten statt dessen, vermutlich schon seit dem frühen Mittelalter, als bodenständige Bezeichnungen für größere und kleinere Abteilungen der Ackerflur „*Feld*“, „*Wanne*“ und „*Acker*“³⁾. Ich möchte daher glauben, daß auch die nicht eindeutig als weiblich bestimmbar FLN der obengenannten Artensich sämtlich auf den Eschenbaum beziehen. Ich nenne sie jetzt im Zusammenhang:

Eschen: *Hinter den E.* b. Badeleben, Kr. Wanz.⁴⁾; 1572 *Hinter den E.* b. Oschersleben; *Auf den hohen E.* b. Harbke, Kr. Hald.; 1478 *im langen etzke*, 1480 *in deme langen eschen* b. Harsleben und 1755 *Große Wielesche* b. Hessen, Kr. Halb.⁵⁾; 1552 *Steinesche*, 19. Jahrh.; *Die Steinesche* oder auch „*Dreibäumewanne*“ b. Silstedt und *Unter den E.* b. Drübeck, Kr. Wern.⁶⁾; 1750 *Hinter den E.* b. Atzum und 1778 *Die Eschen*, Anger b. Schliestedt, Kr.

Wolf.; 1323/33 *Schiltberghewolt et octavam partem to den Esschen* unter den Regensteiner Lehen des Goslarers Hermann von der Gowische im nördlichen Harzvorlande ⁷⁾; 1753 *Auf den Sulten Eschen* b. Bettmar, Kr. Br.; *Hinter den E.* b. Kl. Lafferde und 1666 *Auff den Kohlen Eschen*, 1692 und 1730 *Auff den kahlen Eschen*, 1736 *Auf den Kahl Eschen*, 1841 *Auf den Kaleschen* b. Gr. Ilsede, Kr. Peine; *In der Mehl-Esche* b. Becklingen, Kr. Celle; 1760 *Vor den E.* b. Wispenstein, Kr. Al.; *In'n Eschen*, 1663 *Die Eschenkuhle* b. Seboldshausen, Kr. Ga.; pld. *Esche*, hd. *Espe* b. Sattenhausen, Kr. Gö.

Handelt es sich bei den vorstehenden FLN wohl um einzelne Eschenbäume oder um eine kleine Gruppe von solchen, die als Schnedebäume für die Festlegung von Grenzlinien wichtig erschienen, so werden die folgenden zusammengesetzten Namen nach Ausweis der Grundwörter zumeist geschlossenen Waldstücke mit vorherrschenden oder reinen Eschenbeständen bezeichnet haben:

Eschenacker: 1758 *Auf den Eschenäckern* b. Ammensen, Kr. Ga.

Eschenbarch: 1753 *Am Eschenberge*, Anger und Trift b. Wendhausen, Kr. Br.; 1763 *Am E.* b. Badenhausen und 1758 *Am E.* b. Brunsen, Kr. Ga.; *Escheberg* b. Asche, Kr. No.

Eschenbēk: *Eschenbeek*, Zufluß der Ecker vom Zillierwald her im Kr. We.

Eschenborn: 1608 *Eskeborn* b. Tilkerode, Kr. Ballenstedt; 1847 *Eschen-* u. *Escherborn* b. Ilsenburg, Kr. We.; *Eschenborn* Fo. im Großen Tal b. Bad Harzburg, Forstamt I, Kr. Wolf.

Eschbraie: 1755 *Eschbreite* u. *Große Wielesche* b. Hessen, Kr. Halb.

Eschenbrink: 1758 b. Brunsen, Kr. Ga.

Eschengåren: b. Stiddien, Kr. Wolf.

Eschenhågen: b. Esperke, Kr. Neustadt a. Rbg.

Eschenhai: b. Grafelde, Kr. Alf.

Eschhost: *Große und Kleine Eschorst* b. Miesterhorst, Kr. Gardelegen.

Eschenküle: 1663 *Die Eschen Kuhle* b. Seboldshausen, Kr. Ga.

Eschenlō'en: *In den Eschen-Lohden* b. Volkersheim, Kr. Ga.

Einen geschlossenen Eschenbestand und nicht ein als ‚Esch‘ bezeichnetes Saatefeld meinen wahrscheinlich auch die FLN „*opme lutteken esche*“ und „*in dem grosesche*“ 1356 bei der Wüstung Runstedt in der Nähe von Stötterlingenburg, Kr. Halb. ⁸⁾; sowie 1508 *na dem haiferesche*, 1534 *in dem haiferes*, 1797 *In der Haberesche* b. Silstedt, Kr. We. ⁹⁾. Denn es gab ein Kollektivwort *Asch* bzw. *Esch* m. ‚Eschenwald‘ wie *Aik* m. ‚Eichenwald‘, *Bauk* m. ‚Buchenwald‘ und *Berk* m. ‚Birkenwald‘.

Entsprechend dem schon aufgeführten *Ascher* haben wir mit Umlaut auch

Escher: 1763 *Aufm Escher* b. Watzum, Kr. Wolf.; 1751 *Der Stein-Escher* b. Hötzum und 1751 *Solt-Escher* b. Sickte, alle im Kr. Br.; *Hohe Escher* b. Gronau, Kr. Al.; *ON Escher*, Kr. Grafsch. Schaumburg.

Zu diesem *Escher*, der offensichtlich mit dem alten Suffix *-ari* gebildet worden ist, gehört anscheinend auch der ON *Groß* und *Klein Escherde*, Kr. Hi.-Ma. und *Haus Escherde*, Kr. Al. Er wurde 1144 und 1229 bis 1259 fast immer *Escherte* geschrieben, während sich die 1151 zuerst bezeugte heutige Form mit *d* nicht vor dem Ende des 13. Jahrhunderts durchsetzte. Die mundartliche Form *Escher* deutet darauf hin, daß die Endsilbe *-te* aus dem Suffix *-ithi* abgeschwächt worden ist, die ja in Ostfalen mundartlich fast immer ganz abgestoßen wurde. Die Aneinanderfügung von zwei Suffixen ist zwar ungewöhnlich, aber nicht einmalig in unserer Gegend. Damit stellt sich *Escherde* neben *Linderte*. Ein Eschenort mit sicherem *-ithi*-Suffix ist *Eschede* im Kr. Celle, mundartlich *Esche* gesprochen und so schon 1377 bezeugt. Dagegen haben *Escherode* im Kr. Münden und *Eschenrode* im Kr. Gardelegen nichts mit unserem Baumnamen zu tun. Der erste ON hieß 1351 *Essekerode* und wird noch heute *Esekero'e* gesprochen. Der zweite wurde 1158 *Haskenroht*, 1170 *Esekenrot*, 1224 *Esekenroht*, 1281 *Eskenrode* geschrieben. Beide sind Rodungen eines Esiko.

Kopfzerbrechen macht die Zuordnung der folgenden Namen mit *As(s)-* und *Es(s)-*:

Assbōmeslā: 16. Jahrh. *Abbomeslah* b. Lelm, Kr. He.

Assē: 997 *Assa*, im späten Mittelalter wie heute *Asse*, kleines Waldgebirge im Kr. Wolf.¹⁰⁾

Assel: 1139 *Asleburc*, 1170 *Assela*, 1186 *Asla*, 1213 *Asle*, 1236 *Borchasle*, 1318 *Sudasle*, 1406 *Honasle* = ON *Assel* (heute Burgdorf), Nord- und Hohenassel im Kr. Wolf.; 1752 *Vor dem Assel* b. Gr. Dahlum, Kr. Wolf.

Asel: 1223 *Asle*, 1356 *Asele*, pld. *Åsel*, ON *Asel*, Kr. Hi.-Ma.; *Auf der Asel* u. *Aschwiese* b. *Osterwald*, Kr. Neu.

Asseken: 1763 *Im Asseken* und *Assekentritt* b. Münchhof, Kr. Ga.

Assēbēk: 1319 *up den Assebek*, b. Gr. Quenstedt, Kr. Halb.¹¹⁾

Ess: 1470 *jegen den lutteken ess* b. Gr. Quenstedt, Kr. Halb.¹²⁾

Esbeck: 1) 1147 *Astbike*, 1179 *Asbike*, 1182 *Esbike*, 1263 *Esbeke*, pld. um 1900 *Asebeke*, 1950 *Essebeck* = ON *Esbeck*, Kr. He.; 2) 1233 *Bernardus de Esbeke*, 1242 *Est bike*, pld. *Esbek* = ON *Esbeck*, Kr. Al.; 3) 12. Jahrh. *Esbike*, 1387 *Esebeke*, 1429 *eßbecke*, 1456 *Esbeke*, pld. 1951 *Esebeck* = ON *Esebeck*, Kr. Gö.

Esseborn: 1722 *Esseborn* b. Dreileben, Kr. Wolm.

Essenbarch: 1285 *Essenberg*, 1927 *Eschenbarch*¹³⁾ b. Wienrode, Kr. Blank.

Eslo: *Esloh* Fo. b. Almhorst, Kr. Gi.

Der Wortstamm *as-*, *es-*, der in der ostfälischen Volkssprache heute nicht mehr lebendig ist, wurde auch in anderen deutschen Landschaften zur Bildung von ON benutzt. Ich nenne *Asbach* (zehnmal in Baden, Bayern, Hessen und Rheinland, einmal als *Aspach* im thüringischen Kr. Gotha), *Asbeck* (dreimal in Westfalen), *Asel* (im niedersächsischen Kr. Wittmund und im hessischen Kr. Frankenberg), *Assel* (Kr. Stade), *Esbach* (in den fränkischen Kreisen Coburg und Dinkelsbühl), *Esbeck* (Kr. Lippstadt), *Esborn* (Kr. Empede-Ruhr), *Eslohe* (Kr. Meschede) und *Eßfeld* (im

fränkischen BA. Ochsenfurt). Auffällig ist bei den meisten die gleiche Beziehung des Grundwortes zu Wasser und Wald wie bei vielen ON und FLN mit *Asch-* und *Esch-*. Es liegt daher nahe, in *as* und *es* Nebenformen zu *asch* und *esch* zu sehen und auch diese Namen vom Eschenbaum herzuleiten, und das um so mehr, als gelegentlich für ein und dasselbe Flurstück Namensformen mit *-s-* und *-sch-* bezeugt sind, so 1508 *na dem hafferesche*, aber 1534 in dem *hafferes* oder 1285 *Essenbergh*, jetzt *Eschenbarch*. Dazu kommt das Nebeneinander der Familiennamen *Eßmann* und *Esch(e)mann*, die beide in Ostfalen nicht selten sind. Sollte es wirklich neben *ask m.* bzw. *aska w.* ein altes *as m.* bzw. *assa w.* 'Esche' bei uns gegeben haben, so wäre das ein höchst bemerkenswerter Sprachrest aus vielleicht schon vorgermanischer Zeit. Denn das germanische *ask* wird von den Indogermanisten zurückgeführt auf ein erschlossenes indogermanisches Kompositum *os-sko*. Von dem ersten Glied dieser Zusammensetzung sind die Eschennamen des baltischen Sprachzweiges der indogermanischen Völkerfamilie gebildet, nämlich litauisch und lettisch *usis*, altpreußisch *woasis*¹⁴⁾. Unser *as-* könnte demnach noch von einem indogermanischen Volksstamm herrühren, der vor der germanischen Landnahme in unserem Raume ansässig war. H. Kuhn glaubt Spuren einer solchen indogermanischen Volksgruppe, die weder zu den Germanen noch zu den Kelten oder Illyrern gerechnet werden kann, in einer Reihe von ON und FLN zwischen dem Harz und den Niederlanden erkennen zu können¹⁵⁾. Sprachlich wäre also gegen die Herleitung unserer *as*-Namen von der Esche nichts einzuwenden. Aber sachlich bestehen doch, zum mindesten bei der *Asse*, triftige Bedenken. Die *Esche* ist ein Baum des Auewaldes, der feuchten Niederungen und liebt mineralkräftigen, tiefgründigen, lockeren und feuchten bis nassen Boden. Unser Waldgebirge *Asse* aber besteht aus Kalk- und Sandsteinrücken mit einer Lößdecke, die wasserdurchlässig und ziemlich trocken ist. Dort können Eschen zwar in den tief eingeschnittenen Talschluchten gedeihen, aber nicht bestandbildend das Waldbild so sehr beherrschen, daß danach das ganze Gebirge seinen Namen hätte erhalten können. Was *Assa* aber sonst bedeuten könnte, vermag ich auch nicht zu sagen. Der Name ist auch deshalb ungewöhnlich, weil er weiblichen Geschlechts ist, während fast alle anderen alten Gebirgsnamen in Ostfalen männlich sind.

¹⁾ Joh. Christ. Stübner: Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg. 2. Theil. 1790. S. 50. — ²⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig Bd. 4, S. 416. — ³⁾ Werner Flehsig: Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen (in: „Braunsch. Heimat“, 45. Jahrg. 1959. S. 41—43 u. 105—106). — ⁴⁾ Diese und die folgenden Belege aus den Kreisen Wolmirstedt, Haldensleben, Oschersleben und Wanzleben verdanke ich den mir zugänglich gemachten, noch unveröffentlichten Arbeiten von Dr. Albert Hansen in Eilsleben und Dr. Werner Burghardt in Recklinghausen über die Flurnamenbestände jener Gebiete. — ⁵⁾ Beschreibende Darstellung der ältesten Bau- u. Kunstdenkmäler des Kr. Halberstadt, hrsg. von O. Doering, Halle 1902; hier S. 47. — ⁶⁾ W. Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929. hier S. 134. — ⁷⁾ Urkundenbuch der Stadt Goslar, Bd. 3, Nr. 820. — ⁸⁾ a. a. O. wie ⁵⁾; hier S. 13. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁶⁾; hier S. 69. — ¹⁰⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt. Bd. 1, Nr. 58. — ¹¹⁾ a. a. O. wie ⁵⁾; hier S. 109. — ¹²⁾ a. a. O. wie ⁵⁾; hier S. 109. — ¹³⁾ E. Damköhler: Nordharzer Wörterbuch, Wernigerode 1927. S. 52. — ¹⁴⁾ Kluge - Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. 1951. S. 179. — ¹⁵⁾ H. Kuhn: Vor- und frühgeschichtliche Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen. 12. Bd. 1959. S. 5—44).

Das Schwertfegerspiel von Clausthal-Zellerfeld

Ein Beispiel für das Eindringen niederdeutsch-städtischen Brauchtums
in die Bergbauggebiete des Oberharzes

von Herbert Lommatzsch

Der Oberharz bietet für die historische Volkskunde innerhalb des heutigen Niedersachsens insofern besondere Forschungsaufgaben, als sich hier — veranlaßt durch den Bergbau — im 16. und 17. Jahrhundert mehrere Tausend oberdeutsch sprechende Bewohner ansiedelten. Die Forschung ordnet deshalb die sieben Bergstädte des Oberharzes und ihre Bewohner mit ihren Sitten und Bräuchen meist kurzerhand in das oberdeutsche Gebiet ein und verzichtet vielfach auf eine Behandlung dieses Bereiches innerhalb der niederdeutschen und plattdeutschen Gebiete. Bei dieser Ausklammerung übersieht man allerdings, daß sich gerade in einer sehr beweglichen Bevölkerung, die zudem noch durch die Bergwerkswirtschaft auf zahlreiche Beziehungen mit dem flachen Lande angewiesen war, auch im Brauchtum vielerlei Überschneidungen des Oberdeutschen und Niederdeutschen ergeben müssen.

Ein Beispiel für das Eindringen eines aus dem niederdeutschen Gebiet stammenden Brauches bietet das „Harzer Schwerttanzspiel“.

Überliefert wurde uns der Text dieses Spieles durch Heinrich Pröhle¹⁾. Pröhle hat den Text aus der mündlichen Überlieferung eines Clausthaler Bergmannes. Das Spiel ist jetzt mit geringen Änderungen der mundartlichen Stellen neu gedruckt²⁾.

In der Literatur über Schwerttanz und Schwerttanzspiel hat das Harzer Spiel zuerst — von den Anmerkungen Pröhles selbst a. a. O., S. 312 ff. abgesehen — eine besondere Beachtung gefunden bei K. Müllenhoff und später bei allen Bearbeitern dieses Brauches, so bei Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel und bei Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Der beste Kenner der Schwerttänze und Schwerttanzspiele in Europa, Prof. R. Wolfram, Wien — der Teil seiner mehrbändigen Arbeit über den Schwerttanz, der sich mit den Schwerttanzspielen beschäftigen sollte, ist leider noch nicht im Druck erschienen —, hat sich ausführlich brieflich zu dem Clausthaler Spiel geäußert, und auch das Handbuch der Deutschen Volkskunde führt unser Spiel wiederholt in Bd. 2 auf³⁾.

Diese wissenschaftliche Anteilnahme an dem — im Harzer Brauchtum der Gegenwart völlig vergessenen Spiel — wird verständlich, wenn wir feststellen, daß es außer dem Clausthaler Schwerttanzspiel nur noch in Lübeck ein textlich überliefertes Spiel dieser Art gibt.

Der Inhalt des Clausthaler Spieles ist kurz folgender:

*„Ein schön' guten Abend, eine glückselige Stund,
wünsch ich euch allen aus Herzensgrund!
Ich bin deshalb gekommen herein,
eine kleine Komödie zu machen für groß und klein ...“*

Der Sprecher, der mit diesen Worten das große Wohnzimmer eines Hauses betreten hatte, trug einen Hut, der mit Goldpapier überzogen war und wohl eine Krone andeuten sollte, seine Schultern waren mit Epauletten aus Goldpapier geschmückt. In der einen Hand aber hielt er ein hölzernes Schwert. Wie er später mitteilt, stellt er den „König von England“ vor.

Nachdem er die Komödie angekündigt hat, wendet er sich wieder zur Tür und ruft seinen Diener Hans. Der Diener kommt auch — in einen weißen Kittel, wie ein Bauer gekleidet — und erhält den Auftrag, den König von Sachsen hereinzurufen. Aber so leicht ist das nicht, denn der Diener Hans ist schwerfällig von Verstand, immer wieder vergißt er den Namen, auch als ihn der König von Sachsen auffordert, den König von Polen hereinzurufen. So geht es immer weiter, bis fünf Könige sich vorgestellt haben und mit ihren Schwertern nebeneinander stehen: die Könige von England, Sachsen, Polen, Dänemark und von Mohrenland. Jeder der Könige begrüßt seine Standesgenossen und sagt einen „Vers“. So spricht der König von Sachsen:

„Ich bin der König von Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. Hätte ich das eher bedacht, hätte ich meinen Kameraden auch eine mitgebracht!“

Jetzt erhält Hans einen neuen Befehl: er soll den „Schnortison“ hereinrufen. Der Schnortison, der als der Kassierer der Schwertfechtergilde bezeichnet wird, kommt in einem weißen Kittel gekleidet; er ist recht böse, stellt sich in eine Ecke, will nicht zum König von England gehen, er gibt widerwillig zu, das Geld aus der Kasse vertrunken und verspielt zu haben. Da befiehlt ihm der König von England, auf die gekreuzten Schwerter der übrigen Könige zu treten. Nachdem Schnortison dies getan hat, übergibt der König von England dem Hans sein eigenes Schwert und befiehlt ihm, dem Schnortison den Kopf abzuschlagen. Hans wetzt das Schwert, hält es dem Schnortison unter die Nase, fragt ihn:

„Riechst du Schweinebraten?“

und schlägt ihm den Hut vom Kopfe. Schnortison fällt um, steht aber wieder auf und spricht:

„Hast du mir das Leben genommen? Bin ich nun wieder lebendig geworden, so wollen wir auch eins tanzen!“

Darauf tanzen alle den Rundtanz.

Dies ist in wenigen Worten der Inhalt des Schwertfechterspieles.

*

Die Aufgabe der nun folgenden Betrachtung soll nicht sein, alle sich aus dem Inhalt dieses Spieles ergebenden Fragen anzuschneiden, sondern es sollen im Zusammenhang mit dem Schwertfechtspiel verschiedene Hinweise für das Wesen des Brauchtums im Oberharz selbst gegeben werden.

Da ist zunächst einmal die Frage der Herkunft dieses Spieles. Da der Oberharz sprachlich und der Herkunft seiner bergmännischen Bevölkerung nach stärkstens auf das Erzgebirge hinweist, so ist die Vermutung naheliegend, das Schwertspiel sei aus dem Erzgebirge übernommen worden, oder es sei gar ein innerhalb der Siedlungskolonie entstandenes „bodenständiges“ Brauchtum.

Nach den Feststellungen der volkskundlichen Forschung, insbesondere von Prof. R. Wolfram, Wien, gehört nun aber das Clausthaler Spiel in eine besondere Gruppe der Schwerttanzspiele, die „heroischen“ Spiele. Zu diesen heroischen Spielen gehören noch das Lübecker Spiel, drei schwedische Spiele, einige englische Mummers Plays aus der Weihnachtszeit und der Schwerttanz von Papa Stour (Shetlandinseln). Innerhalb dieser Gruppe würden das Lübecker und Clausthaler Spiel die einzigen Vertreter einer norddeutschen Gruppe sein. Der Gegensatz zu in Süddeutschland und in den ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in Ungarn und der Tschechoslowakei überlieferten Spielen besteht darin, daß wir uns bei den norddeutschen Spielen in „der Sphäre der Helden und Könige“, bei den süddeutschen dagegen unter „Bauern und Rüpel“ befinden ⁴⁾.

Die Verbreitung der heroischen Gruppe der Schwerttanzspiele nördlich des Harzes wird nun durch mancherlei Hinweise noch erweitert. Zuerst wäre hier auf eine Untersuchung von Fr. Küsthardt „Die neun guten Helden“ hinzuweisen ⁵⁾. Unter diese neun guten Helden (meist Hektor, Alexander, Caesar; David, Josua, Jud. Macc.; Chlodwig, Karl, Gottfried von Bouillon) mischen sich nach Küsthardt auch u. a. die Könige von England und von Dänemark ⁶⁾. In dem Lübecker Spiel sind die heroischen Schwerttänzer: Kaiser Karl, Josua, Hektor, David, Alexander, Judas Maccabäus. Der lange Tanz in Goslar begann im 16. Jahrhundert mit den Worten: „Keiser Karle ist hoch geboren . . .“ ⁷⁾. Für die mit Figuren geschmückte Kaiserwort in Goslar wird vermutet, daß in den Nischen kleinere Heiligenfiguren gestanden haben, vielleicht die guten Helden. Unter der jetzigen Figur des (vermutlich) Königs Heinrich I. findet sich die Darstellung zweier Schwertfechter, und diese Darstellung wiederum weist darauf hin, daß früher Goslarer Gilden den Schwerttanz aufführten ⁸⁾. Über die zwischen 1476 und 1675 in Braunschweig überlieferten Schwerttänze fehlen leider ausführliche Angaben.

Für Hildesheim läßt sich wiederum ein dem Clausthaler ähnliches Schwertfechterspiel aus einem Gesuch der Hildesheimer Huf- und Grobschmiedeknechte vom Jahre 1604 erkennen ⁹⁾. Die Gruppe besteht hier aus vier Trabanten und zwei Narren, das Spiel soll am Fastlabend gespielt werden, wie es unter den Knechten des Schmiedehandwerkes üblich ist und wie sie es im Wandhaus, in Klöstern und auf Pfarrhöfen als ein „fein lustiges“ Spiel schon gespielt haben, auch an anderen Orten und in anderen Städten. Die Bittsteller versprechen, sich des übermäßigen Saufens zu enthalten.

Die vier Trabanten heben sich in diesem Spiel ebenso deutlich wie die Könige des Lübecker Spieles von dem auch dort auftretenden Narren und wie die Könige des Clausthaler Spieles von den hier mitspielenden zwei lustigen Personen ab ¹⁰⁾.

Die Notiz über das Hildesheimer Spiel, das schon 1583 bekannt ist, zeigt zugleich deutlich, daß die Akteure in der Fastnachtszeit umherzogen und ihr Spiel vortrugen. Auf diese Weise ist das Schwertfechterspiel wohl auch in den Oberharz gekommen, und zwar sicherlich von dem nördlichen Harzvorland aus.

Auf diese Herkunft weist auch noch eine einzelne Textstelle des Spieles selbst besonders hin. Als über den Schnortison Gericht gehalten werden soll, soll er auf die Schwerter treten. Er fragt dabei: „*Drauf schreiten oder drauf reiten?*“ Die Könige antworten: „*Drauf schreiten!*“ Darauf spricht Schnortison: „*Ich komme hier darauf geschritten. Hätt ich ein Pferd, so käm ich drauf geritten. Weil ich nicht kann reiten, so muß ich nun drauf schreiten!*“

Ein alter Einladungsspruch der Hochzeitsbitter in der Lüneburger Heide und in der Umgebung von Braunschweig lautet:

*„Hier komme ich her zu euch geschritten,
hätt ich ein Pferd gehabt, so wäre ich geritten!“*

Textlich weisen weitere Stellen auf den Zusammenhang des Clausthaler Spieles mit norddeutschen Vorläufern hin. So schimpfen die Könige im Lübecker Spiel den vergeßlichen Hereinholer aus:

Karl: *„Lat mal den König Josua kam!“* Klas: *„Wol sal dat sin? Wo is sin Nam?“* Karl: *„Olle Slukut, olle Fretup, rör de Been, ik will den König Josua sehn!“* ¹⁰⁾

Die Clausthaler Könige sprechen:

König von Dänemark: *„Hans, laß einmal den König von Mohrenland hereinkommen!“* Hans: *„Wie het hei?“* König von Dänemark: *„König von Mohrenland soll hereinkommen!“* Hans: *„Häwwet doch all wedder hinderschlucket!“* König von Dänemark: *„Ole Schlucklork! Ole Frätlork! Der König von Mohrenland soll hereinkommen!“* ¹¹⁾

Die Übereinstimmung von Text und Aufbau des Dialoges ist demnach außerordentlich groß bei beiden Spielen.

Während aber das Lübecker Spiel durchgängig in Mundart geschrieben ist, weist das Clausthaler Spiel sprachlich zwei Ebenen auf: „Es scheint, daß nur die erhabenen Stellen in hochdeutscher Mundart oder wenigstens in dem oberdeutschen Dialekt der oberharzischen Bergleute gesprochen werden, die Reden der Bauern ... aber in plattdeutscher Sprache“ schreibt Pröhle a. a. O. S. 318.

Leider ist es nun aber nicht möglich, aus der Mundart auf die Herkunft des Spieles zu schließen. Pröhle, der das Spiel nach der Überlieferung Clausthaler Bergleute niederschrieb, verwendete, wie er selbst angibt, da er weder die oberharzisch-oberdeutsche, noch eine der niederdeutschen Mundarten des Westharzes beherrschte, seine heimische Halberstädter Mundart „andeutungsweise“ an einigen „charakteristischen Stellen“ ¹²⁾. Auch seine Gewährsleute konnten die niederdeutsche Mundart nicht sprechen.

Die sprachliche Teilung führt uns aber auf die soziale Herkunft unseres Spieles. Die Verweisung der Reden der lustigen Personen in die bäuerliche Mundart läßt den Ursprung als städtisch-handwerklich deutlich erkennen. Das Spiel paßt in dieser Beziehung recht gut in die Bergstädte, da sich die Bergleute gesellschaftlich höher gestellt sahen und fühlten, als die Dorfbewohner des flachen Landes um den Harz. Für die „Aufführungsrechte“ des Schwerttanzes läßt sich im Spätmittelalter deutlich ein Überwiegen der Schwertfeger (Schmiede aller Art) erkennen — wenn auch nicht diese Gilde allein diese Spiele ausführte —, und Pröhle teilt auch mit, daß dies Spiel oft das „Schwertfegerspiel“ genannt wurde ¹³⁾.

Nun gibt uns freilich die Feststellung, daß unser Spiel durch spätmittelalterliche Zünfte, wobei wir den Schwertfeuern ein gewisses Privileg einzuräumen haben ¹⁴⁾, keinen Hinweis auf die landschaftliche Herkunft, da Schwerttänze und Schwerttanzspiele in ganz Deutschland unter den Zünften verbreitet waren ¹⁵⁾. Auch liegen beim Oberharz in der Verarbeitung des Eisens mehr Beziehungen in südwestlicher Richtung nach dem Eisenindustrialgebiet von Osterode und Gittelde und im Anfange der Besiedlung nach dem Ostharz vor. So berichtet Har-

danus Hake in seiner Bergchronik, daß zu Zeiten der Herzoginwitwe Elisabeth (zwischen 1500 und 1522) Facharbeiter aus Stolberg „und daherumher, auch umb Ellrich“ nach Grund umgesiedelt worden sind, „diese sind alle Stalschmiede“¹⁶⁾.

Für dies Gebiet des Ostharzes liegen verschiedene Nachrichten über Schwerttänze vor. So treten auf dem Schloß von Wernigerode Schmiede im Jahre 1605 mit einem Schwerttanz auf¹⁷⁾. Die Figuren am Rathaus zu Wernigerode werden verschiedentlich mit Schwerttanzspielen in Verbindung gebracht (Moriskentänze).

Für Stolberg selbst liegen keine direkten Hinweise auf Schwerttänze vor, wenn wir nicht die Erwähnung von Jacobs¹⁸⁾, daß zu Fastnacht eine Art bürgerliches Turnier stattgefunden habe, auf Spiele unserer Art beziehen. Wichtig erscheint aber die Feststellung von Jacobs¹⁹⁾, die Gilde der Stalschmiede habe starke Verbindung sowohl nach Nürnberg wie besonders auch nach Lübeck gehabt.

Mit der Erwähnung der Fastnacht sind wir auf die Festlegung der Spielzeit gekommen. Sie geht einmal allgemein aus der Bemerkung des Dieners Hans hervor:

„Pot stip, Pot Stab, Pot Fledermaus!

Wie komm ich rein in dieses Haus?

Wäre ich nicht hereingekommen, so wäre mir der Bart abgefroren!“

Das Spiel wurde also im Winter aufgeführt. In seinen Anmerkungen zu diesem Schwertfechterspiel und einem zweiten Spiel „Das heilige Dreikönigsspiel“, stellt Pröhle am Schluß fest: „Wie auf dem Oberharz, so finden auch unweit Preßburg in Ungarn von den Deutschen zu Weihnachten dramatische Darstellungen statt“²⁰⁾. Dieser Hinweis ist nun durchgehend von der Schwerttanzforschung so aufgefaßt worden, als habe auch das Schwerttanzspiel zu Weihnachten stattgefunden. Es ist aber anzunehmen, daß unser Schwertfechterspiel, wie in anderen Gegenden²¹⁾ um die Fastnachtszeit gespielt worden ist, in der schon in den Anfangszeiten der Bergstädte recht viel „Betrieb“ war. Man vergleicht dazu folgende Nachricht aus der Bergchronik des Hard. Hake: „1580. Im Fastlabend ward Caspar Leffler in Wildemann . . . erstochen. Der Täter führte einen Kranz aus, den wollte ihm der andere mit Gewalt nehmen, und da ihn der auf dem Pferde nicht geben wollte, hat Leffler den anderen geschlagen. Dadurch wurde der andere erzürnt, ist vom Pferde gesprungen, hat seinen Widerpart erstochen und ist entlaufen. Am 17. Februar wurde das peinliche Halsgericht hier zum Wildemann über ihn gehalten“²²⁾. 1553 wird in derselben Chronik der „große Fastelabend“ erwähnt²³⁾.

Die Aufführungszeit um Fastnacht würde sich auch mit den Hinweisen beim Hildesheimer Spiel decken.

Der Vollständigkeit halber soll hier noch aus dem Jahre 1563 von einem eigenartigen Schwertkampf der Jugend der beiden benachbarten braunschweigisch-wolfenbüttelschen Bergstädte Wildemann und Zellerfeld berichtet werden. Bei einem Besuche des Herzogs Heinrich des Jüngeren zogen die Jungen von Wildemann in größerer Zahl auf den Markt von Zellerfeld. „Sie hatten Schwerter gemacht von Holze und ein Arschleder an eine Stange gebunden und für eine Fahne aufgeworfen. Seine Fürstliche Gnaden samt seiner Gemahlin konnten

sehen, daß die zellerfeldischen Jungen auf die gleiche Weise ausgerüstet angekommen sind und gegeneinander standen und sich beiderseits wie zum Kampfe gestellt und böse gemacht haben... Den Zellerfeldischen wurde Valentin Weidenhauer als Anführer gegeben, den Wildemännischen Gabriel Philipps, der besonders Hader anzurichten verstand und der bei Herzog Heinrich in großen Gnaden stand — er ist jetzt Fürstlich Hessischer Berghauptmann. Der ließ auch an nichts fehlen, brachte die wildemännischen Jungen, die stärksten und die vornehmsten in eine bessere Ordnung, stellte sie dahin, wo sie am besten kämpfen konnten. Darauf zogen sie gegeneinander, schlugen sich mit den hölzernen Schwertern, daß die Köpfe rot wurden und beinahe einige totgeschlagen wurden, so daß sich die Erwachsenen einmischen mußten. Und es wäre ein böses Spiel daraus geworden, wenn nicht Herzog Heinrich zum Fenster herausgerufen, man solle sie auseinanderbringen; er lachte aber und sagte: „Tun das die Jungen, was sollten die Alten nicht tun!“ Da hat man sie schnell auseinandergebracht und es sind alle wegen des Besuches der hohen Obrigkeit lustig und fröhlich gewesen“ ²⁴).

Inwieweit dieser Schwerterkampf nun auf eine Nachahmung von Schwertfechterspielen zurückgeht, welche in den Harzorten bekannt waren, läßt sich natürlich nicht feststellen. Es kann sich bei diesem Schaufecht auch um eine einmalige Belustigung zu Ehren Herzog Heinrichs handeln, der derbe Späße liebte.

Wenn wir die bisherigen Ergebnisse nochmals zusammenfassen, so erkennen wir wohl, daß es sich bei unserem Clausthaler Spiel keineswegs um ein aus dem Erzgebirge übernommenes Brauchtum handeln kann, sondern daß es sich hier zeigt, wie auch der Oberharz in einem starken Austausch mit den niederdeutschen Gebieten gestanden hat, wobei das Schwergewicht zweifellos nach dem Norden zu suchen ist.

Das Schwertfechterspiel zeigt aber auch noch, daß sich auf dem Oberharz Einflüsse aus dem norddeutschen Gebiet mit solchen aus Mitteldeutschland mischten. So tritt in dem Spiel der König aus dem Mohrenlande mit folgenden Worten auf:

| | |
|--|---|
| <i>„Ich bin der König aus Mohrenland, Die Sonne hat mich so schwarz gebrannt. Wär ich gekommen über See, So wär ich so weiß als wie der Schnee! So haben sie mich ins Mohrenland gebracht,</i> | <i>Wo die Sonne scheint Tag und Nacht. Da hat sie mich so schwarz gebrannt, Daß mich fast kein Mensch mehr kannt!“</i> ²⁵). |
|--|---|

Den gleichen Wortlaut weist „Das heilige Dreikönigsspiel“ aus dem Oberharz auf ²⁶). Ein schlesisches Herodesspiel läßt den ersten König seine Rede beginnen:

*„Ich bin der König aus Mohrenland
Die Sonne hat mich schwarz gebrannt . . .“* ²⁷). Vogt, Seite 32.

Die Heischelieder der Kinder, die im Oberharz am Dreikönigstage auch heute noch gesungen werden, zeigen in Buntentode folgenden Textbeginn:

*„Wir sind die drei Weisen aus dem Morgenland,
Die Sonne, die hat uns so schwarz gebrannt!“* ²⁸).

Der König aus dem Mohrenland ist also in unser Schwertfechterspiel aus dem zeitlich benachbarten Dreikönigsspiel übernommen, das nach Schlesien weist ²⁹).

Dagegen findet sich nun im Dreikönigsspiel als zweiter von den drei Weisen Königen der König von Polen! Er spricht im Dreikönigsspiel:

| | |
|---|---|
| <i>„Ich bin der König aus Polen, Mein Name ist mir verhohlen, Mein Name ist mir ganz unbekannt,</i> | <i>Drum bin ich gekommen aus dem fremden Land ³⁰⁾.</i> |
|---|---|

Im Schwertfegerspiel spricht der König aus Polen:

| | |
|---|--|
| <i>„Ich bin der König von Polen, Mein Name hat sich erhalten (= erhalten)</i> | <i>Mein Königreich hat sich weit erstreckt, Ich hab mir einen neuen Glauben erweckt“ ³¹⁾.</i> |
|---|--|

Auch in den Liedern zum Dreikönigstage findet sich eine Beziehung zu „Polen“:

| | |
|---|---|
| <i>„Ich bin der kleine König, gebt mir nicht zu wenig, wenig, wenig ist nicht gut, denn ich trag 'nen Säbelhut. Laßt mich nicht zu lange stehn,</i> | <i>denn ich muß noch weitergehn, nach Polen, nach Polen, drei Pfennige holen. Polen ist 'ne große Stadt, geben alle Leute wat!“</i> |
|---|---|

so singen die Kinder in Wildemann ³²⁾.

Es ergibt sich also, daß anscheinend der König von Polen aus unserem Schwertfegerspiel in das heilige Dreikönigsspiel eingedrungen und unter die Heiligen drei Könige aufgenommen worden ist ³³⁾.

*

Die hier festgestellten Überschneidungen niederdeutschen und oberdeutschen Brauchtums im Oberharz kennzeichnen die Oberharzer Bergstädte als ein für Anregungen und Einflüsse nicht bodenständigen Brauchtums recht aufnahmefreudiges Gebiet. Dieses Verhalten läßt sich auch heute noch bei der Bildung der Heimatlieder und der Jodler feststellen, die vor allem in den Fremdenverkehrsgebieten des Harzes in außerordentlich großer Zahl entstehen. Vielleicht hat aber diese Beweglichkeit und Aufnahmefreudigkeit recht entscheidend zu der Vielseitigkeit beigetragen, welche das Brauchtum des Oberharzes auszeichnet.

¹⁾ Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele, Aschersleben, 1855, Nr. 124, Das Schwertfegerspiel, S. 245 ff. und von demselben in Herrigs Archiv, 1853.

²⁾ „Harzheimat“, Nr. 18: „Oberharzer Volksspiele und Volksspieße zur Winterszeit“, Piepersche Druckerei. Clausthal-Zellerfeld, Februar 1959, Seite 2 ff.

³⁾ Beitrag von Prof. C. Niessen über Volksschauspiel und Puppenspiel.

⁴⁾ Müllenhoff, S. 131.

⁵⁾ Harzeitschrift, Jg. 22 (1889), S. 366 ff.

⁶⁾ a. a. O. S. 369.

⁷⁾ Geismar-Chronik, S. 139.

⁸⁾ Unser Harz, 10, 1958, S. 6 ff.

⁹⁾ Harzeitschrift 28, S. 751/52.

¹⁰⁾ Naumann, S. 126.

¹¹⁾ Pröhle, S. 249.

¹²⁾ Pröhle a. a. O. S. 318.

¹³⁾ Pröhle, a. a. O. S. 318.

- ¹⁴⁾ Meschke, S. 174.
- ¹⁵⁾ Meschke, Tabelle am Schluß des Buches.
- ¹⁶⁾ Hake, S. 32.
- ¹⁷⁾ Harzzeitschrift 19, S. 490.
- ¹⁸⁾ Das Stolberger Ratsjahrbuch, Harzzeitschrift 17, S. 177.
- ¹⁹⁾ Harzzeitschrift 18, S. 333 ff.
- ²⁰⁾ Pröhle, a. a. O. S. 320.
- ²¹⁾ Siehe dazu Handbuch der deutschen Volkskunde, Bd. 2, S. 431.
- ²²⁾ Hake, a. a. O. S. 116.
- ²³⁾ a. a. O. S. 59.
- ²⁴⁾ Text gekürzt und ins Neuhochdeutsche übertragen nach Hake, Bergchronik, S. 71.
- ²⁵⁾ Pröhle, a. a. O. S. 249 f.
- ²⁶⁾ Pröhle, a. a. O. S. 260.
- ²⁷⁾ Vogt, S. 32.
- ²⁸⁾ Harzheimat, Heft 18, S. 24.
- ²⁹⁾ Weinhold, S. 123 ff., Handbuch zur deutschen Volkskunde, Bd. 2, S. 434.
- ³⁰⁾ Pröhle, a. a. O. S. 260.
- ³¹⁾ Pröhle, a. a. O. S. 247 f.
- ³²⁾ Harzheimat, Heft 18, S. 23.
- ³³⁾ Siehe dazu auch Naumann, a. a. O. S. 123.

Literatur:

1. Texte: Pröhle, Heinrich, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele, Aschersleben 1855.
Lommatzsch, Herbert, Oberharzer Volksspiele und Volksspieße zur Winterszeit. Heft 18 der Leseheftreihe „Harzheimat“, herausgegeben vom Kreislehrerverein Zellerfeld. Clausthal-Zellerfeld 1959 (Text hier für Aufführung durch Schulen usw. an den mundartlichen Stellen hochdeutsch).
2. Allgemeine Literatur und Untersuchungen, die auf das Schwertfegerspiel von Clausthal-Zellerfeld eingehen:
Müllenhoff, Über den Schwerttanz, in Festgaben für G. Homeyer, Berlin 1871, S. 109 ff.
Naumann, Hans, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921 (Untersuchungen zum Schwertfegerspiel, S. 124 ff).
Meschke, K., Schwerttanz u. Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis, Leipz. 1931.
Wolfram, R., Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1936/37 (2 Bde.).
Niessen, C., Das Volksschauspiel und Puppenspiel (Handbuch der deutschen Volkskunde, Bd. 2, Potsdam).
Lommatzsch, H., Das Schwertfegerspiel, eine volkskundliche Kostbarkeit der alten Oberharzer Fastnachtszeit. (Öffentliche Anzeigen, Heimatbeilage vom 10. 2. 1959, Clausthal-Zellerfeld.)
3. Literatur, den Harz und Niedersachsen betreffend:
Spier, Hans, Zur Geschichte des Langen Tanzes in Goslar (Harzzeitschrift 66, S. 63); Die Chronik des Hans von Geismar (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, Heft 14); Jakobs, Ed., Der Schwerttanz auf Schloß Wernigerode, Harzzeitschrift 19, S. 490; —, Das Stolbergsche Ratsjahrbuch, Harzzeitschrift 17, S. 146—215; —, Markt und Rathaus, Spiel- und Kaufhaus, Harzzeitschrift 18, 191—154; —, Handwerk der Stahlschmiede zu Wernigerode, Harzzeitschrift 18, S. 333 ff.; Vollprecht, U., Harzer Volkstänze, Unser Harz, Oktober 1958 und Februar 1958; Hake, Hardanus, Bergchronik, Harzzeitschrift, Forschungen, Bd. 2. Herausgegeben von Denker; Küsthard, Fr., Die neun guten Helden, Harzzeitschrift 22, S. 359—376; Kück, Ed., Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide, Leipzig 1906.
4. Literatur zum Vergleichen des Textes mit schlesischen Weihnachtsspielen (Auswahl):
Weinhold, Karl, Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Graz 1853 (Wien 1875).
Vogt, Friedrich, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes (Texte), Berlin 1914.
5. Handelsbeziehungen Lünebeck — Hildesheim — Harz:
Gebauer, J. H., Geschichte des Handels usw. in der Stadt Hildesheim, Bremen 1950 (Vw. Landesplanung und Statistik).

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

von Werner Flechsig

Vielen Musikern und Musikfreunden ist es bekannt, daß Braunschweig seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Sitz bedeutender Klavierfabriken ist, deren Ruf schon früh über die Grenzen des Landes Braunschweig und Deutschlands hinaus bis in überseeische Länder gedungen ist. Nur wenige Fachleute des Klavierbaues und Musikwissenschaftler wissen aber, daß schon im 18. Jahrhundert Braunschweiger Klaviere berühmt waren und ihren Weg über die Landesgrenzen in das Ausland gefunden haben. Von zweien dieser alten Klaviermacher sind die Namen in die Musiklexika gelangt und dadurch lebendig erhalten worden: Es sind Barthold Fritze und Carl Lemme. Aber das, was auf diese Weise von ihnen der Nachwelt überliefert worden ist, reicht nicht aus, um uns von ihrem Wirken eine klare Vorstellung zu machen.

Das wurde mir klar, als ich beim Neuaufbau der Abteilung „Musik- und Theatergeschichte“ in der Schausammlung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum versuchte, auch die Leistungen des heimischen Instrumentenbaues so zu würdigen, wie es ihrer Bedeutung entsprach. Glücklicherweise sind sowohl von Fritze wie von Lemme eigene Veröffentlichungen erhalten, die etwas mehr Licht auf ihr Wirken fallen lassen, über Fritz(e) außerdem ein eingehender Nachruf anlässlich seines Todes in den „Braunschweigischen Anzeigen“ vom Jahre 1766. In zahlreichen Jahrgängen derselben Zeitung bieten ferner Verkaufsangebote für die von ihnen verfertigten Instrumente mancherlei Aufschlüsse über ihr Schaffen. In der gleichen Quelle begegnen uns aber außer Fritze und Lemme noch eine Reihe weiterer Namen ostfälischer Musikinstrumentenmacher, von denen die meisten bisher weder in einem Musiklexikon noch in einer musikwissenschaftlichen Veröffentlichung anderer Art aufgeführt worden sind, darunter außer weiteren Klaviermachern auch Orgelbauer, Flötenuhmacher und Hersteller von Holzblas- und Streichinstrumenten. Wenn auch nur wenige von ihnen über den Durchschnitt ihrer Handwerksgenossen hinausgeragt sein mögen, so verdienen sie doch unsere Beachtung, weil die Nachrichten über ihre Tätigkeit in willkommener Weise das Bild abrunden, das wir uns von der Bedeutung des Musikinstrumentenbaues in Ostfalen während des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu machen haben. Dieser blühende heimische Instrumentenbau hatte zweifellos einen nicht geringen Einfluß auf die Hausmusikpflege jener Zeit in Ostfalen, indem er den Musikfreunden in Stadt und Land die Anschaffung von wohlfeilen, nicht durch weite Transporte verteuerten Instrumenten erleichterte und damit die Ausübung der Instrumentalmusik förderte. Darüber hinaus hat der heimische Instrumentenbau aber auch sicherlich eine nicht unerhebliche wirtschaftliche Bedeutung gehabt, wenn man bedenkt, welcher Umsatz dabei erzielt wurde und welche Vorteile sowohl die Instrumentenmacher selbst wie der Vater Staat daraus zogen. Die Beschäftigung mit den ostfälischen Musikinstrumentenmachern, über die bisher nur sehr wenig durch Veröffentlichungen bekannt geworden ist, lohnt sich also in mehrfacher Hinsicht für die allgemeine Musikgeschichte wie für die heimische Kultur- und Wirt-

schaftsgeschichte. Völlige Klarheit über das Leben und Wirken unserer Instrumentenmacher in jener Zeit werden wir freilich im einzelnen kaum erhoffen dürfen, weil die archivalischen Quellen zu spärlich erhalten sind. Das Niedersächsische Staatsarchiv besitzt, soweit ich feststellen konnte, gar keine Akten über Musikinstrumentenmacher in Wolfenbüttel und Helmstedt aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, und was im Stadtarchiv Braunschweig über die Braunschweiger Instrumentenmacher zu finden ist, bietet mit Ausnahme einiger Nachrichten von Lemme, Tölke und Blume auch nicht viel. So werden wir uns im wesentlichen auf die „Braunschweigischen Anzeigen“ stützen müssen.

Ich beginne mit Barthold Fritze als dem ältesten namhaften Braunschweiger Klavierbauer und werde im nächsten Heft dieser Zeitschrift Carl Lemme, über den am meisten zu sagen ist, ausführlich behandeln. Danach sollen die übrigen Instrumentenmacher ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Bedeutung, ihre Lebenszeit und ihren Wohnsitz in der Reihenfolge ihrer Familiennamen nach dem ABC besprochen und zum Schluß ein Überblick über den Handel mit Tasteninstrumenten fremder Herkunft in Braunschweig gegeben werden.

1. Barthold Fritze

Barthold Fritze wurde 1697 in Holle, Kr. Hildesheim-Marienburg, geboren und wirkte als Instrumentenmacher in Braunschweig, wo er 1746 starb.

Eine erste zusammenfassende Darstellung seines Lebens und Schaffens gibt ein Nachruf auf Fritze anlässlich seines Todes im 66. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ von 1766. Es heißt dort:

„Am 17. dies. (d. h. des Juli) starb allhier im 70sten Jahre seines Alters Herr Bartold Fritze, ein außerordentlich geschickter Künstler, der sich durch die Verfertigung seiner berühmten Klaviere einen weit ausgebreiteten Ruhm erworben hat. Alle Kenner und Liebhaber dieses musikalischen Instrumentes lassen ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß in dem Klange seiner Klaviere etwas Originales anzutreffen war, besonders in der Stärke der Baßstimmen, welches man bey keinen andern Klavieren antrifft. Dies war auch die Ursache, warum diese seine Instrumente außerordentlich gesucht wurden. Er hat deren über 500 Stück verfertigt, welches für einen Mann, der diese Arbeit fast gänzlich allein verrichtete, gewiß keine geringe Anzahl ist. Ein großer Theil derselben ist nicht nur in alle Provinzen Deutschlands, sondern in noch fernere Gegenden, und bis nach Rußland und Archangel versendet worden. Außerdem hat er noch eine sehr große Anzahl alter Klaviere mit neuen Sangböden versehen; Flügel mit Federn und Hämmern zugleich gemacht, in deren Fuß ein Flötenwerk befindlich gewesen. Die hiesigen Orgeln hat er besonders in den Blasebälgen sehr verbessert, und verschiedene kleine Orgeln und Positive, wie auch eine ziemliche Anzahl Reisespinets von 4 Octaven verfertigt, die man im Wagen auf den Schooß nehmen, und unterwegs darauf spielen konnte.

Herr Fritze schränkte sein wirksames Genie nicht bloß auf diese einzige Art von Kunstwerken ein. Eine Flötenuhr, welche verschiedene Stücken spielt, viele Singeuhren, worinn statt der Glocken stählerne Stäbe waren; singende Vögel, von denen der vorige König von England einen mit nach London genommen, beweisen, daß er ein deutscher Vaucanson war, da verschiedene von ihm angegebene Weberstühle bey den hiesigen Fabriken noch vorhanden sind und eine von ihm erfundene Horizontalwindmühle ihm viel Ruhm gemacht. Diese ungemeinen Geschicklichkeiten dieses großen Künstlers erregen noch größere Verwunderung, wenn man hört, daß er eines Müllers Sohn vom Lande und zum Mühlenhandwerk bestimmt war; auch niemals eine ordentliche Anweisung gehabt.



Barthold Fritze

sondern alles durch sein eignes Nachdenken, und seinen eignen Fleiß erlernt hat.

Den Tonkünstlern bleibt er auch noch wegen des kleinen Traktats schätzbar, den er unter dem Titel: Anweisung, wie man Klaviere, Klavecins und Orgeln, nach einer mechanischen Art nach allen zwölf Tönen gleich rein stimmen könne, daß aus solchen allen sowol dur als moll wohlklingend zu spielen sey. Leipzig 1757 im Breitkopfischen Verlage; herausgegeben und welcher die besten und feinsten Regeln zur Stimmung und Temperatur enthält.

Außer dem Künstler, der unserer Stadt so viel Ehre gemacht hat, verlieren wir auch in ihm einen sehr redlichen und rechtschaffenen Mann, der bey keiner Gelegenheit den Preis seiner Klaviere erhöhte und sein Wort allezeit auf das genaueste zu erfüllen pflegte."

Eigene Mitteilungen von Barthold Fritze über seine Instrumente suchen wir in den „Br. Anzeigen“ vergeblich, da in ihnen Verkaufsangebote von Musikinstrumenten überhaupt erst mehrere Jahre nach seinem Tode Aufnahme fanden. Aber in den folgenden Jahrzehnten werden um so häufiger

Tasteninstrumente von Fritze angeboten, die aus zweiter oder dritter Hand zu verkaufen waren. Meist ist nur schlicht von einem „bandfreyen“ Klavier die Rede, also von einem ungebundenen Clavichord, öfter mit dem Zusatz „groß“. Gelegentlich werden aber auch nähere Angaben gemacht. So hatte 1775 ein „bandfreyes Clavier“ 5 Oktaven von contra F bis dreigestrichen f, schwarze Untertasten von Ebenholz und Obertasten aus Elfenbein, war grün vermalte und vergoldet und mit Fuß und Pulpst versehen. „Dieses Instrument hat besondere Vorzüge sowohl im Tone, welcher sich in allen Octaven proportionierlich gleich ist, als daß es auch im gehörigen Cammertone stehet, leicht spielt und nicht klappert.“ 1787 betraf das Verkaufsangebot „ein großes bandfreies, lakirtes, mit stark versilberten Leisten versehenes Fritzisches Klavier von 5 Oktaven, nebst Gestell, welches so gut als neu, und dessen Ton von Kennern als vorzüglich schön anerkannt ist“. 1797

begegnet uns „ein klein Fritzisches Clavier von C bis F, angenehm von Ton und im besten Stande“. 1799 treffen wir auf ein bandfreies Fritzesches Klavier mit ungewöhnlichem Tonumfang, nämlich von contra A bis dreigestrichen e. Mehrmals ist, wie 1775, die Rede von grün vermahlten Instrumenten. Zum letzten Male erscheint am 15. Juni 1808 ein Klavier von „Fritsch“ im Handel mit der Bemerkung „für einen Anfänger für einen sehr billigen Preis“. Mittlerweile waren also die mindestens 42 Jahre alten Instrumente des 1766 verstorbenen Klaviermachers durch langen Gebrauch so stark abgenutzt und überdies im Vergleich mit den inzwischen aufgekommenen Hammerklavieren klanglich so veraltet, daß man sie an anspruchsvollere Käufer nicht mehr absetzen konnte. Immerhin ist es aber ein Zeichen für das hohe Ansehen, daß Fritzes Instrumente seit der Mitte des 18. Jahrhunderts genossen, daß sie sich überhaupt so lange nach seinem Tode im Wettbewerb mit den Erzeugnissen von Lemme und zahlreichen anderen jüngeren Klaviermachern auf dem Markte halten konnten.

Bis in die Gegenwart haben sich von den über 500 Klavieren aus seiner Werkstatt meines Wissens nur zwei erhalten. Eins davon steht in der Staatlichen Musikinstrumentensammlung Berlin, das andere als Leihgabe der Privatsammlung Grottrian-Steinweg im Städtischen Museum Braunschweig. Von seinen Orgeln begegnen uns in den „Anzeigen“, 1781 „ein Positiv mit 4 Zügen in der Form eines Schrankes“, 1784 „ein Positiv mit 4 Zügen und 8 füßigen Stimmen“, 1797 „ein Orgel-Positiv . . . in sehr gutem Stande, von folgenden Stimmen: 1) Gedekt 8 Fuß von Holz, 2) Flöte 4 Fuß offen von Holz, 3) Oktav 2 Fuß durchgehends von Metall, 4) Cimbel zweifach auch von Metall“. Von ihnen scheint nichts auf unsere Tage gekommen zu sein.

Barthold Fritze war übrigens nicht nur ein erfindungs- und kunstreicher Handwerker und in seinem Berufe ein redlicher Geschäftsmann, sondern auch ein um seine Mitmenschen besorgter Wohltäter. Das erfahren wir aus einem Artikel im Jahrgange 1819 des Braunschweigischen Magazins, betitelt „Beiträge zu der Geschichte und Beschreibung der Brüdernkirche in Braunschweig“. Darin heißt es auf Spalte 774 über das Fritzsche Vermächtnis:

„Der Mechanikus und musikalische Instrumentenmacher Barthold Fritze hieselbst, welcher 1797 geboren war, vermachte kurz vor seinem Ende im Jahre 1766 der Brüdernkirche sein am Marstelle allhier unter Nr. 2813 belegenes Haus und Hof nebst 200 Rthlr. Kapital, welches sie nach Ableben seiner Frau Marie Lucie Schwedern in Besitz nehmen sollte. Als Letztere im J. 1773 mit Tode abging, nahm die Kirche das Haus zu sich, und es wurden die Aufkünfte desselben, welche nach Abzug der vorfallenden jährlichen Unkosten übrig blieben, nach Verordnung des Stifters an Arme vertheilt. Weil indessen das Haus sehr alt, und bereits schon im Jahre 1469 gebauet war, so hielt man es vortheilhafter, dasselbe zu verkaufen, und das dafür gelöste Kapital auf sichere Weise zinsbar zu belegen. Dieser Verkauf kam unter dem Provisorat des im Jahre 1806 verstorbenen Kaufmanns Johann Heinrich Bornemann zu Stande, und mit Inbegriff der dafür aufgekommenen 1100 Rthlr. bestehet dieses Vermächtnis nun aus 1300 Rthlr., wovon die Zinsen nicht nur an Arme, sondern theilweise auch einem Studierenden, oder hilfsbedürftigem Schüler, der Absicht des Stifters gemäß, gereicht werden können.“

(Fortsetzung folgt)

Aus vergangenen Tagen des Dörfchens Orxhausen

von Otto Hahne

Wo die Gande die Kreidehöhen des Leineufers in tiefem Einbruch zertrennt, liegt direkt vor dem Durchbruch das kleine Dorf Orxhausen. Bewaldete Höhen im Norden, Westen und Süden umgeben das windgeschützte enge Tal, in dem von Gandersheim die große Asphaltstraße auf dem rechten Ufer mit sanftgeschwungenen Kurven hinabzieht, die Eisenbahn auf dem linken Ufer in gerader Linienführung abwärts fährt. An der Mündung des aus südlicher Richtung herabplätschernden Sütterbaches drängen sich die Häuser und Ställe um die kleine Kirche, die sie alle überragt. Seiner urkundlichen Namensform nach (1231 Otherikeshusen = Behausung eines Otherik) gehört Orxhausen, wenn dies sein ältester Name ist, zu den Orten, die vom fünften bis achten Jahrhundert nach Christus durch Innenkolonisation dem Walde mit völligem Niederschlagen des Baumwuchses und nachfolgender Rodung der Stuken abgewonnen wurden. Seine alte Ackerflur auf dem Ostufer des Sölterbaches umfaßt: „Auf dem Humborn“ (hun = dunkel, braun wie die Hummeke bei Hahausen) mit 65 $\frac{1}{2}$ Morgen, „Auf der schönen Böse“ mit 101 Morgen, „Unter dem Schlotweg“ (wohl so benannt, weil er zu der Kaminata auf dem Berge führte) mit 31 M., „An der Feldscheide“ mit 128 M., „Am Kleye“ mit 25 M., „Am Schlotwege“ mit 41 M., zusammen 341 M. Vielleicht schon die obersten Teile von „Kley“ und „Humborn“, sicherlich die Ackerstücke „Im Mehre“ mit 24 $\frac{1}{2}$ M. unter dem „Gandersheimer Wege“ sind ursprünglich Wiesen oder späteres Rodeland, ebenso „Hinter dem Lah“ (Wald) mit 40 M., „Auf der Horst“ mit 13 M., „Der Graseweg“ mit 54 M., „Zwischen den Süttern“ mit 40 M. und „Auf den Köpfen“ mit 16 M. Alle dies Land ist gegen Meyerzins an den Ackerhof Nr. 1 und die drei wüsten Halbspännerhöfe Nr. 2 und 10 (einer ohne Nummer) ausgetan.

Den Ort rechnete man zum Grenigau, dessen Ostgrenze hier mit der östlichen Flurgrenze des Dorfes zusammenfällt. Ebenso wie die an dem zum Grenigau zählenden, aber rechts der Leine liegenden Dörfer: Kreiensen, Billerbeck, Olxheim und Haieshausen wird er im Lehnverzeichnis der Homburger Grafen ¹⁾ aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr unter den Orten der advocicia Grene aufgezählt und wird demnach bereits damals dem wirtschaftlich günstiger gelegenen Gandersheim verwaltungsmäßig zugeteilt gewesen sein.

Beidem bedauerlichen Mangel an mittelalterlichen Urkunden, der allerdings bei der Kleinheit des Ortes kaum Bedenken erwecken kann, läßt sich über die ältesten Besitzverhältnisse nur sehr wenig sagen. Das von der Reichsabtei gegründete Cisterzienserkloster Celus erwarb 1231 in Otherikeshusen 2 $\frac{1}{2}$ Hufen, die ein Johann von Brunsen bisher innehatte, und nochmals 1251 eine Hufe. Größer war noch der Besitz des nahen Reichsstiftes, das sechs Hufen sein eigen nannte und spätestens nach 1500 auch den Besitz von Clus teilweise übernahm.

Scheinbar sehr verwickelt liegen die Zehntverhältnisse, über die außerdem erst Nachrichten seit 1500 erhalten sind, da es nicht ganz klar ist, ob Olderikshusen, dessen Zehnt 1222 der Erzbischof Siegfried von Mainz dem Kloster Hildewartshausen übertrug, unser Orxhausen ist.

Den Hauptzehnt von 568 M. haben 1758 Bütners Erben (von Ludecken) in Gandersheim (einst vom Reichsstift gekauft); er wird gezogen von dem alten Ackerlande des Dorfes und dem späten Rodeland bei und zwischen den Süttern.

Die Abtei Gandersheim erhebt den Zehnt „Auf der schönen Böse“ von 39 M. im Südosten der Flur an der Feldgrenze von Bentierode, wo 24 M. des Seniors Witte und 15 M. des wüsten Capitulhofes als zwei große Stücke nebeneinander liegen; es ist spätes Rodeland.

Einen dritten Zehnt über 142 M. besitzt im achtzehnten Jahrhundert als ursprüngliches Lehnsgut des Reichsstifts der Bäcker Ricke zu Gandersheim, später Bäcker Reuter und Kaufmann Kühne. Er betrifft nur die Ackerstücke rechts der Gande und die Rodeländerei am „Westerberg“ bis zum „Ruewege“, der über den Berg von Orxhausen nach Kreiensen führt und augenscheinlich recht alt ist.

Die Familie von Oldershausen, die auch sonst südwestlich von Gandersheim vielfach Lehnsgut des Stiftes erhalten hat, beansprucht im 18. Jahrhundert den Zehnt von 26 M., die sich vor dem Waldrande des Heinbergs und Wadenberges hinziehen und den typischen Eindruck von spätem Rodeland machen.

Vielfach in den gleichen Wannen, wie die von Oldershausen, erhebt der Herr von Koch-Herrhausen, dessen Familie denen von Oldershausen verschwägert war, den Zehnt von 18 M., andere Morgen dieses Zehnts gehören zu dem Ackerhofe Nr. 1 und den Kothöfen Nr. 9 und 11, für die wieder der Herr von Oldershausen der Gutsherr ist.

Zehntfrei bleiben 17½ M., die hauptsächlich zu dem Besitz des Gandersheimer Capitulhofes oder der Pfarre zu Greene gehören.

Da in der Regel selbst ein viel kleinerer Bachlauf, als es hier die Gande ist, die Grenze zweier Feldmarken bildet, ist bei der eigenartigen Verteilung der Äcker von Orxhausen anzunehmen, daß nördlich der Gande eine Siedlung mit eigener Ackerflur eingegangen ist. Letztere setzt sich zusammen aus Sommerfeld 6. Wanne: „Auf dem Bui“ = Beuge, an einem gewundenen Bachufer, 13½ M., Winterfeld 5. Wanne: „Auf dem Gehrichslande“ 23½ M., 6. Wanne: „Die Humburgsbreiten“ 20 M., 7. Wanne: „Vor der lütjen Wahne“ 18 M. und Brachfeld 4. Wanne: „Im langen Kamp“ 46 M., zusammen 131 Morgen; dazu kommen noch einige Wiesen am Bache. Damit aber würde genau der Umfang an Acker und Wiesen, wenn man das spätere Rodeland abzieht, hier vorhanden sein, den Ernst Mayer für einen skandinavischen und niederdeutschen Hof von etwa drei Hufen auf ein „Großhundert“ an Nutzfläche berechnet hat ²⁾.

Dieser sämtliche Acker ist gegen Erbenzins ausgetan, was als ein Kennzeichen eines alten Besitzes der Grundherrschaft angesehen werden darf. Diese Annahme wird bestätigt durch den Zehnt von Ricke-Gandersheim, der nur auf dieser Länderei und einigem Rodeland am Westerberge lastet. Die Besitzverhältnisse liefern einen weiteren Beweis für die Richtigkeit dieser Darlegung. Denn nur die Kothöfe Nr. 8, 9, 10, 11 und 15 (die alte Mühle), nicht aber die Halbspännerhöfe und der Ackerhof von Orxhausen sind an dieser Flur beteiligt. Diese Kothöfe haben jedoch auch ihrerseits keinen Anteil an der alten Flur von Orxhausen. Sie scheinen auch ursprüngliches Lehnsgut der Abtei zu sein, obschon für den einen die Universität Helmstedt und für einen anderen 1758 der Herr von Oldershausen

als Gutsherr zeichnet. Der Universität Helmstedt wurden nämlich Einkünfte aus dem ehemaligen Pädagogium in Gandersheim zugesprochen, das auf die alte Stiftsschule zurückgeht, und die Herren von Oldershausen wurden bei Lehnsgaben sichtlich bevorzugt. Der Name der wüst gewordenen Siedlung war *E b k e s - h u s e n*, also die Behausung eines Ebiko, einer verkleinernden Weiterbildung zu Abo, Ebo, wie etwa Buniko zu Buno. Denn im Jahre 1468 wird ein Heinrich Bömmigerode, Bürger in Gandersheim, mit $\frac{3}{4}$ Zehnt — das vierte Viertel hatten möglicherweise schon damals, wie 1758, die Herren von Oldershausen — von der Fürststäbtissin belehnt in „Ebkeshusen ad montem Wadenberg“, dessen westlicher Teil zu der Siedlung gehört³⁾. Eine andere „decima in Wadenberge iuxta Gandershem“ besitzt 1382 das Fürstliche Amt in Gandersheim. Obige Zehntverhältnisse blieben Jahrhunderte lang die gleichen, wie die Dorfbeschreibung von 1758 lehrt. Wann und warum Ebkeshusen, das in der Nähe der Wahnemühle an der „Wahne“ gelegen haben wird, wüst geworden ist, kann nicht gesagt werden. Seine Einwohner zogen jedenfalls nach Orxhausen, wo sie westlich des Ackershofes und der Halbspännerhöfe in unregelmäßiger Reihe sich ansiedelten, um von der neuen Wohnstätte aus die alten Äcker in gewohnter Weise zu bestellen.

Mit dem Beginn der Neuzeit liefern dann die Amtsakten reichliche Nachrichten; so schreibt das Erbregister von Gandersheim 1524⁴⁾, aus dem folgende Angaben entnommen sind: „*Orxhusen gehoret mit Gerichte, Untergerichte, Dienste und aller Obrigkeit zum Hauße Gandersheim. Die Kapelle ist filia in Grene unnd gehören darzu 19 M. und jeglich Morgen gibt 3 Himpten Korns und der pfarher hat 11 M. — Die Zehenden haben die Tonawsche und Rymmerode alle zu Gandersheim als Lehen von dem zu Rehden unnd gibt wol 4 Fuder Korns und über 140 M. hat Harmen Rike zu Gandersheim den Zehendt als Lehen der Herrn von Oldershausen. Landschatzung 16 Gulden, Korngelt 3 Gulden.*

Bertram Betrams 1 Buwhoff mit 3 Hove Landes gehort der Wolterschen zu Gandersheim und gibt ihr die dritten Garben, 4 Honre und 4 Stige Eyger; noch 1 Kothoff mit 2 Hoven; 5 M. Landes erbzinst den von Ollershußen 3 Kreuzer Hegeschenn Zinß.

Hans Bringmanns 1 Buhoff mit 2 Hove Landes zinst dem Closter zu Brunshusen 2 Gulden 3 Groschen, 2 Pfennig und uff die Burg Gandersheim 20 Gr. 4 Pf. 2 Molt Rogken und 3 Molt Haffern. Idem 4 M. zinßen Corde Krogen zu Einbegke; vom jeglichen M. 1 Molt Korns. Von 3 M. zinßen Husselman zu Gandersheim 1 Molt Korns. Idem einen Kothoff $\frac{1}{2}$ Hoven Landes zinßt dem Closter zu Sanct Marien 4 Mold Rogken und 4 Mold Haffern. Idem 1 Wische zinßt Hanse Drogen zu Gandersheim 3 Gr. Idem 3 M. Landes gibt davon Hanse Uffelmann 1 Ferndel Landes ist Her Oyßhußen und zinset zu Sanct Marien und gibt uff die Burgk 3 Kr. 7 H. Rogken und 2 H. Haffern und 1 dritten Molter.

Hans Bodenstein und Curd Bodensteins Witwe Buhoff mit 2 Hove Landes zinset in den Paradiß zu Gandersheim 6 Molter Korns unnd dem Abte zur Cluß 1 Molter Weizens unnd M. Gersten und 10 Gr. 4 Stige Eyger und 4 Eyger. Idem 1 Hove Landes von den von Oldershußen zu Lehen, idem 1 Hove Landes von der Ebteschenn zu Gandersheim zu Lehen. Noch 12 M. Landes zinset Henriken Koch zu Gandersheim 9 M. Rogken und 3 M. Haffern. Noch 9 M. Landes von Ern (Ehren) Falsonen zu Hildensheim von wegen der Vicarien Zum Munster zu Gandersheim: 2 M. R. und 2 M. H. Item die bemelte Witwe 1 Köterei mit 1 Hove

Landes ist ihr Erbe gibt davon dem Capittel und der Ebtischen 14 Gr und uff die Burg zu Gandersheim 6 Kr. 1 M. Rogken unnd 5 H. Haffern.

Jorden Gerners $\frac{1}{2}$ Buhoff mit 18 M. Landes ist sein und seiner Freunde Erbe und gibt den Erben davon die dritte Garbe und uff die Burg 1 M. Rogken, 2 M. H. und 12 Gr. Idem ein Kothoff mit 1 hove landes ist Hans Schelms zu Bilderbeck und etlicher andern Erbe, gibt davon uff die Burg Gandersheim 6 Gr. 1 M. R. und $\frac{1}{2}$ M. H. und der Ebtischenn 10 Gr. Idem 5 M. zinßen Tile Oßen zu Gandersheim von jeglichem Morgen 4 H. R. Idem 11 M. zinset dem Pfaffen zu Grene von jeden M. 3 H. Korns.

Curd Kule 1 Mollen (Mühle) gibt davon der Ebtischen zu Gandersheim zu Palzinß 14 Gr. 3 Pf. 2 Stige Eyger und 3 Honre. Idem 4 M. Landes erbinset uff die Burg zu Gandersheim 20 Pf. 1 H. R. und 2 H. H. Idem einen Zehenden uber 30 M. davon gibt er den von Oldershußen 2 Gulden.

Bartelt Bringmans Kothoff und 1 Hove Landes erbinset uff der Burg zu Gandersheim 6 Gr. 1 M. R. und 5 H. H., dem Capittel 1 M. R. unnd der Ebtischen 20 Gr. Idem noch 2 M. Landes ist sein Erbe.

Hans Bertrams Kothoff mit 22 M. Landes ist sein. Henning Slim und der Sothoffeschen Erbe erbinset uff die Burg zu Gandersheim 12 Gr. 1 M. R. und 2 M. H. und dem Capittel 1 M. R. und der Ebtischen 2 Gr.

Hans Bertrams Kothoff mit 1 Hove Landes erbinset uff die Burg zu Gandersheim 6 Gr. 1 M. R. und 5 H. H., dem Capittel 1 M. R. und der Ebtischen 5 Kortling Summa 17 Hove 11 Morgen Landes."

Das Reichsstift Gandersheim wie das Kloster Clus haben demnach ihre mittelalterlichen Besitzrechte bis in die Neuzeit erhalten können und weiter bewahrt, so daß sie erst um 1850 auch hier abgelöst wurden. Das Erbregeister, das 1580 neu aufgestellt wurde, diente gemäß den Aufrüstungsplänen des politisch ehrgeizigen Herzogs Heinrich Julius dazu, die Wehrhaftigkeit der einzelnen Leute und ihre Bewaffnung festzustellen: daher stehen jeweils an der Spitze folgende Eintragungen: „Clawes Selbecen Ackermann seines alters ohngefehr von 30 Jahren, ist noch unbefreyet, sitzt mit der Mutter noch inne, hat einen wehrhaftigen Knecht, ist gerüstet mit einem Federspies und Degen.

Dreves Bodenstein ist ungefehr 56 Jahre alt, hat 2 wehrhaftige Söhne, ist gerüstet mit einem Federspies und Degen.

Der Müller Drewes Kulen ist gerüstet mit einem Federspies und kurtzen Rohr, seines alters 30 Jahr, Hans Willes dagegen, ungefehr von 30 Jahren, mit einem langen Rohr und Degen.

Hanß Rittirodt von ungefehr 40 Jahren führt als Zimmermann eine Axt. Der 20 jährige Tiell Bertram ist mit seiner Mutter im Hause und hat eine Hellebarde und Degen."

Da Orxhausen zum Erzbistum Mainz gerechnet wurde, unterstand es bis in das 19. Jahrhundert dem Archidiakonat Grene. Seine alte kleine Kapelle, die wie ähnliche Bauten in den Nachbardörfern etwa im 14./15. Jahrhundert erbaut sein mag, ist 1758 „noch ziemlich massiv, steht als ein Filial unter die Greener Pfarre. Es ist dabey an Länderey 21 M."; dieser Rodeacker, teilweise in großen Stücken „Hinter dem Lah 6 M" und „Der Graseweg" 13 M" unterliegt dem Bütnerzehnt. Nach dem Brande von 1818 wurde der rechteckige, flachgedeckte Saal

mit massiven Wänden unter Benutzung von älteren Bauteilen neu aufgebaut⁵⁾. Die Kriegswirren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts änderten den Personenstand der Bauern fast völlig durch seuchenartige Krankheiten und Abwanderung in die Stadt. Einige Höfe lagen wüst, und die Namen waren andere geworden.

Die Dorfbeschreibung 1759 von Ernst August Brauns verzeichnet⁶⁾: „Wüst 3 Halbspännerhöfe, Clauß Schlimme halbe Köterey wüst, weshalb sich aber Christian Wille vor langer Zeit an Serenissimum gewendet, um diesen Teil wieder an sich zu bringen.

Die Erbmühle Christoph Boden Nr. 15, in schönen Stande: 1 Ohl-, 2 Mahlgänge an der Kreyenser Grenze, eine Gipsmühle am Gipsbruch, es hat solche vor nicht langen Jahren Hans Jürgen Waldmann gebaut, ist noch dabei ein Ölgang, wie auch eine Schneidemühle zu Steinen, welche der Doctor Blume zu Gandersheim veranstaltet, um von denen im Gipsbruch ausgesuchten Steinen allerlei Tafelwerk schneiden zu lassen. Es scheint aber in Abnahme damit zu kommen und hat der Müller den Schaden. Ferner ist dabei auch eine Walkemühle zu Fellen. Er hat auf der Gemeinde erbauet und den dabei befindlichen Garten von derselben erkaufet, gibt Serenissimo jährlich 12 Taler Erbenzins und 24 der Gemeinde. Ein Gipssofen an der Kreienser Grenze.

Hirtenhaus mit Strohdach, ohne Schornstein, ziemlich auffällig. Pfänder ist der Kreinser, Nachtwächter beide Hirten. Die Holzung ist in gutem Stande und wird wohl an Eichen und Buchen gleich sein, weiter aber findet sich keine andere Art Holz darin. Die Jagd gehört Serenissimo zur Aokenhäuser Forst. Fischerei: Die Gande hat allerhand Arten der hier zu Lande gewöhnlichen Fische, auch dann und wann Forellen, gehört Serenissimo.

Koppelweide mit Kreiensen bis an den Sehrkamp auf Hoppenhof und Herrenwiese, die kleine Hey und (alte) Heerstraße (Greene—Seesen) mit Kreiensen bis an den Kreienser Berg und die Gipskuhle. Mit Heckenbeck vor dem Heineberg bis Koli, vom Kasseborn auf Langenkamp Lerchenkamp am Herrenholze.

Viel schlechtes, wüstes und hangendes Land, steinig und Kley. — 4 Leineweber, 2 Häuslinge, 2 Altväter.

Die Bauermeister ernten einen kleinen Grasfleck ohne importance (= Bedeutung). Acker: 810 $\frac{1}{2}$ M., Wiesen 39 $\frac{1}{2}$ M., Anger 55 M. und Holz 131 $\frac{1}{2}$ M.

Der Ackermann Heinrich Propst Nr. 1: Hofraum 0,71 R. Gärten: 70 und 68 R. Länderei 79 $\frac{1}{2}$ M. Meyerland der Wölers in Seesen: 6 H. Weizen, 36 H. Hafer, 36 H. Roggen, 1 Schock Eier, 7 M. Erbland gegen Erbzins ans Amt $\frac{1}{2}$ H. R., $\frac{1}{2}$ H. H. und 10 Gr. 6 Pf., Contribution: 1 Reichstaler 12 Groschen monatlich Landschatz: 2, 15, 6. Proviantgeld: 5, 8, 4. Kuchentermin 12 Gr. Fleischzehnt an Butner. Das Haus ist alt, mit Ziegeldach und Schornstein, Scheuer auch alt, mit Stroh gedeckt. Für die wüsten Halbspännerhöfe ist der Grundherr das Capitel zu Gandersheim, das Kloster Brunshausen und cessat; für die Klöster: die Pfarre zu Greene, Nr. 10 die Universität Helmstedt, Nr. 9 und 11 Herr von Oldershausen, während bei 8, 12, 13 und 15 der Gutsherr fehlt.

Bis 1803 hat sich hierin wenig geändert: „In der Walkemühle aber wird der zwischen Kreiensen und Beulshausen gebrochene Marmor, nachdem er gebrannt, vermahlen. Auch findet sich in dieser Gegend eine Art von Marienglase“⁷⁾.

Nach der Sage ⁸⁾ ist im „Kassebrunnen“, einem grundlosen Quell, eine Kutsche mit 4 Pferden versunken. Aus ihm holt der Storch die kleinen Kinder, und er steht unterirdisch mit dem Mühlenquell bei Billerbeck in Verbindung.

Die Separation um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begründete zugunsten Orxhausens die Feldgrenze gegen Gandersheim. Da der durch Aufteilung der Allmende, also der Gemeindewiesen, Anger und Huden, sowie Aufrodung einzelner Feldbüschle gewonnene Acker an die Bauern zu eigen gegeben wurde, wuchs der Wert der Einzelhöfe. Verbesserte Ackerbestellung und künstliche Düngung steigerten die Erträge gewaltig, so daß neben neuen Scheunen nicht nur größere Ställe für den erhöhten Viehstand, sondern auch stattliche Wohnhäuser gebaut werden konnten. Die zur Abtragung der kapitalisierten Hofabgaben, Zehnten und Dienste, notwendigen Gelder, die von der Staatskasse vorgeschossen wurden, konnten sehr bald abgetragen werden. Jeder Bauer war nun selbständig und vermochte auf dem ihm gehörigen Acker bestellen, was ihm für die Belange seiner Wirtschaft am günstigsten erschien.

¹⁾ Cop. X, 5 Niedersächsisches Staatsarchiv, Hannover. — ²⁾ Ernst Mayer: Germanische Geschlechtsverbände und das Problem der Feldgemeinschaft. Ztschr. Savignystiftung. Germ. Abteilung 1924—44, S. 74. — ³⁾ Gandersheimer Urkunden Nr. 210. (Niedersächsisches Staatsarchiv). Joh. Christoph Harenberg: Historia ecclesia Gandersheimensis 1734. 928. — ⁴⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel. — ⁵⁾ P. Meier - K. Steinacker: Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig IV, 253. — ⁶⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel. — ⁷⁾ Hassel-Bege: Geogr. statist. Beschr. der Fürstentümer Wolf. Blank. II, 193. — ⁸⁾ H. Voges: Sagen aus dem Lande Braunschweig, S. 222. — ⁹⁾

Verschwundene Barockschlösser des Braunschweiger Landes

von Hans - Adolf Schultz

(Teil 2)

Monplaisir, südlich von Wolfenbüttel

Vor dem Harztore von Wolfenbüttel legte 1655 August der Jüngere (geb. 10. 4. 1579, gest. 17. 9. 1666) einen Lustgarten an, der den Namen „Monplaisir“ erhielt. Gleichzeitig vergrößerte er seinen Eigenbesitz dort durch Tausch von Ländereien auf rund 31 Morgen. So entstand hier nach und nach ein regelrechter landwirtschaftlicher Hof, dessen Hauptbestandteil aber der Lustgarten mit Teichen und seltenen Bäumen wurde.

Einen Ausbau veranlaßte Herzog Anton Ulrich, der Sohn August des Jüngeren. Der Entwurf rührt sicherlich ebenfalls von Hermann Korb her. Ein Stich (Gesenius-Topographie, Herzog-August-Bibliothek, Wolfenbüttel) „Prospekt des Hochfürstlichen Lusthauses in dem Thiergarten vor dem Hartz Thor“ zeigt uns ein pavillonartiges Gebäude auf einem terrassenartig hoch gegliederten Unterbau. Eine Treppe führt von zwei Seiten hinauf. Zwischen beiden liegt ein großes Tor mit doppelflügeliger Tür. Die Ballustraden unterstreichen die Form des „Lusthauses“. Der ganze Bau wird bekrönt durch eine Laterne mit einer Wetterfahne, die das springende Welfenroß darstellt. Vor dem Gebäude stehen zwei Obelisk, die vielleicht aus Holz bzw. Latten gearbeitet sind. Auf beiden finden sich die gleichen Wetterfahnen wie auf der Laterne des Hauses. Vermutlich gehört dieser Bau der Zeit um 1700 an.

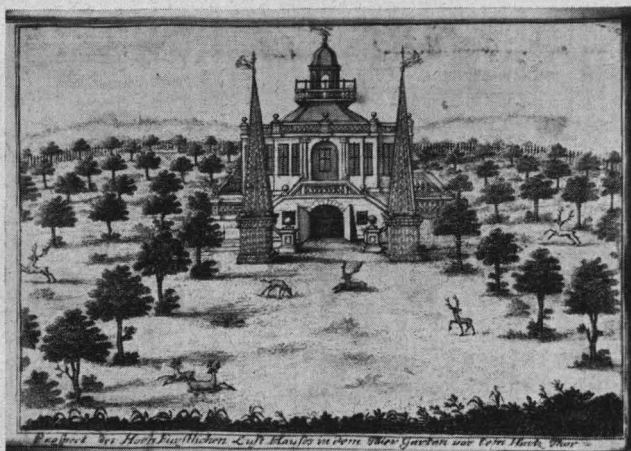


Abb. 9
Prospect des Hoch-Fürstlichen
Lust Hauses in dem Thier
Garten vor dem Hartz Thor
(Herzog August Bibliothek
zu Wolfenbüttel.
Kunstkabinett, Schrank 8 –
Gesenius-Topographie)

In der obengenannten Bibliothek finden sich noch ein Aufriss und ein Grundriß des Lusthauses. Die Formen zeigen starke Abweichungen. Man erkennt bereits klassizistische Einflüsse. Doch scheint dieser Entwurf, der wohl für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts anzusetzen ist, nicht ausgeführt zu sein.

Ende des 18. Jahrhunderts ist dieser Bau abgebrochen worden. Der Garten mit seinem Zubehör war ständig durch Zukauf vergrößert. Schon 1755 besaß er eine Größe von 195 Morgen. Später sind diese in dem Rittergut Halchter aufgegangen.

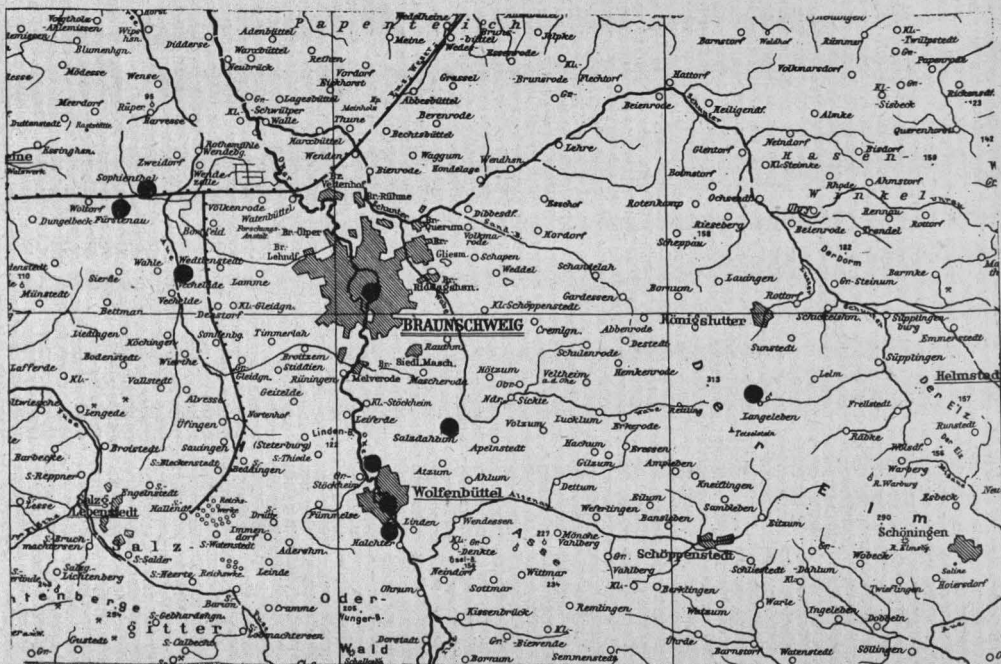


Abb. 10 Verbreitungskarte der ehemaligen Barockschlösser um Braunschweig,
(Archiv des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum zu Braunschweig, 1961)

Langelsheims Gewässer

von Werner Bente

A. Der Mühlenbach

Gegenüber dem „Spoikebrinke“, in der Höhe des Großen Sülteberges zweigt der „Mühlenbach“ von der Innerste ab. Es befindet sich dort das sogenannte „Wehr“, über das ein Steg durch anmutige Waldwege den Wanderer nach dem Dorfe Wolfshagen führt. Hier sagten sich früher Hasen und Füchse gute Nacht, denn nur die Einheimischen kannten die Wege und gingen sie zum Arzt, zur Apotheke und wenn es sonst unbedingt notwendig war. Heute hat sich die Gegend gewaltig verändert, denn ein großes Industriezentrum ist dort entstanden, wo es früher Schlackenhalde und Ödland gab.

Der Mühlenbach, der ca. 1 $\frac{1}{2}$ m breit und tief war und bei gutem Gefälle fast immer randvoll gefüllt war, erreichte nach ca. 1 km Langelsheim und belieferte verschiedene Betriebe, eine Holzstoffabrik und zwei Mühlen mit der notwendigen Wasserkraft. Er unterfloß die Straße Langelsheim — Lautenthal an der Behrenskampischen Brücke im „Pingestanger“ (Pfungstanger).

Nach der Wasserentnahme durch den Ernst-August-Stollen ist diese Kraftquelle fast gegenstandslos geworden, und die darauf angewiesenen Betriebe haben sich auf Elektrizität umgestellt oder sind ganz eingegangen, wenn sich die Umstellung nicht lohnte.

Der Bach darf aber wohl nicht ganz verschwinden, denn er könnte dringend notwendig werden im Falle eines Großbrandes, um zusätzliches Löschwasser zu liefern.

Früher, d. h. bis in die dreißiger Jahre, war sein Bett durch die ganze Ortschaft vollkommen offen und mit Geländern geschützt; aber heute ist es vom Marktplatz ab abgedeckt, um einer breiten Durchgangsstraße Raum zu geben, die nun glatt durch die „Stadt“ führt, um dem stets wachsenden Durchgangsverkehr Goslar — Seesen zu dienen.

Ein eigenartiges Ereignis, das vielleicht alten Leuten noch rememberlich ist, trat plötzlich im Unterlauf des Baches um die Jahrhundertwende ein. Unterhalb der früheren Lüderschen Mühle, später elektrische Zentrale, entstand ganz plötzlich im Flußbette ein gewaltiges Loch, in dem fast das gesamte Wasser verschwand, ohne daß jemand wußte, wo es blieb. Dieses Ereignis war durch die Kalkformation des Kahnsteingebietes hervorgerufen, in der sich unterirdische Hohlräume gebildet haben, die das Wasser aufnehmen und unterirdisch weiterführten.

Es hat sich später ergeben, daß diese Wasser unterirdisch bis in die Gegend von Baddeckenstedt flossen, wo sie in einem sogenannten „Spring“ wieder zutage traten. Auch die Abwässer des Langelsheimer Kaliwerkes, die oberirdisch bis zum Kahnsteine geleitet wurden, verschwanden dort auf anfangs rätselhafte Weise, und die Werksleitung war froh, ihre Lauge so gut und billig los zu sein. Es zeigte sich dann aber bald, daß die Brunnen und Quellen in der Nähe von Baddeckenstedt arg versalzen waren und Abhilfe geschaffen werden mußte. Und

die Folge? Man stellte fest, daß dieser Übelstand mit dem Kaliwerke zusammenhänging und verdonnerte es dazu, für Baddeckenstedt eine Wasserleitung zu bauen, die viel Geld gekostet hat.

Wenn man bedenkt, daß es in der Gegend vom Rabensteine bis Baddeckenstedt verschiedene Erdfälle gibt, muß man annehmen, daß dies ganze Gebiet von einem gewaltigen unterirdischen Höhlensystem durchzogen ist.

Es hat damals viel Geld und Mühe gekostet, das obengenannte Loch zu verstopfen und das Wasser seinem alten Bette wieder zuzuführen.

Eine unangenehme Erscheinung trat im Winter bei anhaltender, strenger Kälte auf, die man eigentlich nur bei der Innerste kannte und die vielleicht mit dem mitgeführten Grand in Verbindung stand: das Grundeis. Der Mühlenbach fror nicht oberflächlich zu, wie es andere Gewässer zu tun pflegen, sondern das Grundeis, das eine zähe, breiige Masse bildete, wuchs von unten herauf. Dadurch hob sich der Wasserspiegel, der Bach trat über die Ufer und überschwemmte weite Flächen. Man hat versucht, diesem Übelstand dadurch abzuhelpen, daß man den Bach in seinem Oberlauf, wo er durch die freie Feldmark floß und besonders der Kälte ausgesetzt war, mit Tannenreisig abdeckte, aber das erwies sich als eine ziemlich zweifelhafte Maßnahme. Jeden Winter gab es dieselben Unannehmlichkeiten mit den Bauern und den Bewohnern der anliegenden Grundstücke. Wie oft erlebte man es, daß in kalten Nächten das Betriebswasser allmählich ausblieb und Stimmen ertönten: „De Biek gaht uower! Et staht all alles under Wäter!“ Und dann ging das übliche Geschimpfe los; und die Müller mußten trotz allem aus den Betten und mit ihren Leuten sofort Abhilfe schaffen.

Dieses Grundeis setzte sich auch zwischen die Schaufeln der Turbinen und war nur mit großen Mengen kochenden Wassers zu entfernen. Auch die Wasserräder bildeten schließlich nur noch eine sich langsam und widerwillig drehende Eiswalze.

Wenn man heute durch die Stadt geht und die früheren Gegebenheiten gekannt hat, vermißt man den munter dahinströmenden Bach, der das Ortsbild belebte und das Auge erfreute, und das Plätschern der Mühlenräder. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß mit dem Abdecken des Baches eine Gefahrenquelle gebannt ist; denn es kam doch ab und zu vor, daß Kinder in das Wasser fielen und nur als Leichen geborgen werden konnten.

Besonders störend wirkte der offene Bach früher auf dem Marktplatz, den er in zwei Hälften teilte und auf dem zweimal im Jahre der Jahrmarkt — das Marcht —, wie man es nannte, abgehalten wurde. Die Buden standen mit dem Rücken am Bache entlang, und es herrschte zwei Tage dort ein fröhliches Treiben. Auch dann bekam der Bach etwas zu tun. Am Marktsonntag kosteten die Pferdewürstchen (Zießchen) an den Ständen 10 Pfennig pro Stück, am Montag bekam man schon zwei Stück für dasselbe Geld, und am Dienstag, wenn abgebaut wurde, fing Emil Liebetraut vor dem Gitter seiner Ölmühle am Kahnsteine den nicht verkauften Rest auf, der seinem großen Geflügelhofe zugute kam.

Der Mühlenbach hatte auch noch eine Abzweigung innerhalb des Ortes, den Freigraben zur Müllerschen Mühle, der dicht unterhalb der Brücke, wo der „Steinweg“ in die Feldmark führt, abzweigte. Dort war ein Wehr, das gezogen wurde,

wenn in Müllers Mühle Arbeiten an den Wasserrädern oder der Zuleitung vorgenommen wurden und diese Anlagen trockengelegt werden mußten. Dann strömte die gesamte Wassermenge den Bach entlang, der sonst aber leer war und nur etwas Sickerwasser führte. Die anliegenden Grundstücke waren durch Brücken mit der „Mühlenstraße“ verbunden. Auch dieser Bach wurde allmählich zwecklos; er ist nun vollständig verschwunden und hat seinen Tribut zur Verbreiterung der Ortsstraße gezollt.

B. Der „Uitschenpump“ und der „Tünnekenbach“

Wenn man früher, von der Harzstraße kommend, in die Ringstraße einbog, stieß man bald rechts auf einen kleinen Wasserlauf, der an der Straße entlangfließend, in ein anderes Bächlein mündete, das seinen Ursprung im Uitschenpumpe (hochdeutsch Froschsumpf) hatte.

Dieser Uitschenpumpe hat von jeher im Leben der Gemeinde Langelsheim eine große Rolle gespielt, denn von dort holte ja der Klapperstorch die kleinen Kinder.

Das besagte Bächlein, das immer klares Wasser führte, floß unter der Straße hindurch, durch verschiedene Gärten, denen es im Sommer das Gießwasser lieferte, und kam dann wieder neben der „Spoilekitje“, einer anderen Quelle in der Brandesstraße zum Vorschein.

Von dort ab nannte man das Gewässer den Tünnekenbach. Die Anlieger hatten allerdings auf ihren Grundstücken z. T. tiefe Brunnen, in denen oft eine Forelle ihr Leben fristete, die, wie man glaubte, das Wasser sauber hielt. Der Bach floß ca. 300 m neben der „Witwenstraße“ (heute Breite Straße) hin und mündete bei dem früher Illerschen Hofe in den Mühlenbach.

Von der Spoilekitje (Spülecke) holten die Haushaltungen des Kaliwerkes ihr Trink- und Kochwasser, da das auf dem Fabrikgelände befindliche für den menschlichen Genuß unbrauchbar war. Man sah dann täglich fast um dieselbe Zeit dasselbe Bild: Auf einem Handwagen fuhren drei alte Männer, Veteranen der Arbeit, in einem Fasse von ca. 200 bis 300 Litern das begehrte Naß gemächlich dahin; sie machten aber ab und zu mal halt, um einen aus dem Buddel zu genehmigen, den sie sich bei Aug. Pöhl (Braunschweiger Hof), hatten füllen lassen.

Auch diese Gewässer sind verschwunden, nichts deutet mehr auf das „Früher“ hin. Wo der Uitschenpumpe war, steht heute ein Haus; die Spoilekitje ist weg und der Tünnekenbach hat zur Verbreiterung der Straße beigetragen: Tempora mutantur et nos in illis!

C. Wasserleitungen

Die Wasserleitungen, wie sie heute die modernen Ortschaften und Siedlungen haben, sind auch nichts absolut Neues. Auch Langelsheim hatte früher schon zwei solcher Leitungen.

Die eine ging von „Mackensens Weide“ hinter der Bahn nach Seesen, wo heute der Sportplatz ist und früher eine Ziegelei stand, nach dem sogenannten „Großen

Hofe", dem früheren Schriftsassengute. Sie ging unter der im Jahre 1872 gebauten Bahn hindurch und versorgte das Vieh des Gutes. Für die Brennerei wird es wohl nicht benutzt sein, denn dazu war das Wasser nicht tauglich, und der Langelsheimer Cabinet, den mein Freund August so gern trank, würde nicht so gut geschmeckt haben und man hätte vielleicht auch Kaulquappen darin gefunden.

Die Leitung nahm ihren Weg durch das Bentesche Grundstück, wo im Garten eine Zapfstelle war, am Mühlenbache entlang, unter dem freien Platze vor der Schule, früher Turnplatz, hindurch und endete in ziemlich gerader Linie auf dem Gutshofe. Diese Leitung versagte fast nie; denn das Wasser, das vom Brunnen der Ziegelei und vom Fuße des Eichenberges kam, war immer ausreichend.

„Mackensens Weide“, heute Sportplatz, war von einem Bache durchflossen, an den sich zwei kleine Teiche anschlossen, die das Quellgebiet der Wasserleitung bildeten. Dieses Gebiet war für uns Kinder im Sommer eine Fundgrube von Lebewesen (Schmerle, Maifische, Stotterböcke und dergleichen), und im Winter, wenn alles überschwemmt und zugefroren war, ein idealer Platz zum Schlittschuhlaufen.

Die andere Wasserleitung führte vom Uitschenpumpe zum Forstamte (früher Herzogl. Amt). Sie nahm fast denselben Weg wie der Tünnekenbach und endete im Forstamte, wo drei Zapfstellen waren: im Hofe, in der Küche und in der Waschküche.

Da die Leitung auch die Grundstücke Nr. ass. 134 und 135 berührte, hatten auch diese Anschluß daran und durften nach Bedarf für ihr Vieh, es waren Bauernhöfe, Wasser entnehmen.

Am Eingang zum Forstamt, an der Straße nach Bredelem, hing eine Tafel, die anzeigte, daß auch die Gehöfte Nr. ass. 4, 5 und 6 ihr Wasser vom Forstamte holen durften. Auch die Arbeiter, die auf dem Gutshofe selbst wohnten, deckten ihren Bedarf zum Teil aus dem offen Brunnentroge im Hofe des Amtes; sogar die Polenweiber, die auf dem Gute für Erntearbeiten angenommen waren, wuschen dort abends ihre „Klamotten“, was sie eigentlich nicht sollten.

Nun ist Langelsheim Stadt geworden, hat eine eigene Wasserleitung, an die wohl fast alle Grundstücke angeschlossen sind. Die Brunnen und die beiden Wasserleitungen sind überflüssig geworden und verfallen immer mehr der Vergessenheit.

Kaibenkirl anne ulen Tollgrenze

von Otto Söchtig

Umme dat Jähr 1850 liewe in Smënste (*Schmedenstedt*) Krischân Walkerling. Hai hait då bluß „Dai Kaib'nkirl (= *Kiepenkerl*)“, wail hai baînâ alle Dâge tää Fäade (zu *Fuß*) nå Branswaik gunk, 'ne grude Kaïpe ubb'n Puckel, un då inne härr' 'e Aier, Bodder, Kise, Änten, Goise, Hoinder un jüs noch alles, wad 'e denn ub'm Marke in Branswaik varkoffde. Ubb'n Rüggewäge brochde denne varr de Smënstischen Friunsluie allerhand midde, wat se in Smënste nich kraïgen können:

Gärn, Twirn, Nädeln, Bänder, Honnichkäaken un säa manniges. Dai Büenluhn was man lütlich, äwer hai kamm doch upp saïne Kosten. Viele Sachen würen in Hannuwer tollplichdich, mößten dârumme irst nâ Paane (*Peine*) uppet Tollamt ebrocht wiern. Äwer nâe, säa dôtsch is Krischân doch nich, irst'n gruden Umme-wäch mâken un denne noch unnüch Geld betâhlen! Twirn un Gärn wuren in Häanderstruh varstuken. Dai Nädeln wuren säalange in 'ne Kiserinne 'stuken. Van dän Honnichkäaken wûrd 'n Plocken awwebdden. Wadd'n tään Äden underwâchs briuke, was stuierfrai. Dai Bestellers kennen Krischân saïne Methude un würen täafrie. Hai kraich äwer Büen- un Smuggelluhn. Saïne Kaïpe was drai-stöckich; ganz buben (*oben*) satt dai Geflügelkarf, in de Midde was Aier un Bodder un unnen dat andere Krâm. In 'ne Hand härr hai 'n dicken Dagstock, düssen laggde öfder uwer de Schulter un büre dâmidde saïne Kaïpe mål an, wenn 't 'ne up de Diuer mål swâr wûrd. Niu härren jâ dai Bestellers ümmer gröddere An-sprüche un Wünsche. Ainmâl härr Brennecken Mudder in Branswaik varr ühre Dochder en swart Saïdenklid täär Hochtaïd 'ekoft. An'n andern Margen kummt se nâ Krischân: „Kannst'e mick emâl dat saïd'ne Klid middebringen?“ „Ick denke, diu bist sülms nâ Branswaik 'ewesen?“ „Jâ, 'koft hâwwe ick et uck, äwer nich middebrocht!“ „Ach säa!“ „Jâ, van wâgen dän Toll!“ Krischân kratzet sick hinder de Uren un secht: „En ganzet Klid, dat lett sick slechde varstäken. Wüllt emâl saihn.“

De Zöllnâr âhnt woll wat, wâ hai 'n andern Dach hindern Busche upp Krischân liuert. Doch hai mott lange toiben. Endlich kummt 'e nâger, äwer hai gaht säa unsicher, schöll dai 'n slecht Gewissen hebben? Wâ Krischân hinder 'n Busche den Zöllnâr suiht, loppt'e wech, wenigstens hai daht säa, denn hai well ne jâ foppen. Hai fallt hen, dai Zöllnâr packet ühne un socht niu alles dūr, de Kaïpe un saïne Taschen, find äwer nicks. „Aber, warum laufen Sie denn so, Walkerling?“ fröcht de Zöllnâr. „Ick hewwe bannige Angst varr dän Grenzestain, Herr Knuter-lör, dâ staht anne Kumm Här! („K. H.“ = Königreich Hannover), „Hei Bitt!“ („H. B.“ = Herzogtum Braunschweig).

An andern Margen was Brennecken Mudder fruh un laiwe, wâ Krischân ühr dat Tuich tään Briutklid ub'm Disch lecht! Wu was dat mûglich?

Krischân härr sick van saïner Friu 'en duwwelten Bodden in saïner nich grâde lütjen Bôxe naiien lād'n. Van getze af gunk dat Smuggeln schüne. Awer, Krischân saïne Friue hailt nich dichte, et kamm iut, un uck de Zöllnâr wûrd et gewâhr. „Sie irren sich über meine Leibesvisitationsbefugnisse, Walkerling“, sä de Zöll-nâr bai de nächsten Kuntrolle. „Icke, micke? Nee“, maint Krischân half liut un unsicher. Niu undersochde de Zöllnâr uck Krischâns Hinderdail. — Du wûrd Krischân äwer fuinsch: „Sünd Sai det Duiwels, mick an den Års tää packen?! Nâe säa wat!“ Äwer et hulp nicks. Van niu an wûrd Krischân awwefummelt wâ dai Läggehinder an froien Margen. Dat passe Krischân jâ niu gârlich. Nâ'n pâr Dâge secht Krischân saïne Friu Beschaid: „Diu kannst dän duwwelten Bodd'n iut maïner Huse wïer harriut nihmen!“

„Uck gaut!“ secht Krischân, wenn ühne de Luie wâgen saïner Bôxe, dai wïer lüdjer 'ewûrn was, fobb'n diën, „in Sömmmer was et mick hinnen dogg 'en bedd'n tää warme!“

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Grünanlagen in der Stadt Braunschweig

von Heinz Mollenhauer

Betrachtet man die älteren Ansichten von unserer Stadt, etwa den bekannten Holzschnitt von Spitzer aus dem Jahre 1547 oder Kupferstiche der nächsten zwei Jahrhunderte, so kann man unschwer feststellen, daß bis etwa 1800 nur wenige Bäume und Sträucher das Häusermeer und die davor liegenden Befestigungsanlagen aufgelockert haben. Lediglich vor den Toren waren einige im Vergleich zu heute bescheidene Gärten und Hecken vorhanden. Das Bild änderte sich erst, als von 1797—1831 die riesigen Festungswälle abgetragen wurden.

Dieser entscheidende Wandel hat ein wesentlich verändertes Aussehen unserer Stadt insofern mit sich gebracht, als Platz für Grünanlagen aller Art geschaffen wurde. Auf dem Gebiete der Wälle entstanden Parks wie der Herzogliche (Theater-)Park, Windmühlenberg, Löwenwall, der Botanische Garten am Fallersleber Tore sowie ansehnliche Privatgärten an den Ufern der Oker. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen dann noch der Eisenbahn- und Bürgerpark in der südlichen Okeraue, ferner der Stadtpark und der anschließende, umfangreiche Prinz-Albrecht-Park im Osten der Stadt hinzu.

Braunschweig wurde bereits damals eine Stadt im Grünen. Ein Rückschlag trat zwar insofern ein, als seit rund 1870 immer neue Stadtteile mit massiven Steinkästen und zahlreichen Fabriken erschlossen wurden, deren Aussehen oft recht brutal war. Freilich trat eine Minderung des ungünstigen Eindrucks dadurch ein, daß seit etwa 70 Jahren in immer größerem Umfange Kleingärten an den Stadträndern angelegt worden sind. Außerdem wirken noch mehrere alte Friedhöfe wie Oasen. Der seit 1887 eröffnete und ständig erweiterte Zentralfriedhof an der Helmstedter Straße mit seinen vorbildlichen Einrichtungen lockert bei seiner etwas abseitigen Lage die Gleisanlagen der Eisenbahn auf.

Das 20. Jahrhundert brachte in seinem bisherigen Verlaufe weitere bedeutende Veränderungen des Stadtbildes. Durch die Eingemeindung von Riddagshausen wurde das dortige ebenso umfangreiche wie entzückende Teichgebiet Bestand der Stadtfläche. Es wurde unter Naturschutz gestellt und durch Anlage einer Straßenbahnlinie verkehrsgünstig gestaltet.

Weiter muß der sogenannte Hauptschulgarten erwähnt werden, der nach 1918 zunächst zu Lehrzwecken angelegt, derzeit den Inbegriff eines Erholungsparkes darstellt. Durch die Initiative des Golfklubs entstand im Süden der Stadt auf welligem, sandigen Gelände eine recht sehenswerte Rasenlandschaft als Golfplatz. Westlich davon sind auf einer Fläche von 26 Morgen neue Baulichkeiten des Waisenhauses aufgeführt. Zur Zeit wird mit großen Anstrengungen neben den Gebäuden ein Park geschaffen. Es steht zu erwarten, daß hier Einfriedigungshecken von 600 m Länge und 10 m Tiefe, daß Baumgruppen inmitten weitläufiger Rasenflächen, daß Wasserbecken und Blumenanlagen ungleich angenehmere Landschaftsbilder hervorrufen werden als die früher vorhandene Radrennbahn.

Würdig und repräsentativ wirken die Grünanlagen, die im Zusammenhange mit dem neuen Hauptbahnhof entstanden. Die mächtigen Bäume innerhalb des

einstigen Viewegschen Gartens, die zu den ältesten der Stadt gehören, bilden zusammen mit neu angelegten Böschungen, Rasenflächen, Gehölzen, Steineinfassungen, schmucken Wegen und Bänken eine einladende Verkehrsinsel.

Treffliche Parks stellen die bereits fertiggestellten oder kurz vor der Vollendung stehenden Anlagen auf den nach der Familie Löbbbecke genannten Grundstücken Inselwall 11 und 16 dar. Man kann hier wie übrigens auch im Hauptschulgarten den Durchbruch eines neuen Stiles feststellen. Waren die Parks des 19. Jahrhunderts noch vorwiegend im sogenannten englischen Geschmack errichtet, dessen Merkmale Rasenflächen, natürliche Gehölzgruppen und Schlängelwege bildeten, so kann man nunmehr von Volksparks sprechen. Die Kennzeichen der neuen Richtung sind etwa folgende:

- a) Natürlichkeit wird nach wie vor angestrebt. Durch gesteigerte Anlage von Blumenbeeten nach dem Muster von Blühgärten wird eine erhöhte Farbenfreudigkeit erzielt.
- b) Überall werden Vogelschutzgehölze angelegt. Die Sträucher werden dabei so ausgewählt, daß deren Früchte infolge verschiedener zeitlicher Reife den Tieren möglichst lange Zeit im Jahresablaufe Nahrung bieten. Vogeltränken sowie Nist- und Futterkästen gehören zu den Anlagen.
- c) Die Wege werden dem Gelände angepaßt. Man schlängelt nicht mehr beliebig, sondern will einen Zielpunkt erkennen lassen. Heutzutage wird außerdem ein besonders zweckmäßiges Baumaterial gewählt. Die kieselrot schimmernden Pfade weisen an der Oberfläche eine gemahlene Kupferschlacke aus, die jene nicht nur besonders trittfest, sondern auch auf Jahre hinaus infolge der chemischen Zusammensetzung unkrautfrei macht. Erwähnt muß werden, daß eine sorgfältige Kanalisation neben den Wegen eine Begehung selbst nach ergiebigen Regenfällen ermöglicht.
- d) Das Hauptmerkmal des Volksparkes besteht darin, daß man die Benutzung durch alle Bevölkerungskreise mit entsprechenden Planungen berücksichtigt. Alte Leute finden auf Bankplätzen ihre Erholung. Für Kinder werden abgesonderte Spielplätze mit mancherlei Geräten eingerichtet. Der durchschnittliche Spaziergänger kann auf den Wegen mit vielfältigen Perspektiven Entzücken und Entspannung erleben.
- e) Die Bauformen bei Terrassierungen weisen vereinfachte moderne Gestalt aus. Verwandt werden rote und helle Wesersandsteine, aber auch Elmkalksteine, deren Farben einen angenehmen Eindruck auf unsere Augen machen. Früher beliebte Tuffsteine entsprechen nicht mehr dem Geschmacke der Gegenwart. Soweit neuerdings Beton benutzt wird, wird ein solcher mit starker Körnung genommen, der mit Spitzhammern bearbeitet ist und ein gefälliges Aussehen hat.

Im Falle des Parkes auf der ehemaligen Löbbbeckes Insel erhebt sich die interessante Frage, ob man die Ruine des von Constantin Uhde erbauten Palastes stehen lassen soll oder nicht. Vielleicht ist es möglich, die malerischen Gebäude Reste abzustützen und als Unterkunft für die Besucher des Parkes bei Regenfällen oder Sturm herzurichten. Außerdem wäre es denkbar, hier eine sogenannte Meierei (Milchwirtschaft) nach dem Vorbilde anderer Städte einzurichten.

Die letzten Jahre haben uns auch einen ansprechenden Lönspark in Braunschweig-Süd geschenkt. Überaus freundlich ist ferner die Ausgestaltung des

Schlusses Richmond und seiner Umgebung. Sicherlich werden die anliegenden Kennelteiche in den nächsten Jahren noch weiter vorteilhaft geformt werden.

Nicht unwichtige neue Grünanlagen sind auch dadurch entstanden, daß Schulplätze bei Neubauten von Schulen gestaltet werden mußten. Eine richtige Aufforstung konnte nach Zuschüttung einer Müllgrube auf dem Wege nach Mascherode vorgenommen werden. Erfreulich ist weiter die Schaffung eines entzückenden Wanderweges entlang der Wabe zwischen Gliesmarode und Riddagshausen. Schließlich dürfen auch die vielen Blumenbeete innerhalb des Straßenbildes unserer Stadt nicht vergessen werden, die mit großer Sachkenntnis und Liebe gepflegt werden. Seit etwa 3 Jahren hat man zusätzlich etwa 70 Betonkübel mit Blumen an geeigneten Plätzen aufgestellt, die einen freundlichen Eindruck machen.

Die vielen vorteilhaften Veränderungen wären gar nicht denkbar gewesen, wenn nicht das Stadtgartenamt unter Leitung von Direktor Druxes mit etwa 140 Mitarbeitern eine wahrhaft führende Rolle gespielt hätten. Dem Amt steht eine moderne Blumengärtnerei innerhalb der ehemaligen Domäne Riddagshausen zur Verfügung, außerdem eine weitläufige Baumschule in Gliesmarode.

Das Landschaftsbild hätte sich freilich ohne einen tiefgehenden Wandel in der allgemeinen Gesinnung der Bevölkerung seit etwa 1900 nicht ändern können. Es zeigt sich, daß der Natur- und Heimatschutzgedanke allseits immer mehr anerkannt wird. Man vergleiche z. B. einmal die früheren „Schreibergärten“, auf denen oft primitive Bretterbuden standen mit den sorgfältig gepflegten Kleingärten von heute, die treffliche Rabatten, prächtige Obstbaumbestände und vielfach entzückende Gartenhäuschen aufweisen! Hinzu kommt, daß in den letzten Jahrzehnten Wohnsiedlungen entstanden sind, die eine immer vollkommenere Form der Häuser zeigen. Braunschweig ist nicht nur wegen seiner öffentlichen Anlagen eine Großstadt im Grünen, sondern ebenso sehr auch wegen des naturnahen Verhaltens vieler Bewohner.

Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreise Gandersheim

Der Landkreis Gandersheim als Untere Naturschutzbehörde erklärte durch Verordnung vom 7. Februar 1962 vier Landschaftsteile zu Landschaftsschutzgebieten, und zwar a) die Forstgemarkungen Seesen I, Seesen II, Badenhausen, Hahausen, Langelsheim und Wolfshagen, b) die Genossenschaftsforsten Grotenberg und Lüttgenberg, c) die Riechenberger Klosterforsten und d) den Interessenschaftsforst Badenhausen. Sie wurden als Nr. 11 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkr. Gandersheim eingetragen. Die Begrenzung weist die Landschaftsschutzkarte aus, die beim Landkreis und beim Verwaltungspräsidenten in Braunschweig niedergelegt ist. Durch diese Verordnung wurde erfreulicherweise der gesamte Nordwest- und Westrand des Harzes, soweit er zum Bereich des Landkreises Gandersheim gehört, unter Landschaftsschutz gestellt. Dafür werden alle Harzfreunde den Mitgliedern des Kreistages, der Kreisverwaltung und nicht zuletzt dem zuständigen Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege großen Dank wissen. Der Verordnungstext ist nachzulesen im Amtsblatt für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 4 des 41. Jahrganges vom 16. März 1962. Fle.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 8,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

48. Jahrgang

Oktober 1962

Heft 3

Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen Ostfalens

von Werner Flechsig

7. Zitterpappel, Espe, Populus, Tremula L.

Die Zitterpappel heißt heutzutage in der ostfälischen Volkssprache meist *Espe*. Das ergaben die Antworten auf Frage Nr. 357 des 4. Mundartfragebogens, der 1953 vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum versandt wurde. 42 der rund 450 befragten Orte kennen allerdings noch die zweifellos ältere Form *Aspe*, und zwar Brechtorf, Danndorf, Rühren und Jerxheim im Kr. Helmstedt, Neudorf-Platendorf im Kr. Gifhorn, Olerse im Kr. Burgdorf, Bortfeld, Gardessen, Sonnenberg und Wierthe im Kr. Braunschweig, Bad Harzburg, Hohenassel, Hornburg, Mönche-Vahlberg, Rhene, Sauingen, Schlewecke, Sehlde, Westerlande und Wittmar im Kr. Wolfenbüttel, Beinum und Bleckenstedt im Stadtkr. Salzgitter, Beuchte, Kl. Mahner, Liebenburg, Lochtum und Schladen im Kr. Goslar, Equord im Kr. Peine, Adlum, Ahstedt, Bockenem, Bönningen, Gr. Düngen, Hary, Holle, Listring und Ottbergen im Kr. Hildesheim-Marienburg, Lamspringe und Wetteborn im Kr. Alfeld, Naensen im Kr. Gandersheim, Kuventhal im Kr. Einbeck und Sebexen im Kr. Osterode.

In einigen Orten sind statt oder neben *Espe* auch andere zusammengesetzte Benennungen der Zitterpappel bekannt, deren Bestimmungswörter auf die beim leichtesten Luftzug zitternde oder flatternde Bewegung der Blätter hindeuten. Es sind *Flinkeresche* in Nordsteinke und Saalsdorf, Kr. Helmstedt, Wendeburg im Kr. Braunschweig, Böckelse und Westerbeck im Kr. Gifhorn, Ummern im Kr. Celle, Alvesse, Dedenhausen, Eickenrode und Eltze im Kr. Peine, *Klinkeresche* in Edemissen, Kr. Peine, und Immensen, Kr. Burgdorf, *Slunkerpöppel* in Hagen, Kr. Neustadt, *Flittermai* in Freden, Kr. Alfeld, *Flitter-* bzw. *Flidderberke* in Reileifzen, Kr. Holzminden, und Amelsen, Kr. Einbeck, *Flattermai* in Lonau, Kr. Zellerfeld, und *Flimmermoi* in Sievershausen, Kr. Einbeck.

Es fällt auf, daß in den Kreisen Gifhorn, Peine, Burgdorf und Celle sowie im ganzen westostfälischen Berglande die Form *Aspe* äußerst selten ist, während gerade dort Ersatznamen der verschiedensten Art für *Espe* vorkommen. Das deutet darauf hin, daß in jenen Gebieten Ostfalens *Populus tremula* nicht oder nicht mehr so allgemein verbreitet ist wie im ostfälischen Kerngebiet südlich der Aller.

Noch im 18. und frühen 19. Jahrhundert war die auf germ. *aspa* (ahd. *aspa*, mhd. *aspe*, altnord. *osp*) zurückgehende ältere Form *Aspe* nicht nur dem Volksmunde,

sondern auch den Forstbotanikern vertraut. So heißt unser Baum 1790 bei Stübner¹⁾ und 1796 bei v. Sierstorff²⁾ zwar schon „*Espe*“, 1798 bei Cramer³⁾ aber „*Aspe, Espe*“ und in einem handschriftlichen Verzeichnis der „Holzarten, welche im Herzogthum Braunschweig wachsen“ aus dem frühen 19. Jahrhundert „*Zitterpappel oder Aspe*“⁴⁾. Anscheinend gingen die Behörden hier wie in anderen Fällen mit der Einführung neuer, aus der hochdeutschen Schriftsprache übernommenen „amtlichen“ Wortformen voran. Denn schon das „Direktorium für die Forstwroten im Weserdistrikt“ vom 11. November 1767⁵⁾ spricht von *Espen*, desgleichen die Berichte der Pastoren in Hötzum, Kr. Braunschweig, und Gr. Dahlum, Kr. Wolfenbüttel, über die Holzungen ihrer Dörfer an den Konsistorialrat Hassel aus den Jahren 1773 und 1776⁶⁾. Im Gegensatz dazu bringt noch 1758 eine gedruckte „Holztaxe für den Schöninger Kreis“, also ebenfalls ein amtlicher Text, die altertümliche Form mit *a* sogar im Eigenschaftswort, wo es gar nicht hingehört: „1 Klafter 6' langes Holz *eichen*, ... *buchen*, ... *aspen*“⁷⁾. Das Eigenschaftswort war es ja gerade, von dem der Umlaut nachträglich wie bei den mundartlichen Namen der Buche, der Esche, der Erle und des Bergahorns auch auf den Stammsilbenvokal im Namen der Zitterpappel übertragen wurde. Aus den *Espen*-Flurnamen der folgenden Zusammenstellung läßt sich nachweisen, daß der Umlaut im Hauptwort schon im 15. Jahrhundert (1406, 1460) in *Espe* wirksam geworden ist.

Zur Bezeichnung kleiner Gruppen von Zitterpappeln wurde das Apellativum gern in der Mehrzahlform ohne Anfügung eines Grundwortes als Flurname verwandt. Ähnlich wie *Aiken*, *Berken*, *Hainen* und *Eschen* erscheint in Ostfalen auch mehrfach

Espen: b. Hadmersleben und Pesekendorf, Kr. Wa., 1770.

In Espen b. Helmstedt, *Langen Espen*, Fo. im Revier Mariental und die E. b. Papenrode, Kr. Helmstedt, 1406 „*tigen de espen*“ b. Stötterlingenburg, Kr. Halb.⁸⁾, 1959 mda. *aule Espen*, 1759 *Vor den E.* b. Wenzen, Kr. Ga., *Espen* b. Düderode, Kr. Ost.

Dazu kommen nun einige zusammengesetzte FLN. mit *Espen* als BW und den schon von den anderen Baum-FLN her bekannten Grundwörtern *-barch*, *-bēk*, *-brink*, *-busch*, *-dāl*, *-grund*, *-hai*, *-host*, *-kamp*, *lā*, *-lāke*, *-rēke* und *-wische*, nämlich

Espenbarch, hd. *Espenberg*: b. Unseburg, Kr. Staßfurt, b. Querenhorst, Kr. Helmstedt, 1770 b. Gr. Vahlberg, Kr. Wolf., 1951 mda. *In'n Etzenbarje*, 19. Jahrh. Im *Espenberge*(?) b. Wehre, Kr. Goslar, 1589 *Unter dem Espenberge* b. Bühne, Kr. Halb.⁹⁾, 1777 *E. Holz* b. Weyhausen, Kr. Celle;

Espenbēk: hd. *Espenbach* b. Unseburg, Kr. Staßfurt;

Espenbrink: b. Ortshausen, Kr. Ga.;

Espenbusch: b. Hadmersleben, Kr. Wa., b. Gr. Vahlberg, Kr. Wolf.;

Espengrund: 1777 Heideband b. Weyhausen, Kr. Celle, b. Wedelheine, Kr. Gifh.;

Espendāl: hd. *Espental* b. Seehausen, Kr. Wa.;

Espenhai: b. Dorstadt, Kr. Gos. und Fo. b. Winzenburg, Kr. Al.;

Espenhost: hd. *Espenhorst* b. Hadmersleben, Kr. Wa.;

Espenkamp: b. Querenhorst, Kr. He.;

Espenlā: *Espenleu*(?) b. Neudorf-Platendorf, Kr. Gif.; 1770 *Aspenloh*, 1940 mda.

Espelō b. Weyhausen, Kr. Celle;

Espenlāke: b. Hadmersleben, Kr. Wa., und Oschersleben, Kr. Osch.;

Espenröke: 1951 mda. *An 'r Espenröke*, 1758 *An der E. b. Jerze*, Kr. Ga.;
Espenwische: hd. *Espenwiese* b. Unseburg, Kr. Staßfurt.

Daß auch der Gehöftname *Maspe* bei Langenhagen im Landkr. Hannover und der Bachname *Despe* bei Gronau im Kr. Alfeld zu den Espennamen gehören, wäre nicht ohne weiteres ersichtlich, wenn nicht ältere Namensformen mit anlautendem *a* bzw. *e* bezeugt wären. Für *Maspe* steht noch 1585 in der Musterungsrolle des Fürstentums Calenberg *Aspe*¹⁰⁾, für *Despe* 1302 *Espene*¹¹⁾. In beiden Fällen liegt ein sogenannter Sandhi-Anlaut vor, entstanden aus dem Herüberziehen eines Konsonanten aus dem vorhergehenden Artikel bei „*to dem Aspe*“ und „*de Espene*“. Die Anfügung des *d* in *Despe* erfolgt schon recht früh, wie die Form *Despemole* für die Mühle an der *Espene* in einer Urkunde von 1319 ausweist¹²⁾. Führen wir die beiden Namen auf ihre Ursprungsformen zurück, so bekommen wir ein *Asp* als Kollektivnamen für einen geschlossenen Bestand von vorwiegenden Espen, gebildet wie *Aik*, *Bauk*, *Berk* und *Asch*, und eine *Aspina* mit dem für vorgermanische Gewässernamen kennzeichnenden *Suffix ina*, das schon früh den Umlaut der ersten Silbe bewirkt hat.

Mit dem ebenfalls sehr altertümlichen Verkleinerungssuffix *-ila* war die in der Grenzbeschreibung der Diözese Hildesheim aus dem späten 11. Jahrhundert¹³⁾ genannte *Espila* gebildet, die von Alpers bei Dalle und Weyhausen im Kr. Celle gesucht wird¹⁴⁾. Den gleichen Namen führte der linke Zufluß der Leine im Kr. Northeim, der heute amtlich *Espolde* genannt wird, im Volksmunde aber immer noch lautgeschichtlich richtig *Espele* heißt. An diesem Flößchen liegt, nach ihm benannt, das Dorf *Espel*, 1280 als *Espele* bezeugt und jetzt mundartlich *Espel* gesprochen. Ungewiß ist es, ob es identisch ist mit jenem *Aspa* aus einer in Abschrift des 16. Jahrhunderts überlieferten Urkunde von 1055¹⁵⁾, da die genauere Lage dieses Ortes im Leineberglande aus dem Textzusammenhange nicht zu ersehen ist.

Schließlich gibt es noch Ableitungen vom Wortstamm *Asp-* mit einem *-r-Suffix*, die gebildet sind wie *Aiker*, *Bauker*, *Lindert* und *Ascher*. Es sind die FIN

Asper: 1758 *Im Asper b. Helmstedt*, 1756 *Asperfeld*, 19. Jahrh. *Auf den Aspern b. Bahrdorf*, 1934 mda. und 1860 *Aspern b. Gr. Twülpstedt*, alle im Kr. He., 1756 *Im Aspernbusche b. Liedingen*, Kr. Br.;

Esper: 1460 *tigen den Hartesper b. Mulmke*, Kr. Halb.¹⁶⁾, und 1759 *Am Esper*, ein Anger b. Breitenkamp, Kr. Ho.

Außer *Aspa* und *Espol* haben wir in Ostfalen nur noch einen ON. mit dem Namen der Zitterpappel als BW., und zwar *Aspenstedt* im Kr. Halberstadt. Er ist seit 1084 als *Aspenstede* bezeugt und wird mundartlich noch heute *Aspenstidde* gesprochen. Die umgelaute Form *Espenstede* kommt urkundlich nur einmal 1096 vor.

Im Vergleich zur Eiche, Birke, Rot- und Weißbuche, Linde und Esche erscheint die Espe recht selten in unseren Flurnamen. Das liegt wohl daran, daß sie weder stattliche Malbäume bildet noch Bauholz liefert noch durch Blüten oder Früchte begehrenswert ist. Dennoch hatte sie, gemessen an den fast gar nicht in Flurnamen verewigten anderen Pappelarten, einen allgemeinen volkswirtschaftlichen Nutzen, der ihr höhere Beachtung als diese sicherte: Sie lieferte nach Stübner¹⁷⁾ das beste Holz zu Spinnwocken, also zu einem Arbeitsgerät, das früher in keinem Hause fehlen durfte.

8. Schwarzpappel, *Populus nigra* L.

Die Frage Nr. 354 im 4. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum galt dem Namen der Pappel schlechthin, mit dem alle heimischen *Populus*-Arten mit Ausnahme der Espe bezeichnet werden. Die Antworten erbrachten ein überraschendes Ergebnis:

Im ostfälischen Kerngebiet herrscht die Form *Pippel(e)* vor, die meines Wissens in den niederdeutschen Altlanden sonst nirgends bekannt ist. Die *Pippel*-Belege — 208 an der Zahl — verteilen sich auf den Reg.-Bezirk Magdeburg (9) und die Kreise Helmstedt (10), Gifhorn (7), Burgdorf (2), Braunschweig (33), Wolfenbüttel (45), Stadt Salzgitter (16), Goslar (20), Peine (30), Hildesheim-Marienburg (27), Gandersheim (2), Alfeld (1) und Zellerfeld (1?). In 8 von diesen Orten ist das *i* zum *ü* gerundet, nämlich in Dedeleben, Elbingerode, Langeln und Wasserleben, Bez. Magdeburg, Watenbüttel, Kr. Braunschweig, Kneitlingen, Kr. Wolfenbüttel, Heiningen, Kr. Goslar und Dungenbeck, Kr. Peine. Die nördlichsten Orte des *Pippele*-Gebietes sind Rühren und Reislingen im Amtsbezirk Vorsfelde des Kr. Helmstedt, Wilsche, Müden und Warmse im Kr. Gifhorn, Eickenrode und Dedenhausen im Kr. Peine sowie Olerse und Ilten im Kr. Burgdorf, die westlichsten außer Ilten noch Sarstedt und Barnten im Kr. Hildesheim sowie Sibbesse im Kr. Alfeld, die südlichsten außer Sibbesse die Ambergauorte Hary, Story und Werder im Kr. Hildesheim-Marienburg, Neuwallmoden und Lutter im Kr. Gandersheim und Ostlutter und Jerstedt im Kr. Goslar. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich also nördlich von Hildesheim ein gutes Stück über die eigentliche Westgrenze des ostfälischen Kerngebietes hinaus, erreicht sie aber südlich von Hildesheim im Kr. Gandersheim nicht ganz.

Westlich und nördlich des *Pippele*-Gebietes gilt auch in Ostfalen wie in Westfalen¹⁸⁾ und Nordniedersachsen¹⁹⁾ *Pöppel(e)*. Diese Form meldeten Gewährsleute aus 76 Orten in den Kr. Holzminden (8), Einbeck (18), Northeim (1), Osterode (10), Gandersheim (21), Alfeld (4), Hildesheim-Mar. (1), Peine (3), Wolfenbüttel (3), Braunschweig (3), Helmstedt (3), Gifhorn (1) und Neustadt (1). Auffällig sind die Belege, die außerhalb des geschlossenen *Pöppele*-Bereiches weit verstreut im *Pippel*-Gebiet erscheinen, nämlich Schwichelt, Wense und Wipshausen im Kr. Peine, Hohenassel, Sambleben und Schlewecke im Kr. Wolfenbüttel, Erkerode (neben *Pippele*!), Gardessen und Harvesse im Kr. Braunschweig. Nach Relikten eines ursprünglich größeren, ganz Ostfalen umfassenden *Pöppele*-Gebietes sehen diese wenigen Belege nicht aus, zumal sie aus Orten stammen, die in der Überlieferung der heimischen Mundart nicht gerade zu den zuverlässigsten gehören. Ich möchte annehmen, daß dort die Form *Pöppel(e)* erst in neuerer Zeit von Fremden eingeschleppt worden ist, vielleicht bei der Einbürgerung der vorher am Ort nicht bodenständigen Pappelarten.

Ganz jung sind zweifellos die 178 Belege für *Pappel(e)*, die sowohl im *Pippele*- wie im *Pöppele*-Bereich über das ganze Untersuchungsgebiet verstreut sind. Aus Zilly, Kr. Halberstadt, Sonnenberg und Wenden, Kr. Braunschweig, Ohlendorf, Stkr. Salzgitter, und Upen, Kr. Goslar, wo daneben auch *Pippele* noch gebräuchlich ist, wurde berichtet, daß dies die alte, *Pappel(e)* dagegen die neuere Form sei. Das *a* im Namen der Pappel war dem ganzen niederdeutschen Raume ursprünglich fremd, wie außer den heutigen Mundarten auch die mittelalterlichen Belege beweisen. Es fand wohl teils durch die Schule, teils durch die Berufssprache

der Forstleute und Gärtner aus der hochdeutschen Schriftsprache hierzulande Eingang und faßte zuerst dort Fuß, wo die Schwarzpappel ursprünglich nicht heimisch war und dementsprechend auch kein landschaftseigener Baumname dafür zur Verfügung stand. In dem Maße, wie die Lautformen und der Wortschatz der Volkssprache unter dem Einflusse der Zeitungen und Bücher und vor allem des Rundfunks von der hochdeutschen Schriftsprache verdrängt werden, kann heutzutage natürlich auch in alten Pappelanbauorten die Form *Pappel* gegenüber *Pippele* oder *Pöppele* an Boden gewinnen.

Seit wann die Schwarzpappel überhaupt bei uns heimisch ist, läßt sich ohne pollenanalytische Untersuchungen natürlich nicht feststellen. Nach der herrschenden Lehrmeinung der Sprachforscher und Botaniker ist sie erst im Mittelalter nach Deutschland gekommen. Man folgert das daraus, daß das oberdeutsche Wort *Pappel* (althochdeutsch *popelboum*, *papiboum*) die hochdeutsche Lautverschiebung des anlautenden *p* zu *pf* nicht mitgemacht hat und daher erst nach dem 7./8. Jahrhundert als romanisches Lehnwort (lateinisch *populus*, im mittelalterlichen Latein *papulus*) zu uns gekommen ist. Das *o* der älteren lateinischen Form hat in das Niederdeutsche Eingang gefunden, wo es mnd. *poppele* und später durch Umlaut vom Eigenschaftswort weithin *Pöppel(e)* ergeben hat, ferner im Mittelenglischen (*popeltrē*) und in den skandinavischen Sprachen (dän., schwed. *poppel*). Ganz außerhalb dieser lautgesetzlichen Entwicklung steht aber das ostfälische *Pippele*. Wir kennen aus der Lautgeschichte der ostfälischen Volkssprache kein Beispiel dafür, daß aus einem älteren kurzen *o* bzw. *ö* ein kurzes *i* entstehen konnte. Deshalb kann unser *Pippele* meines Erachtens nicht als Lehnwort auf lat. *pōpulus* oder mittellat. *papulus* zurückgeführt werden. Ich möchte es vielmehr mit aller in solchen schwierigen Fragen gebotenen Vorsicht als eine selbständige urverwandte Ablautform des dem lat. *pōpulus* zugrundeliegenden indogermanischen Wortstammes ansehen, das als Relikt aus vorgermanischer Zeit der germanischen Lautverschiebung des anlautenden *p* zu *f* entgangen ist. Eine solche Deutung ist nicht mehr so kühn, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte, seitdem der Indogermanist Hans Kuhn darauf aufmerksam gemacht hat, das gerade im westlichen und nördlichen Vorlande des Harzes Orts- und Flurnamen vorkommen, die wegen ihres unverschobenen anlautenden *p* in früh- und vorgermanische Zeit zurückgehen müssen. Ich nenne die ON. *Pedel* (wüst bei Seesen), *Peine*, *Plockhorst*, Kr. *Peine*, *Polle*, Kr. *Hameln-Pyrmont*, *Pohle*, Kr. *Springe*, und *Pöhlde*, Kr. *Osterode*, ferner die FLN. *Pandelbäk*, *Parken* (1355), *Perk*, *Pēseke*, *Pine*, *Pirle*, *Pissel*, *Pisser* (älter *Pesere*), *Plesse*, *Pöbbeke*, *Pocken*, *Poppendik*, *Pröttelborn* und *Pump* (dies häufig auch als Appellativum).

Wenn das Wort *Pippel* bei uns so alt ist wie diese Orts- und Flurnamen, so würde das bedeuten, daß auch die Schwarzpappel hierzulande nicht erst im Mittelalter eingebürgert, sondern altbodenständig ist. Dagegen spricht nur scheinbar die außerordentlich geringe Zahl von FLN mit *Pippel*-, *Pöppel*- oder *Pappel*-. Denn auch Ulme, Spitzahorn, Faulbaum, Schneeball, Eberesche, Holunder, Trauben- und Kornelkirsche, Eibe, Hülse und Wacholder erscheinen sehr selten in unseren FLN, obwohl ihr Heimatrecht bei uns unbestritten ist. Anlaß für die Bildung von Flurnamen nach Waldbäumen und Sträuchern war offensichtlich nicht ihr Vorkommen schlechthin, son-

dern außer dem auffälligen Äußeren gewisser Einzelbäume hauptsächlich der volkswirtschaftliche Nutzen der Arten, und der war bei der Schwarzpappel vor der Entwicklung der modernen Faserstoffindustrie gering. Pappelholz diente nach Stübner²¹⁾ für Blasebälge und konkave Geräte, nach Cramer²²⁾ für Mollen, Schafeln und Backtröge und Bergtröge. An Pappelflurnamen kenne ich nur

Pippel: 1859 *Bei der Pippel*, FLN. auf der Feldmark des Braunschw. Stadtteils Altstadt;

Pappel: 19. Jahr. *Bei Grauns Pappel*, FLN bei Becklingen, Kr. Celle;

Pöppelbraie: 1759 *Über der Pöppelbreite* b. Dölme, Kr. Holz.;

Pippelbrauk: hd. *Das Pippelbruch* b. Werder, Kr. Hi.-Ma.;

Pappeldamm: b. Bornum u. Kissenbrück-Hedwigsburg, Kr. Wolf.;

Pippeldrift: 1936 b. Beierstedt, Kr. He.;

Pippelkamp: 1939 b. Ölber, Kr. Wolf.

Die bekannte große *Pippel* auf der Altstädter Feldmark bei Braunschweig, an die noch heute der Straßename *Pippelweg* erinnert, wurde bereits 1404 als alt und hoch erwähnt. Als weithin sichtbarer Malbaum unterstand sie dem besonderen Schutze der öffentlichen Hand. Als sie 1743 von dem Grundstückseigentümer Ernst Johann v. Strombeck gefällt wurde, mußte er 20 Taler Strafe bezahlen und eine neue Pappel an ihrer Stelle pflanzen²³⁾. Ein anderer bemerkenswerter „*pippelbom*“ stand 1573 auf dem Hofe der Familie v. Brocke am Johannishofe in Braunschweig²⁴⁾. Der älteste Beleg für die Form *Pöppele* in Ostfalen stammt ebenfalls aus der Stadt Braunschweig. 1456 wurden in einem Vertrag zwischen Johann Regenhard, Vikar zu St. Cyriaci und Barthold Sprunke über ein Gartenbleek der „*grote popelenbom*“ und ein „*notbom*“ genannt²⁵⁾. Vermutlich war einer der Vertragspartner oder der Urkundenschreiber fremder Herkunft, so daß er sich der ihm aus einer anderen Gegend Niederdeutschlands her vertrauten, in Braunschweig aber sonst nicht üblichen Form des Baumnamens mit ö statt mit i bediente.

¹⁾ J. G. Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg. 2. Teil. Wernigerode 1790; hier S. 51. — ²⁾ C. H. Siertorff, Über die forstmäßige Erziehung, Erhaltung und Benutzung der vorzüglichsten inländischen Holzarten. Hannover 1796, hier S. 23. — ³⁾ J. A. Cramer, Anweisung zum Forst-Wesen. Neue Auflage Braunschweig 1798, hier S. 27. — ⁴⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Sacksche Sammlung Bd. 106 (Forsten). — ⁵⁾ a. a. O. wie ⁴⁾. — ⁶⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Landschaftsbibl. Nr. 1225 Bündel 40 u. Bd. 8. — ⁷⁾ a. a. O. wie ⁴⁾. — ⁸⁾ Beschreibende Darstellung der älteren Bau- u. Kunstdenkmäler des Kr. Halberstadt, hrsg. v. O. Doering, Halle 1902; hier S. 135. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁶⁾; hier S. 25. — ¹⁰⁾ M. Burchard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1935, S. 268. — ¹¹⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim Bd. 3, Nr. 1401. — ¹²⁾ a. a. O. wie ¹¹⁾; hier Bd. 4, Nr. 463. — ¹³⁾ a. a. O. wie ¹¹⁾; hier Bd. 1, Nr. 40. — ¹⁴⁾ P. Aöpers u. Fr. Barnscheer, Celler Flurnamenbuch. 2. Ausg. 1952; hier S. 34 u. 100. — ¹⁵⁾ Urkundenbuch des Eichsfeldes Nr. 30. — ¹⁶⁾ a. a. O. wie ⁸⁾; hier S. 81. — ¹⁷⁾ a. a. O. wie ⁴⁾. — ¹⁸⁾ Fr. Woeste, Wörterbuch der Westfälischen Mundart. 2. Aufl. von E. Nörrenberg. Norden 1930. S. 203. — H. Schmoeckel u. A. Blesken, Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952. S. 219. — Chr. Frederking, Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden. Bielefeld 1939. S. 99. — ¹⁹⁾ O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. 3, Neumünster 1930. S. 965. — E. Kück, Lüneburger Wörterbuch. Bd. 2, Neumünster 1962. S. 563. — J. F. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859. S. 159. — ²⁰⁾ Kluge-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. 1960. S. 530. — ²¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 51. — ²²⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 36. — ²³⁾ Stadtarchiv Braunschw., Sacksche Sammlung Bd. 71 (Gärten u. Felder), S. 438. — ²⁴⁾ a. a. O. wie ²²⁾. — ²⁵⁾ a. a. O. wie ²²⁾.

Die braunschweigische Vorlagescheune und ihr Verbreitungsgebiet im magdeburgischen Holzlande

Von Albert Hansen - Ostfalen

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Der nachfolgende Aufsatz des führenden Volkskundlers des magdeburgischen Holzlandes und der Börde, der am 22. Juli 1962 sein 70. Lebensjahr vollendete, wurde erstmalig 1933 in der Magdeburger Heimatbeilage „Der Roland“ des Mitteldeutschen Zeitungsblocks veröffentlicht. Da er damals nur einem landchaftlich begrenzten Leserkreise zugänglich war und dann wie alle Zeitungsartikel rasch in Vergessenheit geriet, konnte er die Bauernhofforschung im allgemeinen und die ostfälische Volkstumsforschung im besonderen nicht so fördern, wie es der Wichtigkeit des behandelten Stoffes angemessen gewesen wäre. In den nunmehr verflossenen 3 Jahrzehnten hat sich noch kein Hausforscher wieder eingehend mit den ostfälischen Scheunenformen befaßt und die westlich der jetzigen Zonengrenze liegenden Teile Ostfalens daraufhin ebenso gründlich durchsucht, wie es Hansen in seinem Arbeitsbereich getan hatte.

Der Neuabdruck seines Aufsatzes von 1933 in unserer Zeitschrift soll dazu dienen, das Versäumte nachzuholen und nun auch die Nord-, West- und Südgrenze des Verbreitungsgebietes der ostfälischen Vorlagescheune festzustellen. Es wäre erfreulich, wenn hierdurch angeregt recht viele unserer Leser auf dem Lande uns berichten würden, welche alten Scheunenformen in ihrem Orte vorkommen, wie sie etwa durch Balkeninschriften datiert sind, welche Stellung zu den übrigen Hofgebäuden und welche Himmelsrichtung sie haben, ob ihre Dreschdälen im Vergleich zu den Banseräumen erhöht liegen und welche etwaigen anderen Besonderheiten an ihnen zu bemerken sind. Die Ergebnisse solcher Beobachtungen werden dann zusammen mit dialektgeographischen Erörterungen über die mundartlichen Bezeichnungen für die einzelnen Teile der ostfälischen Scheunen und Stallgebäude in unserer Zeitschrift ebenfalls veröffentlicht werden.

Unsere Kunstdruckbeilagen zeigen einige Beispiele von älteren Scheunen und Stallgebäuden aus dem Braunschweiger Lande, von denen zufällig Aufnahmen in unserem Bildarchiv greifbar waren. Läge eine planmäßige Bestandsaufnahme bereits vor, so hätten wir Hansens Ausführungen in Einzelheiten noch eindrucksvoller veranschaulichen können. Die erbetenen Hinweise aus dem Leserkreise werden uns hoffentlich bald in den Stand setzen, auch unser Bildarchiv in dieser Hinsicht zu ergänzen.)

Bei meinen Fahrten, die der Erforschung der Entwicklungsgeschichte des Bauernhauses der Börde und des zwischen der Börde und dem Lande Braunschweig gelegenen Holzlandes dienten, stieß ich immer wieder auf zwei grundverschiedene Scheuentypen.

Die eine Form, allgemein verbreitet und vorherrschend, ist die *Scheune mit Querdiele*. Sie ist die eigentlich bodenständige Bauweise und gehört organisch zu unserm gemeindeutschen, auch mitteldeutsch oder fränkisch genannten Hausbau. Für unsere Gegend wird dieser Hausbau, ohne daß er einen Sonderotyp bildet, als thüringisch bezeichnet, weil stammeskundlich die Thüringer das völkische Grundelement sind, und um ihn in einen Gegensatz zu der Bauweise des benachbarten Niedersachsenhauses zu stellen, der Bauweise des Volkes, das im ganzen Mittelalter Sprache und Kultur der Heimat bestimmte.

Die Sonderform ist nur im westlichen Holzlande anzutreffen, in der Börde fehlt sie gänzlich, während ihre Zahl nach der Braunschweiger Grenze hin zunimmt. Umfragen und eigene Beobachtungen ergaben dann, daß sie auch nördlich und südlich des Elmes sehr verbreitet ist. Fast jeder größere Hof besitzt diese Vor-

lagescheune, wie ich sie bezeichnen möchte, weil ich nur für ihre Besonderheit, *de Vorrla'e*, nicht aber für den ganzen Bau eine Benennung fand. Auch im Holzland ist es bemerkenswert, daß nur die größten Bauernhöfe der Ackerleute und Halbspänner diese Scheunenform verwenden. R. Benze (Beiträge zur Siedlungsgeographie der Helmstedter Mulde, Halle 1928) kennt ebenfalls keinen eigenen Ausdruck, im übrigen erblickt er die Eigenart dieser Scheune nicht in der Vorlage, sondern nur in dem großen Giebeltor und an der Lage zur Straße, was ihn an niedersächsischen Einfluß gemahnt.

Das Bemerkenswerte an dieser Scheune ist aber die Vereinigung von Scheune und Schauer unter einem riesigen Satteldache. Das Dach ist auf der Hofseite über eine Unterfahrt von derselben Länge, wie sie die Scheune aufweist, herübergezogen, vorgelegt. Diese Unterfahrt benötigt das große, sonst unverständliche zweiflügelige Tor am Giebel, und, wenn der Raum und die Lage des Gehöftes es gestattet, auch am hinteren Giebel ein Tor.

Die Scheune ist stets zweigeschossig, auch das unterscheidet sie von dem eingeschossigen Sachsenbau, infolgedessen ist auch die Fahrt unter der Vorlage zweigeschossig. Die Vorlage dient dazu, wozu in einem kleinen Bauernhofe ein Schauer, *dat Schur*, genügt, die gesamte Zahl der vollen Erntefuder unter sich aufzunehmen, um sie vor der drohenden Durchnässung zu schützen, neuerdings auch, um beim Maschinendrusch von der Witterung unabhängig zu sein. Die Breite und Höhe eines Erntefuders ist also für die Breite und Höhe der Vorlage maßgebend.

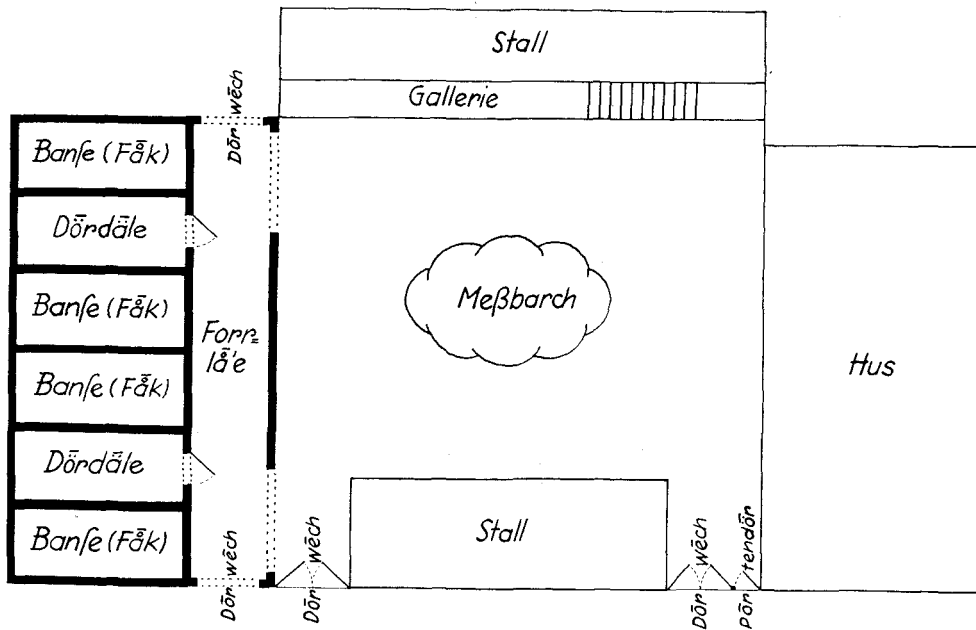
Infolge dieser Einfahrt steht die Scheune, abweichend von der sonst üblichen Lage gegenüber dem Wohnhaus, stets mit einem Giebel an der Straße, sie orientiert sich zur Straße. Das Giebeltor ist entsprechend der Hofzugehörigkeit der Unterfahrt nicht in der Mitte, sondern auf der inneren Hälfte des Giebels angebracht. Das unterscheidet diese Öffnung vom Giebeltor des Niedersachsenbaues, das sich stets in der Mitte der Giebelfront befindet.

Wenn sich die Vorlagescheune aus dem Niedersachsenbau entwickeln ließe, so müßte man die Bezeichnung Däle für die ebenfalls längsgerichtete Unterfahrt wiederfinden. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr gibt es auch in dieser Scheune eine, meist aber, da es sich um große Bauten handelt, zwei Querdielen, genau wie in der gemeindeutschen Scheunenform.

Während das Stroh und Getreide im Niedersachsenbau seinen Platz über der Mittellängsdiele findet, lagert es in der gemeindeutschen wie in der Vorlagescheune, dem Vorherrschen des Ackerbaues entsprechend, schon in den Fächern des Erdgeschosses, die oft noch eine mietenartige Vertiefung im Erdboden haben, und in der gefüllten Scheune reicht es bis unter das Dach.

Bei der Querdielen unserer Sonderform sucht man vergeblich nach dem großen Scheunentor. Nur die gemeindeutsche Scheune besitzt die sogenannte Dördäle. In der Vorlagescheune sind keine großen Toreingänge zu den Dälen nötig, denn den Schutz der Erntefuder hat ja die Vorlage übernommen. Öffnungen von der Größe einer Stalltür führen hier in die beiden Döschdälen, die nur zum Dreschen dienen.

Die Raumeinteilung dieser Scheune ist folgende: Strohbanse, Dreschdiele, Strohbanse, Strohbanse, Dreschdiele, Strohbanse, d. h. jede *Döschdäle* hat links und rechts eine Banse. Die Banse führt die Bezeichnung *de Bilä'e*, die Beilade,



Schema einer vierseitig geschlossenen Hofanlage im magdeburgischen Holzlande

seltener ist das ebenfalls alte Wort *dat Fāk*, das Fach. Der Ausdruck *Banse* ist eine neuere Benennung, die vom Osten, von der Börde her, vordringt. Auch der Dachraum über der Unterfahrt, der durch Stangenhölzer abgedeckt ist, dient zum Bansen, früher wohl auch zur Aufbewahrung der Nebenernten, wie der Flachs-ernte, der Ernte der Hülsenfrüchte usw.

Auf den Giebelecken der Hofseite tragen starke Ständer die Last des Daches, auch in der Mitte der Längsseite wurden ein halbes Dutzend solcher Ständer und mehr auf Verbind aufgestellt. Die Fächer ihrer Ringelwerke wurden häufig mit Barnsteinen ausgefüllt, diese Wand diente nebenher als seitlicher Wetterschirm, sie läßt aber stets ein, oft auch zwei seitliche Ausfahrtmöglichkeiten nach dem Hof hin zu.

Diese Vorlagescheunen sind alle noch Holzkonstruktionen, allerdings fand ich das Fachwerk bei den größeren Gebäuden nicht mehr mit Lehmstakenflechtwerk, sondern stets mit Barnsteinen ausgefüllt. Da die Vorlagescheunen nur für große Höfe zweckmäßig sind, so sind sie von geräumigen Ausmaßen. Technisch sind sie darum die gewaltigsten und entwickeltsten Fachwerkbauten unserer Heimat. Ich zählte vielfach 12 Ständer im Verbind und mehr auf der Giebelseite sowie 10 Riegelwerke Höhe. Man kann schon außerhalb des Ortes von einem mäßig erhöhten Fleck feststellen, wieviel Vorlagescheunen vorhanden sind. Solche Bauwerke waren nur in einem holzreichen Lande möglich, und diesseits und jenseits der Braunschweiger Grenze bestehen die Waldungen aus Eichen. In der waldlosen Börde fehlt diese Scheunenform.

Ihr Alter halte ich nicht für sehr hoch. Die saubere und schwierige Konstruktion, die Verwendung des Barnsteins, die geringe, nur auf große Wirtschaften beschränkte Zahl lassen vermuten, daß diese Bauweise nicht sehr weit über das Jahr 1800 hinausgeht. Die meisten Vorlagescheunen werden kaum 100 Jahre alt sein. Sie gehören zu den Auswirkungen des wirtschaftlichen Aufschwungs des

Bauernstandes seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Wenn die Vorlagen im Westen häufiger errichtet wurden als im Osten, so lag das neben dem Holzreichtum vielleicht auch an klimatischen Verhältnissen. Regenfälle sind im Braunschweigischen ungleich häufiger und stärker als in der Börde. Die Börde ist der nördlichste Teil eines ausgesprochen regenarmen Gebietes. Für alle aus dem Südwesten heranziehenden Wetter liegt sie im Regenschatten des Oberharzes. Hier hat sich erst in der Neuzeit eine ähnliche Konstruktion zu dem gleichen Zwecke eingebürgert, der sogenannte Schirm, eine Reihe Galgen, die der Hofseite der Scheune angehängt sind, und die ein Teerpappdach tragen.

Schon über ein Menschenalter sind die Vorlagescheunen im Holzlande nicht mehr gebaut worden. Sie wurden auch hier von den moderneren Feldscheunen abgelöst. Man vermeidet es der Feuersgefahr wegen, allzu große Strohscheunen in die Ortschaften hinzustellen. Andererseits sind unsere Haufendörfer im letzten Jahrhundert in einem solchen Umfange überfüllt und verbaut worden, daß für diese großen Gebäude kaum noch Raum vorhanden ist, zumal sie um so größer ausfallen müssen, je mehr sich die großen Wirtschaften durch Zukauf oder infolge der Heiratspolitik und des Einkindersystems vergrößern.

Von einer Verdrängung des Niedersachsenbaues im Gebiete der Vorlagescheune, wie sie Benze und andere vermuten, kann keine Rede sein. Die Vorlagescheune ist vielmehr eine ostfälische Sonderform der gemeindeutschen Scheune und gehört zu dem Lößboden und zum Ackerbau, wie das Niedersachsenhaus zur Heide und Weide und zur Viehwirtschaft gehört.

Die Vorlage übernimmt in größeren Gehöften zwar die Aufgabe des Schauers, sie hat sich aber nicht konstruktiv aus diesem entwickelt. Das Schauer ist der offene Raum unter dem Torhaus, im Torweg. In kleinen Bauernhöfen findet man vielfach einen Anbau an der Scheune, der ein Pultdach trägt. Das Wort Anklapp, das in der Altmark für diese Nebengebäude üblich ist, betont die sekundäre Entstehung dieses angehängten Baues sehr deutlich. Die alte Bezeichnung, die im Holzlande üblich war, verschwindet jetzt leider immer mehr. Die Alten nannten dies Pultdach *Hammdak*, den Raum unter dem Dach die *Hamme*, wenn er offen war; *Hammstall*, wenn er mit Ställen besetzt war. Der offene Raum dient auch dem Schutz kleiner Geräte und den Arbeiten, die nicht im Hause selbst erledigt werden können, nie aber dem Schutz eines Erntefuders, da er höchstens andert-halbstöckig ist. Die Vorlage ist eine selbständige Lösung der Aufgabe des sofortigen Schutzes der Erntefuder.

Das Verbreitungsgebiet der Vorlagescheune ist das Braunschweiger Land, soweit es das mitteldeutsche Querdälenhaus und nicht das niederdeutsche Längsdälenhaus besitzt, das Magdeburger Holzland und wahrscheinlich in noch größerer Häufigkeit das Halberstädter Land. Die im folgenden bei den Orten jeweils angegebenen Zahlen der Vorlagescheunen sind Mindestzahlen. Vielleicht gab es in den untersuchten Dörfern noch mehr davon.

Zahlreich ist diese Scheunenform in den Ortschaften der braunschweigischen Ostgrenze. Es fanden sich in Söllingen 12, Hoiersdorf 7, Büddenstedt 8, Alversdorf und Hohnsleben je 2. Der benachbarte Hötensleber Winkel des magdeburgischen Holzlandes hat in Ohrsleben 11, in Sommersdorf und Hornhausen je 5, in Barneberg und Badeleben je 3, in Wackersleben, Harbke, Ausleben und Ottleben je 2, in Sommerschenburg und Hamersleben je 1. Im ganzen mögen vielleicht 60 Vor-

lagescheunen im Holzlande vorhanden sein. Im Allertal besitzen Alleringersleben 7, Wormsdorf 4, Ummendorf 3, Wefensleben und Belsdorf 2, Eilsleben, Siegersleben, Hakenstedt und Beendorf je 1. Hakenstedt und Siegersleben, beide Orte mit braunschweigischen Klosterdomänen, sind die östlichsten Orte mit dieser Scheunenform.

Keine Vorlagescheunen haben Völpke, Beckendorf, Ostingersleben, Eimersleben, Morsleben, Erxleben, Uhrsleben, Druxberge, Morsleben. Südlich des Bruches, im Halberstädter Gebiet, fand ich die Form in Wulferstedt, Dingelstedt, Schwanebeck und Wehrstedt. In diesem Orte ist das letzte Gebäude an der Straße nach Gröningen wohl der am weitesten vorgeschobene Bau. In der beschreibenden Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler der Grafschaft Wernigerode ist die Vorlagescheune zur Abbildung gekommen, so bei den Ortschaften Wernigerode und Veckenstedt („... die Scheune mit vorgeschlepptem Dach für die Ausfahrt“).

Nördlich des Holzlandes fand ich diese Scheunenform in Calvörde vor.

Die Vorlagescheune gewinnt entwicklungsgeschichtlich eine gewisse Bedeutung als Endpunkt einer ostfälischen Sonderform der mitteldeutschen Bauweise. Die Besonderheit ist das vorgelegte Dach, das auf der einen Längsseite der Gebäude eine Art Vorhalle schafft. Dieser Hallengang fällt an den Scheunen auf, an den Stallgebäuden ist er auch im übrigen Gebiete der mitteldeutschen Bauweise so gebräuchlich, daß seine alte Bedeutung und Besonderheit gar nicht untersucht wurde. Hier im Gebiete des Holzlandes läßt sich noch feststellen, daß jedes Hofgebäude den Erbauer dazu bewegen konnte, das Dach vorzulegen, um einen geschützten Hallengang zu gewinnen. Wohnhäuser und selbst freistehende Schweinekoben machen von diesem Überstand des Daches nach der Hofseite Gebrauch.

Daß die Großviehställe mit vorgelegten Dächern gebaut sind, fällt meist nicht auf, zumal wenn die Dächer mit Gebäudeteilen ohne Galerie in einer Flucht liegen. In diesen Fällen erscheint die Wand der Hoffront eher zurückgesetzt. Aber ob die Wand zurückgesetzt ist oder ob das Dach vorgelegt ist, ist im Grunde dasselbe. Das Dach des Stalles ist vorgelegt, um den Einbau der Galerie zu ermöglichen, das heißt, um im Erd- und im Obergeschoß je einen geschützten Gang an der Stallängsseite zu ermöglichen.

Es ist fast ein Wunder, daß im Holzlande ein noch ganz urtümliches Gebäude, das Wohnhaus des Vahselschen Freihofes in Ohrsleben, aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg erhalten blieb. Auch dieser Bau aus dem Jahre 1584, der erst 1929 abgerissen worden ist, legte von der Vorliebe der holländischen Bauern zu vorgelegten Dächern Zeugnis ab. Auf der Hofseite standen die Deckenbalken, die den Dachstuhl trugen, ungefähr einen Meter über. Bei diesem geringen Überstand waren natürlich besondere Vorlagesäulen, wie sie bei der Galerie und bei der Vorlagescheune wichtig sind, unnötig. Die Vorhalle des Hauses war also nur noch in verkümmelter Form vorhanden, da nur das Dach und der gepflasterte Gang vor der Hausfront diesen Vorbau andeuteten.

Auch viele Schweinekoben haben diese zurückgebildete Form bewahrt. Daß wir es tatsächlich mit einer Zurückbildung der für die alten germanischen Bauten überlieferten Vorhallen zu tun haben, dafür spricht der gleiche Vorgang in der Wortkunde. Das Wort Galerie kann unmöglich der ursprüngliche Ausdruck für diesen Vorbau an den Ställen gewesen sein. Es bleibt zu untersuchen, welche alte

deutsche Bezeichnung es verdrängt hat. Zunächst einmal hat es den dachtechnischen Begriff Vorlage beseitigt. Immerhin war es noch möglich, auch für die Stallgalerie diese Benennung zu Gehör zu bekommen. Ein bäuerlicher Gastwirt in Harbke, der aus der Dardesheimer Gegend stammte, bestätigte mir den Gebrauch des Wortes Vorlage auch für die Stallgalerie seiner Halberstädter Heimat.

Es ist auch wohl kaum angängig, das Wort Laube für diesen Raum unter der Vorlage mit Beschlag belegen zu wollen. Lauben sind luftige Bauten im Laube, die bei Frühlingsfesten hergestellt wurden, wie der Ausdruck „*Mailewe*“ in Dammköhlers Wörterbuch der Nordharzer Mundart verrät. Bei Wefensleben gab es einen Löbenberg im Walde südlich des Ortes.

Mit größter Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den Ausdruck *Oisije*, der hier verdrängt worden ist. Denn die gotische Urform dieses Wortes, UBIZWA, hat noch die Bedeutung Vorhalle. Auf unsere Verhältnisse bezogen, wäre also die *Oisije* ursprünglich eine Vorhalle an der Längsseite des Hauses, welche dadurch zustandegekommen war, daß man den Dachstuhl so groß anlegte (vorlegte), daß er Haus und Vorhalle bedeckte.

Die Vorhalle hatte in der Urzeit eine sehr viel wichtigere Bedeutung, damals, als der Herd allein dazu diente, den Wohnraum zu erwärmen. Wollte man diese Wärme im Wohnraum festhalten, so mußte man es in Kauf nehmen, daß der Rauch des Herdfeuers nur höchst ungenügend abzog.

Durch die Vorlage des Daches schuf man also einen geschützten Vorplatz, um bei ungünstiger Witterung und bei gewissen Arbeiten doch der frischen Luft des Tages teilhaftig zu bleiben. Außerdem konnte jetzt bei dem Vorhandensein einer Vorhalle der Haustür halb (zweiteilige Form der alten Tür) oder ganz geöffnet bleiben. Dadurch wurde einerseits eine gar zu unerträgliche Rauchansammlung verhindert, anderseits wurde dem Regen das Eindringen in den Wohnraum unmöglich gemacht, und endlich gewann man auch bei schlechter Witterung etwas Tageslicht im Wohnraum.

Die Einführung des Ofens war ein ganz gewaltiger Fortschritt in der Wohnkultur unserer Vorfahren. Je besser der Abzug des Rauches durch Ofen und Schornsteine bewerkstelligt wurde, um so bedeutungsloser wurde die Vorhalle, vornehmlich am Wohnhause. Durch den Ofen wurde die Einf Feuerungsstelle des ältesten Hauses in eine Zweifeuerstelle verwandelt. Der Ofen brachte einen neuen Wohnraum, die Stube, mit.

Diese Stube, mit einem wärmenden Ofen versehen, allen Unbilden der Witterung sowie des Rauches entrückt, hat die Vorhalle ersetzt und sie bis auf die jetzigen Kümmerformen einer bloßen Dachtraufe oder eines gedeckten Ganges an den bäuerlichen Wirtschaftsgebäuden zurückgedrängt.

Heute beschränkt sich der Begriff *Oisije* auf die Teilbedeutung Traufe. Raum unter der Dachtraufe. Die Tauben haben ihre Nester unter der Dachtraufe, in der *Oisije*. Das Traufenrecht, das Eigentumsrecht am Boden in einer Breite von 18 Zoll außerhalb der Hauswand, nennt man in Ummendorf den *Oisfall*. Gerade das Magdeburger Holzland und das benachbarte Braunschweiger und Halberstädter Gebiet bewahren in der in altherkömmlicher Weise geübten Dachvorlage die Erinnerung an die altgermanische *Oisije*-Vorhalle besonders gut und als bauliches Charakteristikum.

Das Schreibbuch des Johann Andreas Grabau von 1772/73 als Zeugnis ostfälischer Volkskunst

Von Albert Hosenthien

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Der nachfolgende Aufsatz über einen künstlerisch begabten Bauernjungen des 18. Jahrhunderts aus Diesdorf bei Magdeburg findet in unserer Zeitschrift deshalb Aufnahme, weil wir um der Einheit des ostfälischen Volkstums willen unsere heimatkundlichen Interessen über die leidige Zonengrenze hinaus bis zur Mittel-elbe erstrecken müssen und wollen. Die Veröffentlichung ist aber auch außerhalb Ostfalens für Volkskundler und Kunsthistoriker allgemein wichtig als ein höchst aufschlußreicher Beitrag zu der Frage, aus welchen Quellen die alte Volkskunst schöpfte und wie ihre Erzeugnisse zustande kamen.)

Ein seltener Zufall bietet uns unmittelbaren Einblick in die Vorstellungswelt und Arbeitsweise eines jugendlichen Volkskünstlers und läßt uns erkennen, wie neben den älteren und zeitgenössischen Vorbildern der Schrift- und Bildkunst auch die eigene Einbildungs- und Darstellungskraft der schöpferischen Einzelpersönlichkeit am Gelingen des Werkes beteiligt ist. Das Beispiel des Johann Andreas Grabau, der zufällig für uns aus der sonstigen Namenlosigkeit der Volkskunst hervortritt, zeigt uns auch, wie klein im Grunde der Schritt von der Volkskunst zur hohen Kunst ist. Hätte Grabau in seinen späteren Jahren mehr Zeit zur Beschäftigung mit der Kunst gefunden und zugleich in einer anderen Umwelt Gelegenheit zur weiteren Ausbildung der handwerklichen Fertigkeiten eines Zeichners und Malers, so wäre vermutlich ein namhafter Künstler aus ihm geworden. Wie in diesem Falle wird auch sonst oft zu allen Zeiten einer schöpferischen Begabung die volle Entfaltung versagt geblieben sein, wenn Eltern oder Erzieher eines vielversprechenden Kindes seine Fähigkeiten und Neigungen nicht sinnvoll zu fördern verstanden oder wenn widrige Umweltverhältnisse die Wahl eines Künstlerberufes unmöglich machten.)

Der sogenannte „Grabausche Hof“ des einstigen Dorfes Westerhüsen, südöstlich von Magdeburg, jetzt Vorort Magdeburg-Westerhüsen, besitzt in seinem schönen Bauernhaus von 1751 neben alten Bildern, Tassen, Bibeln, Gesangbüchern usw. als besonders interessante und wertvolle Erbstücke fünf Schreibbücher und -hefte von Johann Andreas Grabau, dem ältesten Westerhüser Bauern dieses Namens. Dieser wurde am 10. Juni 1759 in dem westlich von Magdeburg gelegenen Dorfe Diesdorf, jetzt Magdeburg-Diesdorf, als jüngster Sohn des dortigen Richters und Halbspäppers Johann Christian Grabau in dem jetzigen Grundstück Altdiesdorf 2 geboren, heiratete am 22. November 1787 Katharine Elisabeth Förster, die Tochter des Westerhüser Ackermanns Martin Förster, und übernahm dessen Hof. Diesen verkaufte er krankheitshalber schon 1810, also erst 51jährig, an seinen Neffen Johann Christian Rusche aus Olvenstedt bei Magdeburg, einen Sohn seiner Schwester Susanne. Er blieb aber als Altenteiler in seinem Hof wohnen und starb hier 65 Jahr alt am 18. Januar 1824, wie es im Kirchenbuch heißt, „nach langen vieljährigen Leiden an offener Geschwulst an den Füßen“. Seine Frau starb am 13. August 1836. Eine Tochter war 1795 im Alter von 5 Monaten an den Pocken gestorben. Sein einziger Sohn, ebenfalls Johann Andreas genannt, geboren am 29. Januar 1792, hat sich noch vor des Vaters Tode am 19. Juni 1821 mit Katharine Elisabeth Brennecke verheiratet und sich damit in den Hof hineingeheiratet, der jetzt der Grabausche Hof genannt wird und in dem die Schreibbücher des Vaters nach dessen Tode treu aufbewahrt wurden, ohne daß man ihren Kulturwert voll erkannte.



Darstellung der Hirschjagd in Grabaus Schreibbuch von 1772/73

Das älteste dieser Schreibbücher ist ein in Pappe gebundener Band in Foliogröße, dessen vergilbte Blätter sehr eigenartige, sauber gefertigte Schriftsätze und Bilder aus den Jahren 1772/73 enthalten. Diese Blätter sind nicht nur als Leistungen eines 13jährigen Jungen, zumal in damaliger Zeit, interessant, sondern auch kulturgeschichtlich bedeutungsvoll; und da derartiges Schreib- und Bildwerk aus Bauernhäusern begreiflicherweise sonst größtenteils verlorengegangen ist, hat z. B. das Magdeburger Stadtgeschichtliche Museum gar kein Gegenstück dazu, und auch das Staatliche Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin hat nicht genug Material, um dies Buch, das man also wohl ein kulturgeschichtliches Unikum nennen darf, kulturgeschichtlich voll einzuordnen.

Auf dem ersten Blatt des Buches steht in großer Fraktur, mit besonders schönem großen „J“: Schreibe Buch für Johann Andreas Grabau“, darunter in lateinischer Schrift „Diesdorff d. 7 Novembris 1772“. Dann kommen die Schrift- und Bildblätter, die in der Regel einseitig benutzt wurden. Nur einmal enthält ein Blatt gleichmäßig Darstellungen auf der Vorder- und Rückseite. Zuweilen sind auch auf der Rückseite noch Sprüche und Verse, aber ohne Bild und Schmuck, geschrieben. Einmal werden auf Vorder- und Rückseite eines Blattes nur Kirchenlieder in Kursivschrift geschrieben, — und das letzte Blatt enthält Mittel „vor die Krähn Augen“ („vor 3 Pf. Weißen Terpentien, vor 3 Pf. Präperierten Todten Kopf, vor 3 Pf. Silmijak“) und „vor die Schwindsucht“, aus 17 Bestandteilen, „ein jedes vor 3 Pfennige“. (Alle Zitate aus Grabaus Schreibbüchern werden genau in seiner Schreibweise gegeben.)



Darstellung von Musikanten in Grabaus Schreibbuch von 1772/73

Die Hauptsache sind aber 51 Schrift- und Bildseiten, durcheinander in zwei Gruppen, die sich deutlich unterscheiden lassen, und zwar 28 Schriftseiten, durchschnittlich in der ersten Hälfte des Buches, bei denen in der Regel die erste Zeile in ganz großen Buchstaben farbig behandelt und z. T. sehr kunstvoll ornamentiert und die Initiale mit einer entsprechenden bildlichen Darstellung verbunden ist, während in den nächsten Zeilen Frakturschrift folgt und in Kursivschrift übergeht, und 23 Bildseiten, bei denen die bildliche Darstellung die Hauptsache ist und Überschriften und entsprechende Verse oder Bibelworte nur in gleichmäßiger Fraktur hinzugefügt sind. Dazu kommt das letzte Kunstblatt, Querformat: oben in gleichmäßig großen Buchstaben der Spruch „Halte was du hast, das niemand deine Crone nehme“, darunter 2 schwebende Engel, die eine große Krone tragen, und darunter in ebenso großer Schrift ein Vers, der leider durch Abreißen zerstört ist.

Die Blätter sind bei der Benutzung außer der Reihe verwendet worden, was daraus zu erkennen ist, daß von den Schriftseiten 21 genau datiert sind. Die älteste datierte Darstellung (3. Blatt) ist da am 11. November 1772, die letzte (18. Blatt) am 24. Juni 1773 angefertigt. Alles nicht Datierter wird sich in diese Zeit einordnen oder wenig später entstanden sein, und durchschnittlich sind wohl die Bildseiten später als die Schriftseiten. Besonders viel schrieb und malte der Junge in der Zeit vom 14. bis 17. Februar 1773, ja am 14. Februar vier datierte Blätter. Vielleicht mußte er in diesen Tagen wegen Krankheit in der Stube bleiben und vertrieb sich auf so wertvolle Weise die Zeit. Vielleicht ist er auch schon als Junge viel kränklich gewesen, wodurch der Hang zu dieser Beschäftigung ge-

steigert wurde und wodurch er, da dann Schulbesuch und Feldarbeit fortfielen, dafür reichlich Zeit hatte. Eine Entwicklung seines Könnens ist in der angegebenen Zeit nur im Figurenzeichnen festzustellen, da die bildlichen Darstellungen der frühesten Schriftseiten die kümmerlichsten sind. Dagegen ist seine Schreibkunst schon in den ersten Blättern gut ausgebildet, und es muß schon viel Übung vorangegangen sein, ehe er sich an die Gestaltung der Folioblätter heranwagte. Nur für rein ornamentale Schnörkel fehlt ihm noch Übung und Erfahrung. An sich sind natürlich die einzelnen Blätter nicht alle gleich gut geraten. Aber überall steckt viel Fleiß und Sorgfalt darin, in der Kunstschrift, im Zeichnen und auch in der Farbgebung. Wie sorgfältig sind zumal auf den Schriftblättern alle Bleistiftzeichnungen und gezogenen Linien ausradiert, obgleich das damals nur mit Brot oder Semmel geschehen konnte. Man merkt auch nirgends Spuren von anderer Hand, etwa von der verbessernden Hand eines Lehrers.

Für die Schreibseiten sind da verwendet 15mal Gesangbuchverse und 10mal Bibelworte, und 3mal ist Lied und Bibelwort vereinigt. Man sieht, außer diesem kennt der Junge nichts in dieser Weise Darstellenswertes, und man sieht vor allem, wie dieser Junge schon in Bibel und Gesangbuch zu Hause ist. Das war allerdings in der damaligen Zeit nicht so erstaunlich, wie es heute wäre, weil das damals in der Dorfschule die einzigen Lehrbücher waren, weil damals der Religionsunterricht in der Schule einen viel breiteren Raum einnahm als heute und weil Bibel und Gesangbuch damals noch wirklich Gemeingut des Volkes waren.

Fast immer wählt er solche Strophen, die irgend etwas Bildhaftes enthalten, das er dann in der Regel in Verbindung mit der Initiale darstellt, einen Anker, ein Lamm, einen Adler u. dgl. So malt er in einer Initiale „G“ die „Geduld“ als weibliche Figur mit einem Lamm auf dem Schoß. Vor der Strophe „An der Brust der Gnade liegen“ aber malt er den „Pilicanus“ (Pelikan), der mit seinem Blute seine Jungen nährt, und bei der Strophe „O Liebe, die den Himmel hat zerrissen“ malt er als „die Liebe“ im „O“ ein von einem Pfeil durchbohrtes großes rotes Herz.

Auf die Möglichkeit solcher bildlichen Darstellung hin sind aber erst recht die Bibelworte gewählt. Da sieht man in Verbindung mit einem „A“ Simson in Rittertracht, der den Löwen zerreißt, oder in einem „U“ die beiden Kundschafter, die auf den Schultern an einer Stange die riesige Weintraube tragen. Da thront auf dem Blatt „Falsche Wage ist dem Herrn ein Greuel“ über dem „F“ die „Gerechtigkeit“ mit Schwert und Waage. Da steckt auf dem Blatt von Jonas vor dem ersten Buchstaben dieses Wortes der Prophet in einem sackartigen Gewand zur Hälfte in einem Karpfen, so daß schon Unterleib und Beine fast den ganzen Fisch ausfüllen müßten. Auf dem schönen Blatt von Esau (s. Abb.) sieht man nicht nur im „D“ einen Hirsch, der sich still fragend umschaute, sondern gegenüber auch Esau, der ihn mit der Armbrust schießt, und auf dem Blatt „Jakob zog aus von Bersaba“ sieht man durch das „J“ hindurchgeführt eine steile Leiter, an der 3 muntre Englein herumturnen, und unten links den Schläfer. Bei den beiden Weinstockblättern aber wird die ganze Schrift links, rechts und oben von Wein umrankt.

Während so bei den Schriftblättern das Figürliche an zweiter Stelle bleibt, steht dies bei der zweiten Gruppe der Blätter im Vordergrund. Ja, das Bild eines springenden, von Hunden verfolgten Hirsches hat gar keine Unterschrift und gar keine „Bedeutung“, und bei den einander gegenüberstehenden ganzseitigen

Ostfälische Vorlagescheune
des Hofes Nr. 33 in
Salzgitter-Bleckenstedt

Aufn. Rieger 1939



Ostfälische Vorlagescheune
des Hofes Nr. 29 in
Salzgitter-Lobmachtersen

Aufn. Rieger 1944



TAFEL 2



Ostfälische Vorlagescheune
des Hofes Nr. 10 in Remlingen
Kreis Wolfenbüttel

Aufnahme Rieger 1939



Scheune der Domäne Clus, Kreis Gandersheim

Aufnahme Rieger 1942



Stall mit Galerie auf dem ehem. Kochschen Hof in Runstedt, Kreis Helmstedt, der demnächst dem Braunkohlentagebau zum Opfer fällt

Aufnahme Fricke 1962



Stall mit Galerie in Alt-Büddenstedt, Kreis Helmstedt, der mit dem ganzen Dorf dem Braunkohlentagebau zum Opfer fiel

Aufnahme Rieger 1940

TAFEL 4



Stall mit Galerie in Evessen, Kreis Wolfenbüttel

Aufnahme Rennau 1929



Galerie des Stallgebäudes
auf dem Hofe Nr. 24 in
Alversdorf, Kreis Helmstedt

Aufnahme Rennau 1929

Kontrastfiguren „der Zorn“ und „die Andacht“ steht nur unter der ersteren ein den Zorn darstellender Vers. Was ist hier alles dargestellt! Die vier Jahreszeiten, Tageszeiten und Elemente, die beiden ersten Gruppen je 2 auf einem Blatt, der Frühling: ein Gärtner mit einem Blumentopf in der Hand, der Sommer: ein Bauernjunge mit einer Sichel vor einem Kornfeld, der Herbst: ein Winzer, der Trauben schneidet, der Winter: ein Mann in einem seltsamen langen schlafrockartigen Gewand, das unten hosenartig endet, der sich an einem Herdfeuer wärmt; der Morgen: Zwei Männer gehen zur Arbeit in den Weinberg, Unterschrift Anfang des betreffenden Gleichnisses Jesu, der Mittag: Vier Männer und eine Frau sitzen betend am Mittagstisch, auf dem Tisch eine gebratene Ente, vor jedem tadellos gedeckt Teller mit Löffel links und Messer und zweizinkiger Gabel rechts, der Abend: ein Gast wird an der Herbergstür vom Wirt begrüßt, daneben die Frau in stark geschnürter Taille und weitem Rock, Text: „Bleibe bey uns, den es wil Abend werden“, die Mitternacht: die schlafende Braut im Himmelbett hinter großem Vorhang, Text: „Zur Mitternacht ward ein Geschrey, siehe der Bräutigam kommt“; die Luft: ein riesiger Mann in langem Mantel mit einer schnurrenden Kindermühle in der Hand, das Wasser: Fortuna, das Meerweib, mit den Händen rudern und in gewundenem Fischleib endigend, darunter 3 Fische, oben rechts ein Schiff, das Feuer: auf einem viereckigen Altar das Opferfeuer, rechts ein Mann kniend mit betend erhobenen Händen, dahinter ein Lamm, Text: „Mein Gebet müße vor dir tügen wie ein Rauch-Opfer: Meiner Hände aufheben wie ein Abend Opfer“ und, besonders eigenartig, die Erde: ein schreitendes Lamm trägt auf dem Rücken „der Welt Sünde“, es trägt die Erdkugel, d. h. ein Rundbild des Sündenfalls im Paradies; darunter der Spruch: „Siehe, das ist Gottes Lamm . . .“

Was ist sonst noch auf diesen Blättern zu sehen? Der Apotheker an einem tragbaren Ofen, der eine Salbe anrührt, links ein Schrank mit Fächern, Flaschen und Kruken, der Schornsteinfeger mit der Leiter in großer Figur neben einem Hause und noch einmal oben aus dem Schornstein auftauchend, der Geizhals, der von einem Tisch Geld in den Beutel streicht, „Almein, Almein“, zwei Fechter, drei Musikanten, der Amtmann mit drei Bauern, ein Schreiber am Tisch usw., fast immer mit kurzem Bibelwort oder oft sehr eigenartigen Versen.

Fragen wir nun nach der Art der Darstellung in all diesen Blättern, so müssen wir sagen: Der Junge zeigt überall eine fabelhafte Fähigkeit, den Stoff zu gruppieren und gut und harmonisch auf die Seite zu verteilen. Seine figürlichen Kompositionen sind allerdings denkbar einfach, auch bei Gruppen nur wenige Personen. Niemals gibt es Hintergründe, meist auch keinen Erd- oder Fußboden, auch niemals Licht und Schatten, und die Landschaft wird nur durch einen oder zwei Bäume angedeutet. Aber es „sitzt“ alles im Verhältnis zum Ganzen. Der Junge hat auch einen guten Sinn für Farben und Farbverteilung, aber nicht nach naturalistischen, sondern nach kompositionellen Gesichtspunkten. Da kann auf Schriftseiten auch ein Tier blau oder grün gemalt werden oder zwei Engeln mit blauen Haaren oder Esau Jagdhund, da auf dem Blatt das Grün vorherrscht, auch mit zwei grünen Flecken, was bei der Art dieser Blätter kaum auffällt und gar nicht übel wirkt. Der Junge verwendet auch nur reine Farben und nie mehr als vier und oft nur blau und rot oder grün und braun. Man versteht am besten diese an sich noch primitive Kunst des Zeichnens und Malens von der mittelalterlichen Buchmalerei her, und wenn es auch fraglich ist, ob der Junge je so etwas



Jesus und der Gärtner
in Grabaus Schreibbuch von 1772/73

gesehen hat, so ist doch der seelische Weg von der Schrift zum Ornament und derartigem farbigen Ganzbild in beiden Fällen genau derselbe.

Oft kann man fragen, ob das alles wirklich ein dreizehnjähriger Junge gemacht hat, zumal ein Dorfjunge vor fast 200 Jahren. Wie sicher ist dessen Schrift, ganz abgesehen von der Fähigkeit zur Kunstschrift. Am Figürlichen merkt man allerdings oft deutlich, daß es ein Junge gemacht hat, besonders, wenn er zweimal vorn vor einer Initiale einen Kopf im Profil anbringt und ihm eine Tabakspfeife in den Mund hängt oder wenn er auf die große Flasche, die einem der Weinberg-

arbeiter an der Seite hängt, das Wort „Pulle“ schreibt. Vor allem sieht man natürlich auf Schritt und Tritt, daß hier kein gelernter Zeichner am Werk ist. Zeichenunterricht gab es damals in der Dorfschule noch nicht. Der Junge weiß noch nichts von Perspektive. Man sieht die Tische zugleich von vorn und von oben. Des Schreibers Pult steht in Wirklichkeit auf der Kante des Tisches, und das Heft, in dem er schreibt, hängt links daneben. Vor allem kann der Junge keine Menschen und keine Köpfe zeichnen, und er ist nie auf den Gedanken gekommen, sich einen Menschen auf das Zeichnen hin genau anzusehen. Die Hände, Arme und Beine sind oft unmöglich. Die Profillinien der Köpfe sind mehr geschrieben als gezeichnet. Das Kinn ist da meist abnorm stark. Die Augen sind wie bei aller primitiven Kunst (sogar noch bei der Kunst der alten Ägypter) auch bei Köpfen im Profil von vorn gesehen. Der Junge fängt also die Geschichte der Darstellung des Menschen noch einmal von vorn an. Da auch alle Männer herabhängendes Haar haben, hat niemand Ohren, und vor allem fehlen die Hinterköpfe. Auch die Tiere und Vögel sind oft unmöglich, besonders auf den ersten Blättern.

Und doch, es steckt in so vielen Bildern wirkliches Leben. Wo Jakob mit dem Engel ringt, ist das Gesicht des Engels ganz stur, und zum Überfluß steht noch darüber „Jesus“. Aber es ist doch ein wirkliches Ringen. Wie munter sind die Englein an der Himmelsleiter auf dem erwähnten Schriftblatt, während sie auf

dem Bildblatt „Jakobs Traum“ unbeholfen an einer sehr schrägen Leiter kleben. Wie lebendig ist die Gruppe der Musikanten, besonders der Geiger, der seitlich auf ein Notenblatt sieht, wie lebhaft auch die Fechter, trotz alles Ungeschicks im Einzelnen, oder gar Simsons Löwenkampf und der Gang der Kundschafter! Auch Jonas wirkt in seiner fatalen Situation durchaus lebenswahr. Was hätte aus dem Jungen werden können, wenn er auch alles Fehlende noch hätte lernen können und alles Vorhandene zu wirklicher Meisterschaft hätte ausbilden können! Ein Beispiel zu dem Kapitel der vielen unentwickelt gebliebenen Begabungen, zumal auf unseren Dörfern.



Die Menschen und Verhältnisse, die der Junge darstellt, sind allerdings meist nicht seine eigene bäuerliche Welt, die er ja „kennt“ und an der er deshalb nichts Besonderes findet, sondern die Welt, die sozial etwas über ihm steht und in der es „fein“ ist, wenn auch nicht direkt die der nahen Stadt, aus der sich keine Motive finden. Das Bett der Braut und der Stuhl des Schreibers standen wohl in keinem Bauernhaus, und das Essen mit Messer und Gabel war darin noch nicht eingebürgert. Auch die Tracht der Männer ist meist nicht die schlichte Bauerntracht, sondern die vornehme, meist grüne Rokokotracht der Junker und Jäger, die sogar die beiden Weinbergarbeiter tragen, auch Esau auf dem Jägerbild, der dazu noch den Zopf hat, und sogar König David beim Harfenspielen. Nur zweimal hat der Junge bewußt Bauern dargestellt, in dem genannten Bild des Sommers und vor allem des Amtmanns. Da hebt dieser als der Vornehme sich nicht nur durch seine Tracht, sondern nach Art aller primitiven Kunst auch durch seine Größe von den drei Bauern ab, deren mangelnde Intelligenz wohl mehr auf Unvermögen als auf Absicht der Darstellung beruht.

Eigenartig ist es, wie wenig direkt Religiöses der Junge darstellt. Man sieht, die Texte und Verse sind alle christlich oder zum mindesten moralisch. Aber es spricht für die gesunde Natürlichkeit des Jungen, daß er auch bei schwärmerisch-pietistischen Versen, deren seltsame Bildersprache ihm nur äußerlich interessant ist, doch bezüglich der Illustration in der realen Welt bleibt. Er malt einfach die

Dinge des sichtbaren Lebens und hat daran seine Freude. Warum auch nicht? Einmal nur stellt er Jesus dar (wenn man von dem Engel im Jakobskampf absieht), wie üblich, barfuß, mit wallendem Mantel und Strahlenkranz, allerdings ohne Bart wie fast alle seine Männer, und zwar in dramatischer Bewegung zusammen mit dem Gärtner des Gleichnisses vom unfruchtbaren Feigenbaum, der auf die energische Aufforderung „Haue ihn ab“ ruhig erwidert: „Herr, laß ihn noch dies Jahr...“ Seltsamerweise zeichnet er Jesus nicht auf dem Abendbild vor der Herbergstür, wo ihm vielleicht erst nach der Ausführung der Vers aus der Emmausgeschichte einfällt, den er dann oben in die Türöffnung quetscht. Einmal stellt er, in dem Feuerbild, einen Beter dar, und dann vor allem das Lamm, das in so eigenartig symbolhafter Darstellung der Welt Sünde trägt! Jedenfalls, auch wenn er nicht in Religion „macht“ und zu Absichtlichem bei seiner privaten Beschäftigung kein Anreiz vorlag, man sieht an den genannten Beispielen und vor allem aus der Wahl der Texte und Verse, daß er in der Welt des Christentums wirklich lebte, so gut es ein Mensch in Diesdorf damals nur konnte.

Aber nun die Hauptsache: Woher hat der Junge das alles? Das ist doch nicht alles in seinem Kopfe gewachsen. Natürlich, die Texte stammen aus der Bibel und die Verse aus dem Gesangbuch oder sonst aus zeitgenössischen Lesebüchern oder Bilderblättern, die wir nicht mehr kennen. Aber woher stammt die Art der Darstellung? Zunächst muß man dem Jungen tatsächlich auch ein gutes Teil eigener Erfindungsgabe zurechnen. Direkter Beweis dafür ist ein sehr eigenartiger Vermerk auf der Rückseite eines Blattes. Nach drei Zeilen Vers und Spruch heißt es da: „Das hat mich der wind zu gewehet auf dem Felde. Da ich Eggete.“ Da sehen wir den künstlerisch befähigten Bauernjungen! Er weiß sich bei seiner schreiben und malenden Tätigkeit als ein Eigener. Er unterzeichnet viele Schriftblätter mit dem vollen Namen und bringt sogar auf zwei Bildblättern an charakteristischen Stellen sein „Künstlerzeichen“ „IAG“ an. Nun läßt sich allerdings wegen des Mangels an Quellen und gleichzeitigem entsprechendem Material die Originalitätsfrage nicht im Einzelnen entscheiden. Wir können aber folgendes sagen:

Bezüglich der Schrift steht auch dieser „Künstler“, bei aller Möglichkeit eigener Erfindung in Ornamentierung und Ausmalung der Schmuckzeilen, in der festen Tradition deutscher Schreibkunst, wie sie etwa in Magdeburger Kanzleien bei der Abfassung von Lehnbriefen und ähnlichen Dokumenten geübt wurde und wie sie auch vielfach die Dorfkantoren der damaligen Zeit beherrschten, die z. B. kunstvolle Gevatternbriefe schreiben oder für die Reinschrift der Kirchenrechnungen kunstvolle Titelseiten anfertigen konnten. Es gab sogenannte ABC-Bücher und allerhand kalligraphische Muster von Schriftkünstlern, die immer wieder benutzt wurden. Bei Lehnbriefen finden wir fast immer das Schema, nach dem der Junge seine Schriftblätter gestaltete: die erste Zeile in großen Schmuckbuchstaben mit reicher Initiale, dann eine Zeile Fraktur und dann Kursivschrift. Das kunstvolle Schreiben wird der Junge von seinem Diesdorfer Kantor Christoph Gottfried Leopold gelernt haben, dessen Reinschriften der Diesdorfer Kirchenrechnungen noch vorhanden sind, der das natürlich nicht in der Schule lehrte, dem es aber sicher Freude machte, dem außerordentlich begabten und interessierten Schüler etwa in seiner Stube oder, wenn er ihn bei Krankheit besuchte, darin Anleitung und Fingerzeige zu geben. Vielleicht konnte der Kantor auch entsprechend mit Farben umgehen und produzierte etwa selbst farbige Glückwunschblätter u. dgl.

Auch von dem damaligen Diesdorfer Pastor Johann Gottlieb Schaeeler kann der Junge allerlei Anregung bekommen haben, etwa Einsicht in Bilderbibel und illustrierte Volksbücher. Von ihm wird er auch das Interesse für lateinische Worte bekommen haben, z. B. wenn er ein paar Mal schreibt: „Soli Deo Gloria“ (Gott allein die Ehre) und Ähnliches, wenn er einmal, allerdings nicht ganz richtig, auf lateinisch den Satz schreibt: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“, oder wenn er einem Ochsen das Wort „BOS“ und einem Adler das Wort „aquila“ oder den Tageszeiten die lateinischen Namen hinzufügt, nur daß er da versehentlich den Morgen „Occident“ und den Abend „Orient“ nennt und auch sonst Fehler macht. Wer weiß, ob nicht der Pastor einmal angefangen hatte, dem Jungen Lateinstunden zu geben, und aus ihm gern etwas „Besseres“, vielleicht auch einen Pastor, gemacht hätte, und nur die Eltern waren da zu kleinlich, wie das so oft auf dem Lande vorgekommen ist.

Neben anregenden Büchern muß der Junge aber auch Blätter gekannt haben mit farbigen Bildern und Versen, die vielleicht durch Hausierer oder auf Jahrmärkten als billiger Wandschmuck verkauft wurden, auch wenn davon scheinbar nichts erhalten geblieben ist. Anlässe, Schrift und figürliche Darstellung zu verbinden, gab es damals auch sonst hier und da, auch gerade für Schulkinder, vor allem das weihnachtliche sogenannte Quem-pas-Singen (nach dem Anfang eines lateinischen Liedes „Quem pastores laudavere“, deutsch „Den die Hirten lobten sehr“) noch jetzt in Werben an der Elbe, wofür die Kinder sich selbst die Texte abschrieben und nach Lust und Fähigkeit illustrierten.

Jedenfalls muß der Junge für vieles Vorbilder gehabt haben, besonders für biblische Darstellungen, aber auch für die „Gerechtigkeit“, den Pelikan, das Meerweib, den Winzer mit dem krummen Winzermesser, das es in Diesdorf natürlich nicht gab, und anderes. Oder sollte er sich wenigstens von den Darstellungen der Elemente einige selbst ausgedacht haben? Denn gibt es einen größeren Kontrast als den zwischen dem Meerweib und dem Lamm, das der Welt Sünde trägt? Es wäre sehr wertvoll, zu erfahren, ob gerade diese Darstellung damals vorhanden war, in irgendeiner Form, in der sie der Junge kennenlernen konnte. Den Pelikan konnte er am wenigsten erfinden, auch wenn der in der Zeichnung mit am schlechtesten geraten ist. Und war das nicht Tradition, vielleicht vom Mittelalter her, wenn auf einem Bild Esau (dem ein Hasenkopf aus der Jagdtasche schaut) mit der linken Hand von Jakob das Linsengericht nimmt — und auf dem rechten Arm ein Kind trägt, doch wohl die Verkörperung der Erstgeburt? —

Allerdings, und das ist besonders wichtig, auch wenn der Junge noch so viel Bilder gesehen hat, die ihn anregen konnten, direkt abgezeichnet hat er höchstens den springenden Hirsch oder den Drachen der Offenbarung Johannis, aber nicht die Darstellungen mit menschlichen Figuren. Sonst hätten diese, soweit sie im Profil dargestellt sind, und das sind die meisten, nicht so absolut unmögliche Köpfe. Ja, es ist die Frage, in welchem Maße so ein Junge ohne feste Anleitung überhaupt abzeichnen kann. Wir sehen aus dem allen: Das Schreib- und Malbuch des 13jährigen Johann Andreas Grabau ist ein sehr interessantes Kulturdokument, das zu mancherlei Fragen Anlaß gibt und das aller Beachtung wert ist, und ich würde es sehr begrüßen, wenn durch diesen Artikel noch weiteres ähnliches volkstümliches Gut ans Licht gebracht werden könnte, das uns hilft, ein solches Werk voll in den Gang des deutschen Kultur- und Kunstlebens einzuordnen.

Verschwundene Barockschlösser des Braunschweiger Landes

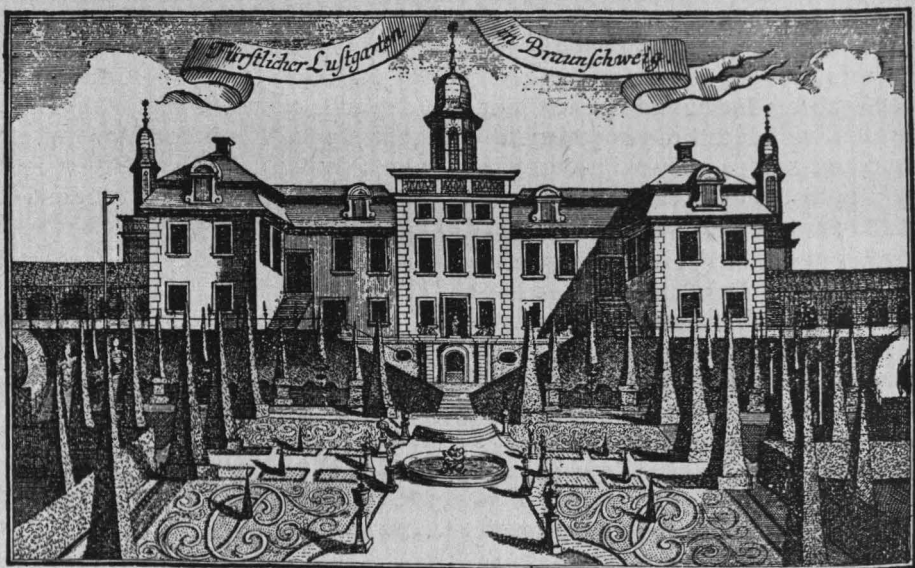
von Hans-Adolf Schulz

(Teil 3)

Palais am Magnitor in Braunschweig

In den Jahren 1720—1730 ließ der Premierminister Graf Dehn in seinem Garten einen großzügigen und luxuriös ausgestatteten Bau aufführen. Er lag in nur geringer Entfernung vom Wall des Magnitores.

Graf Dehn führte fast gleichzeitig (1733) auch einen umfassenden Umbau der Burggebäude in Wendhausen, Kreis Braunschweig durch. Eine Tafel erinnert noch an ihn. Die Glanzzeit des Palais am Magnitor währte jedoch nur kurz. 1751 kam es in den Besitz des Herzogs und wurde zu verschiedenen Zwecken benutzt. Auch Truppen waren einmal in ihm untergebracht. 1857, nach 130jährigem Bestehen war es so verfallen, daß es abgebrochen werden mußte.



Das Palais am Magnitor nach dem Stich von A. A. Beck

Lustschloß Sophiental

Westlich von Braunschweig, am Rande eines ausgedehnten Waldgebietes, liegt Sophiental. Der Ort war bis 1739 bei Fürstenau eingepfarrt. Die Kirche ist sehr jung, sie wurde 1889 für die frühere, sehr unscheinbar wirkende Fachwerkkirche von Fürstenau erbaut. Das Dorf entstand um das herzogliche Schloß, das zu Ehren der Erbauerin des Lustschlosses den Namen Sophiental annahm.

Die Herzogin Elisabeth Sophie Marie (* 2. 9. 1683, † 3. 4. 1767) war eine Tochter des Rudolf Friedrich von Holstein-Norburg. Sie war verheiratet (12. 7. 1710) mit August Wilhelm, einem Sohne des Herzogs Anton Ulrich. Sie war eine fromme hochgebildete Frau, die besonders Kunst und Wissenschaft liebte. Sie veranlaßte neben Fürstenau auch den Bau des Schlosses Sophiental. Ein Blick auf den Dorfgrundriß läßt das Entstehen und die Entwicklung des Dorfes erkennen.

Nach ihrem Tode kam Sophiental an Herzog Ferdinand, der sich jedoch hier nur wenig aufhielt. Der regierende Herzog Karl I. ließ kurzerhand das Lustschloß abbrechen.

In der Dorfbeschreibung 1767 des Fürstlichen Gutes Fürstenau von Johann Julius Bütemeister und des Georg Christian Geitel heißt es: „Der Hochseel. Frau Herzogin Elisabeth Sophie Marie zu Braunschweig-Lüneburg Durchlaucht haben alhier vor Jahren ein Fürstliches Lustschloß mit Nebengebäuden errichten, auch einen Lustgarten anlegen lassen.

Der Platz, vorauf das Schloß erbauet, nebst den Nebengebäuden und dem Vorhofe hält 5 M. 45 Ruthen. Der Lustgarten incl. der abgeschereten Thiergarten hält 19 M. 70 Ruthen; der Garten neben dem Vorhofe — M. 40 Ruthen; zusammen 19 M. 110 Ruthen. Der Graben, welcher sowol das Schloß als den Lustgarten umziehet, hält 2 M. 100 Ruthen.“

Nur kurze Zeit nachdem es Herzog Ferdinand in Besitz genommen hatte, wurde das Schloß abgerissen. Der regierende Herzog Karl I. fand keinen geeigneten Zweck.

Vechelde

Am Rande der breiten, sumpfigen und daher schlecht begehbaren Aueniederung lag westlich von Braunschweig die Burg Vechelde, die schon im 14. Jahrhundert (1392) vom Herzog Friedrich erbaut war. Ihrer Lage entsprechend sollte sie vornehmlich den Schutz der Straße, die auf einem Damm über die Niederung hinwegführte, gewähren. Mit dem Dorfe zusammen wurde sie jedoch sehr bald an die Stadt Braunschweig verpfändet.

Erst bei der Belagerung der Stadt hören wir wieder von ihr. 1492 wird sie an Heinrich dem Älteren übergeben. Zwei Jahre später fällt sie an die Stadt zurück.

Ihr Schicksal verläuft nun ungenau.

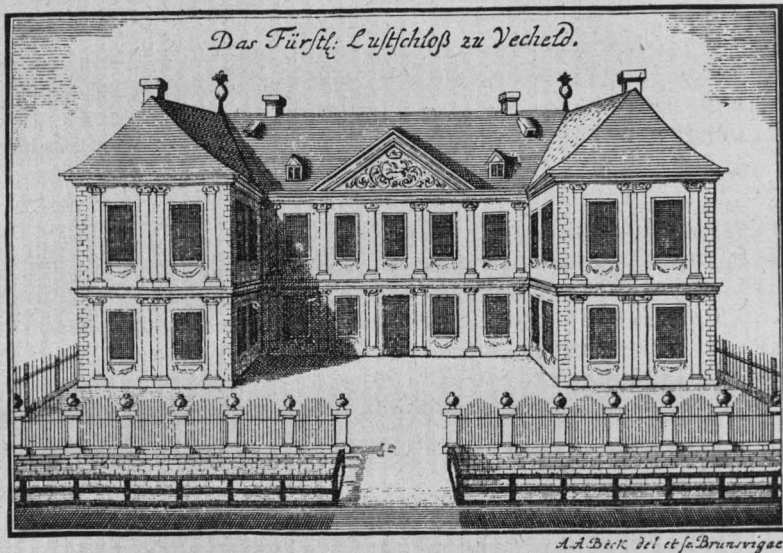
1671 fallen die Güter, so auch Vechelde, an den Landesherren zurück. Eine neue Bauperiode beginnt 1695, als Herzog Rudolf August den alten Bau der mittelalterlichen Burg niederlegt und ein Lustschloß erbaut, das sehr häufig mit der Bezeichnung „Maison des plaisances“ belegt wird.

Dieses Lustschloß wurde zeitweiliger Wohnsitz, besonders häufig zur Sommerzeit für Madame Rudolfine, seine bürgerliche Gemahlin „linker Hand“, geborene Rosine Elisabeth Menten. Der kürzeste Weg von Braunschweig nach Vechelde trägt noch heute nach ihr die Bezeichnung Madamenweg.

Von diesem Lustschloß ist bekannt, daß die Hauptseite nach Osten gebaut war und daß nur die Nebenseite nach der Straße zu zeigte. Der Grundriß wies einen Mittelbau mit zwei nach beiden Seiten rechtwinklig abgesetzten Nebenbauten auf. Das so entstandene Viereck war mit Wassergräben umgeben. Der Anlage des Gebäudes entsprechend lag die Hauptbrücke im Osten, während sich nach dem Westen nur ein kleiner Steg befand.

Weitere Nutznießerin des Schlosses und des dazugehörigen Gutes wurde seit 1712 die Herzogin Elisabeth Sophie Marie, die dritte Gemahlin August Wilhelms bis zu ihrem Tode. Da sie jedoch ihre anderen Lustschlösser Haslerhof = Fürstenau (1719) und Sophiental (1724) bevorzugte, wird sie sich in Vechelde nur wenig aufgehalten haben.

Nach ihr bewohnte, seit 1767, Herzog Ferdinand, der Feldherr des 7jährigen Krieges, das Lustschloß, hauptsächlich während der Sommermonate. Als „Guts-



herr" führte er ein ruhiges, behagliches und anspruchsloses Leben. Er galt als wahrer Vater der Armen und Unterdrückten. Ab und zu wandte er sich originellen geistigen Interessen zu. So ließ er eine Reihe von Zimmern mit gerahmten Kupferstichen von unten bis oben behängen. Am 3. 7. 1792 starb er hier im Alter von 71 Jahren. Seinem Wunsche entsprechend wurde er im Schloßgarten zu Vechelde in einem Grabgewölbe unter 18 hohen Linden beigesetzt. Da das Wasser der Aueniederung jedoch ständig die Grabstelle überflutete, wurde der Sarg zu Anfang des Jahres 1794 auf Befehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand in die Domgruft zu Braunschweig überführt.

Der Park, der im Landschaftsstil angelegt wor, blieb in seinen Umrissen erhalten. Noch heute finden wir in ihm eine steinerne Sonnenuhr des 18. Jahrhunderts, eine überlebensgroße Sandsteingruppe ebenfalls des 18. Jahrhunderts und das Jerusalemndenkmäl aus Sandstein, das Herzog Ferdinand dem von ihm geschätzten Theologen Jerusalem aufrichten ließ. Fahren wir heute auf der Hauptstraße nördlich der ehemaligen Schloßstelle vorbei, so sehen wir — und zwar unmittelbar an die Straße gesetzt — ein Gittertor, bestehend aus zwei freistehenden Sandsteinpfeilern, darauf Urnen mit Frauenköpfen in Stierschädeln, einem Gitter, oben Lanzen spitzen, unten Voluten und in der Mitte die Kartusche mit dem F.

Das Lustschloß hat ebenfalls im 18. und 19. Jahrhundert manch Umbau erleben müssen, bis daß es 1880 gänzlich abgerissen wurde. Ab 1804 war es Heim der Erziehungsanstalt von Hundeiker aus Groß-Lafferde, der die zu dieser Zeit beliebten philantropischen Untersuchungen unterstützte. Seine Schule wurde 1819 aufgelöst.

Als 1825 das Kreisgericht von Bettmar nach Vechelde verlegt wurde, zog es in dieses Gebäude ein, das ihm bis 1880 noch genügte. Dann wurde es abgerissen und im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch einen Neubau ersetzt, der heute noch in dem Amtsgericht erhalten ist.

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

von Werner Flechsig

2. Carl Lemme

Über Friedrich Carl Wilhelm Lemme wissen wir einiges aus Forkels „Musikalischem Almanach auf das Jahr 1782“, aus Heft 5 der „Miscellaneen artistischen Inhalts“ von Meusel (Erfurt 1779), aus dem „Lexikon der Tonkünstler“ von Gerber (Bd. 1, Sp. 797, Leipzig 1790) und aus dem „Teutschen Künstlerlexikon“ von Meusel (2. Aufl., Bd. 1, S. 561 u. Bd. 3, S. 120, Leipzig 1808. Das Wichtigste von dem, was diese Zeitgenossen Lemmes über ihn zu berichten wußten, hat Kinsky in seinem „Katalog des Musikhistorischen Museums von Wilhelm Heyer in Cöln“ (Bd. 1, Köln 1910, S. 239 f.) zusammengefaßt wiedergegeben. Danach wurde Carl Lemme 1747 in Braunschweig als Sohn eines Musikinstrumentenmachers geboren und hatte bei diesem den Instrumentenbau erlernt. Obwohl er um 1780 Organist an der Katharinen- und Magnikirche seiner Heimatstadt wurde, fand er neben dem Organistendienst Zeit, zusammen mit seinem Vater bis 1787 schon 800 Tasteninstrumente zu verfertigen. Er zählte damals nach dem Urteil seiner Zeitgenossen neben Hubert in Ansbach und Krämer in Göttingen zu den besten deutschen Meistern des Klavierbaues. Durch einige wichtige Erfindungen verbesserte er die Leistungsfähigkeit des Clavichords entschieden. So führte er an Stelle der bis dahin üblichen gekrümmten Tasten gerade ein und gab den Instrumenten durch die Verwendung der sogenannten „gepreßten“, d. h. aus zwei Schichten sperrholzartig zusammengeleimter Resonanzböden größere Widerstandskraft gegen die Saitenspannung. Auch brachte er Klaviere mit oval gerundeten statt der üblichen geraden Schmalseiten auf den Markt, die sich durch stärkeren Ton auszeichneten. Im Sommer 1808 soll Lemme nach Meusels Angabe gestorben sein.

Diese knappen, aber gewichtigen Mitteilungen der zeitgenössischen Musikschriftsteller über Carl Lemme erwecken im Freunde der heimischen Musikgeschichte den Wunsch, noch etwas mehr von ihm in Erfahrung bringen zu können. Glücklicherweise gibt es nicht nur eine beträchtliche Anzahl von Hinweisen auf seine Erzeugnisse in den „Br. Anzeigen“, sondern auch Akten über ihn im Braunschweiger Stadtarchiv und sogar mehrere Veröffentlichungen von ihm selbst, die uns willkommene Einblicke in sein Leben und Schaffen ermöglichen.

Es ist bezeichnend für den bedeutenden Ruf seiner Klaviere, daß Lemme sich schon früh gegen den unlauteren Wettbewerb anderer Musikinstrumentenmacher zur Wehr setzen mußte, die seine Erfindungen als die ihrigen auszugeben versuchten oder ihre Erzeugnisse als von Lemme gebaut bezeichneten, um sie besser absetzen zu können. Das erfahren wir aus folgenden Ausführungen Lemmes:

Am 2. November 1780 ließ Lemme folgende Bekanntmachung in den „Gelehrten Beyträgen“ zu den „Braunschweigischen Anzeigen“ veröffentlichen:

„Vor zwey Jahren ließ ich ein gedrucktes Verzeichnis derjenigen musicalischen Instrumente, besonders der verschiedenen Sorten von Clavieren ins Publikum gehen, die ich gegenwärtig verfertige. Nun glaubte ich damals nicht nöthig zu haben, die verschiedenen

Verbesserungen, welche theils mein verstorbener Vater und ich gemeinschaftlich, theils ich nachher allein bey den Clavieren ausgefunden und vorgenommen hatten, besonders zu erzählen, weil der Augenschein jeden Kenner dieses Instruments hinlänglich davon belehren würde. Da ich aber schon zu verschiedenen malen von hier durchreisenden Fremden, welche mich mit ihrem Zuspruch beehret, habe erfahren müssen, daß sich hie und da Instrumentenmacher, Verbesserungen, und besonders die Erfindung der sogenannten gepreßten Resonanzboden zueignen, woran sie nicht den geringsten Theil haben; so wird man es nicht wohl als Wirkung eines übertriebenen Stolzes, sondern vielmehr eines erlaubten Ehrgeitzes ansehen, wenn ich solchem unbegründeten Vorgeben widerspreche, und folgene Verbesserungen, und neue Erfindungen bey den Clavieren, für die meinigen hiedurch öffentlich erkläre.

1) Die in der Claviatur der Bandfreyen, wo nunmehr fast alle Claves gerade gehen, und dadurch so wohl ein leichter und schnellerer Anschlag, als auch die Dauerhaftigkeit der Claves selbst bewürket wird.

2) Die Erfindung der gepreßten Resonanzboden, wozu meinem verstorbenen Vater und mir ein besonderer Vorfall Gelegenheit gab. Im Jahre 1771 erhielten wir von einem Freund, der sich auf seinen Reisen eben in Amsterdam aufhielt, den Auftrag 2 Claviere zu übersenden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Resonanzboden auf ihrer bestimmten Tour nach Batavia von der Hitze weder reißen dürfte, noch sonst beschädigt werden könnte. Das Risiko war zu groß, als daß wir es bloß bey der Überzeugung, recht gutes trockenes Holz dazu genommen zu haben, hätten beruhen lassen, und die verlangten Claviere absenden können, sondern hier mußte Gewißheit seyn.

Wir ließen daher eine Stube besonders heitzen, und trieben nach Angabe des Farenheitschen Thermometers, den wir darin aufgehangen, die Hitze bis zu dem Grad unter der Linie; und hier wurden alle Versuche fruchtlos wenn wir auch das ausgetrocknetste und ausgekochtste Holz genommen hatten. Rissen sie gleich nicht in der Hitze, so geschahe es doch, wenn sie wieder in die Kälte gebracht wurden, oder wenigstens warfen sie sich. Endlich kamen wir auf den Gedanken, einen doppelten Boden zu verfertigen, den ich unter dem Namen eines gepreßten, in meinem Verzeichniss bemerkt habe. Freilich trat die Befürchtung hiebey ein, ob der Ton nichts von seiner Vollkommenheit verlieren mögte? Allein unermüdeter Fleiß, häufige, wiewohl oft fruchtlose Versuche, vielfältige Veränderungen an denen dazu besonders gemachten Pressen, entsprachen zuletzt vollkommen unserm Wunsche, und die verlangten Claviere gelangten nach ihrem Bestimmungsort, ohne nur im geringsten beschädigt zu seyn, wohin denn noch viele mit gleichem Glück nachher gefolget sind...

Sollte noch jemand meine Angabe, der Zeit wegen, bezweifeln, so kann ich den hiesigen Herrn Capellmeister Schwanenberg als Zeugen aufstellen, daß ich um eben die Zeit eines der ersten von dieser Art für ihn verfertigt habe.

3) Die von mir angezeigten ovalrunden Claviere. Diese Verfertigung einer besondern Sorte, woran sowohl die äußere Form, als innere Einrichtung, ganz von der alten abgeht, ist zu neu, als daß ich nöthig hätte, solche hier mit anzuführen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß nach Verlauf weniger Jahre, sich ebenfalls auch viele zu ihrem Erfinder aufwerfen würden.

Gewiß das Fach der Verbesserungen bey allen musicalischen Instrumenten, und vorzüglich bey den Clavieren, ist nicht erschöpft, und es können meine Herren Mitarbeiter noch unzählige dabey anbringen. — Sind sie darin glücklich, dann werde ich mit Vergnügen ihnen nacharbeiten, ohne mich dessen zu schämen, noch weniger aber das ihnen daraus zukommende Verdienst durch unbefugte Zueignung zu rauben, mich erdreusten. Dagegen hoffe ich, keine unbillige, folglich auch keine Fehlbitte zu thun, wenn ich sie sämmtlich, mir gleiche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, hiemit geziemend ersuche. Braunschweig, den 2. Nov. 1780. Carl Lemme, Organist der St. Catharinen- und St. Magnikirche."

Lemme hatte sich aber nicht nur über solche Instrumentenmacher zu beklagen, die sich seine Erfindungen zunutze machten, ohne ihn als deren Urheber zu nennen. Er mußte sich gegen „Kollegen“ zur Wehr setzen, die ihre Erzeugnisse als Lemmesche Klaviere ausgaben, um sie besser absetzen zu können. Aus diesem Grunde wandte er sich am 30. Januar 1786 an den Herzog mit der Bitte um die „Concession, seine verfertigten Musicalischen Instrumente mit dem Fürstl. Wapen bezeichnen und durch ein Avertissement bekannt machen zu dürfen“^{*)}. Er begründete seinen Antrag folgendermaßen;

„Durch den angesträngtesten Fleiß und äußerste Bemühung, die von mir verfertigten Claviere und sonstige musicalische Instrumente zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, ist es mir denn doch so weit geglücket, daß meine Arbeit nicht nur hier, sondern auch außerhalb Landes, einen für mich schmeichelhaften Beyfall bis hieher findet.

Der größte und sicherste Beweis dafür ist, daß man an vielen Orten, vorzüglich aber in Leipzig und Hannover, ja selbst hier, Claviere, Flügel und Clavecins als von mir verfertigt, verkauft, die weder in meiner noch meines seel. Vaters Arbeit jemahls gewesen sind. Wann nun hiernächst die Käufer solcher Instrumente, das nicht finden, was sie sich von meiner Arbeit versprechen zu können glaubten, so erhalte ich desfalls Vorwürfe, welche zu widerlegen, wegen der Entfernung mir oft unmöglich wird, und dann muß mein Credit natürlich darunter leiden, welchen nicht allein zu erhalten, sondern zu vermehren, Pflicht und Ehre von mir fordern.

Dergleichen mir höchst nachtheilige Unterschiebung von Instrumenten anderer Meister für die meinigen, in Zukunft zu verhindern mögte wohl kein ander Mittel seyn, als alle von mir verfertigte Claviere, Flügel und Clavecins, p. p. mit einem besonderen Siegel auf dem Resonanzboden zu bezeichnen.

Wenn aber, um gewinnsüchtige Leute von aller Verfälschung abzuhalten, hiezu nicht sowohl ein Siegel, dessen Nachstechung etwas Kostbar, sondern vielmehr aus Ehrfurcht abschreckend ist, erforderlich seyn würde; so erdreiste ich mich, Ew. Herzogl. Durchl. unterthänigst anzuflehen, Höchst Dieselben wollen gnädigst zu verstaten geruhen, daß ich das Wappen des Durchlauchtigsten Hauses Braunschweig, doch ohne Umschrift für mich stechen, damit alle von mir zu verfertigende musicalische Instrumente hinfüro bezeichnen, und daß ich hiezu die Höchstgnädigste Conzession erhalten, öffentlich durch ein Avertissement bekannt machen dürfe.

Eine solche Gnade würde ohnstreitig mir die Früchte meines Fleißes in meiner jetzt ausgebreiteten Arbeit, gegen falsche Nachahmung mehr sichern und meinen erworbenen Credit außer Landes, als wohin der größte Theil meiner Instrumente gehet, sehr bevestigen, ich aber selbige Lebenslang in tiefster devotion verehren...

Dem Ersuchen wurde schon am 16. Februar stattgegeben. Erst am 29. November des gleichen Jahres erschien aber im 93. Stück der „Gelehrten Beyträge“ zu den „Braunschweigischen Anzeigen“ Lemmes Bekanntmachung über die ihm erteilte Konzession. Es heißt darin:

„Unmöglich kann es mir gleichgültig seyn, wenn ich von Zeit zu Zeit erfahre, daß man nicht allein auswärts, sondern sogar hier im Lande musicalische Instrumente, besonders Claviere, mit meiner von mir gewöhnlich zu setzenden Namens Inschrift bezeichne, und als die meinigen verkaufe. Denn da gut ausgearbeitete Instrumente und Claviere solch einer Verfälschung gewiß nicht bedürfen, weil dieselben dennoch Abnahme finden. falls auch ihr Meister unbekannt ist, so verstehet es sich wohl von selbst, daß mein Name bloß zur Unterbringung solcher Instrumente gebraucht ist, deren Verfertiger zu seyn, mir eben nicht viel Ehre machen würde und wodurch also das Publikum auf Kosten meines durch Fleiß und Bemühung bisher erworbenen Beyfalls hintergangen wird. Diesen

^{*)} Stadtarchiv Braunschweig C VII (Polizeidepartement) Bd. M 19 (Musikallische Instrumentenmacher).

niedrigen Kunstgriff gewinnsüchtiger Leute, in der Folge Schranken zu setzen, blieb mir kein wirksames Mittel übrig, als alle von mir fernerhin zu verfertigende musikalische Instrumente, außer der bisher gewöhnlichen Inschrift, mit einem solchen Siegel zu bezeichnen, dessen Nachmachung nicht allein kostbarer, sondern auch mit der Gefahr einer nachdrücklichen Bestrafung verbunden seyn mögte. Aus diesem Grunde hat der Durchlauchtigste Herzog mein gnädigster Landesherr auf meine unterthänigste Bitte, mir die höchste Concession ertheilet, das Wapen des Hochfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Hauses dazu gebrauchen zu dürfen. Mit diesem 3 Zoll im Quadrat fein gestochenen Wapen, werde ich also gleich von jetzt an, meine musikalische Instrumente auf der Mitte des Resonanzbodens bedrücken und folgende Unterschrift hinzufügen Carl Lemme, Organist in Braunschweig. Anno Nr. Sorte

Sollten diejenigen, welche seit 18 Jahren von meinen Clavieren gekauft, oder durch die zwote Hand verschrieben haben, zu wissen wünschen, ob die erhaltenen wirklich meine Arbeit sind, so bedarf es nur einer gefälligen Anzeige, was für Jahrzahl, Nummer u. Sorte, außer meinem Namen, auf dem Resonanzboden befindlich sey, da ich denn nach Aufschlagung meines Hauptbuches nicht verfehlen werde, ihnen die Wahrheit anzuzeigen."

Lemme gab sich aber mit dem Vorteil, den ihm das gewährte Warenzeichen im Konkurrenzkampf sicherte, noch nicht zufrieden. Am liebsten hätte er in Braunschweig jede Konkurrenz fremder Klavierbauer ausgeschaltet. Da das zu erreichen aber keine Aussicht bestand, wandte er sich im Mai 1791 an das Polizeidepartement der Stadt mit dem Antrage, den Handel mit auswärtigen Klavieren hier wenigstens einzuschränken. Das sollte nach seiner Meinung theils dadurch erreicht werden, daß der Einfuhrzoll für auswärtige Klaviere, der bisher 4 Pfennig auf jeden Taler des Wertes betrüge, erhöht würde, theils aber auch dadurch, daß er allein ermächtigt würde, Handel mit fremden Klavieren zu treiben. Geschähe das, so hätte er Gelegenheit, den Interessenten, die bei ihm fremde Klaviere bestellen wollten, seine eigenen zu empfehlen, wodurch er im Interesse des Staates dazu beitragen könne, daß das Geld der Käufer im Lande bleibe. Diese schlaun, vom Eigennutz bestimmten Vorschläge machten auf die Behörde keinen Eindruck. Der Antrag wurde vielmehr abschlägig beschieden. Die ganz modern anmutende Begründung für die Ablehnung ist ein rühmliches Zeugnis für den liberalen Geist der Wirtschaftspolitik der braunschweigischen Regierung unter Herzog Carl Wilhelm Ferdinand und verdient deshalb, hier mitgeteilt zu werden. „... So viel nun die nachgesuchte Einrichtung anlangt, so ist solche theils der allgemeinen Freyheit, Sachen von jeglicher Art durch die kommen zu lassen, zu denen man Vertrauen hat, ganz zuwider, theils nimmt solche andern Personen Berechtigungen, die sie zur wahren Bequemlichkeit des vornehmen Publici in Ausübung gebracht haben; auch hat solche Einrichtung für das Publicum keinen Nutzen, vielmehr kann solche, da darin ein verlarvtes Monopolium steckt, drückend werden, weil alsdann der Supplicant, wenn er erst die nachgesuchte Berechtigung erlangt hat, in der Folge nach Gefallen Ansätze machen kann, wie ihm gut dünkt; hierzu kommt endlich auch noch, daß außer dem Supplicanten noch zwey andere Tasten-Instrumentenmacher, nämlich der Orgelbauer Hiesemann und der Tischlermeister Katterfeld vorhanden sind, welche denn dadurch nicht wenig hinangesetzt werden würden. So viel der nachgesuchte höhere Impost betrifft, so wird der Supplicant durch selbigen eben keine Hilfe erlangen. Es ist bekannt, daß der Ankauf dergleichen kostbarer Instrumente nur von solchen wohlhabenden Personen geschiehet, denen es nicht auf das Mehr oder Weniger

ger ankommt, um ein gutes Instrument zu bekommen. Ein höherer Impost wird aber so wenig zu der Güte der von dem Supplicanten verfertigten Instrumente etwas beytragen, als wenig er die wohlhabenden Käufer nötigen wird, hier zu kaufen. Erwägt man nun auch, daß auswärtige Regierungen auf ähnliche hier verfertigte Waren ebenfalls einen höheren Impost legen können; so möchte solcher um so weniger zur Hand zu nehmen seyn, wegen der nachtheiligen Folgen, die daraus fürs Publicum erwachsen möchten.

Wie nun überhaupt in dergleichen Sachen kein Zwangsrecht einzuführen anrätlich ist, in dem der Kunstfleiß nur dadurch unterdrückt wird ..."

Auch ohne die Ausschaltung oder Einschränkung des Wettbewerbs auswärtiger Klaviermacher, die Lemme vergeblich angestrebt hatte, muß er immer recht gut am Verkauf seiner eigenen Instrumente verdient haben. Denn schon 1787, hatte er nach seinem Eingeständnis teils zusammen mit seinem Vater, teils allein 800 Tasteninstrumente gebaut. Wieviel mögen in den folgenden 21 Jahren bis zu seinem Tode noch dazu gekommen sein? Wir wissen es nicht. Wir können aber aus einer weiteren Veröffentlichung ersehen, daß er es an Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit an die Modeströmungen auf dem Instrumentenmarkt nie hat fehlen lassen. Besonders bemerkenswert ist sein Bestreben, durch den Nachbau beliebter und teurerer fremder Modelle, vor allem der englischen Patent-Pianofortes und der großen Pianoforte-Flügel nach der Steinschen Einrichtung, der auswärtigen Konkurrenz mit eigener Kraft den Wind aus den Segeln zu nehmen, den er mit Schutzzöllen nicht hatte hemmen können.

Das wird deutlich aus Lemmes „Anweisung und Regeln zu einer zweckmäßigen Behandlung englischer und teutscher Pianoforte's und Klaviere“, die er 1802 bei Karl Reichard in Braunschweig drucken ließ. Dieses Heft enthält als Anhang nämlich ein „Verzeichnis der vorhandenen Sorten von großen Pianoforte's, Pianoforte's in Klavierform und Klavieren, welche von mir dem Organisten und Instrumentenmacher Karl Lemme in Braunschweig um beigesetzte Preise verfertigt werden.“ Da es von Kinsky nur auszugsweise wiedergegeben worden ist, erscheint mir ein vollständiger Abdruck um so wünschenswerter, als daraus nicht nur Einrichtung, Ausstattung und Preis jeder einzelnen Sorte zu entnehmen ist, sondern auch die überraschende Erkenntnis gewonnen werden kann, wie viele Stufen der technischen Entwicklung im Klavierbau, der damals gerade in einem gewaltigen Umbruch begriffen war, um 1800 noch gewissermaßen gleichberechtigt nebeneinander bestanden. Das Verzeichnis lautet:

„I. Große Patent-Pianoforte's-Flügel nach den besten englischen Meister gearbeitet.

Dieses vollkommene Instrument, kann in Absicht seines vorzüglich starken anhaltenden und reizenden Tons, und der schnellen Abwechselung von dem stärksten Forte bis zu dem schwächsten Piano, jeden Augenblick verändert werden; da man vermöge eines Fußtritts, die Klaviatur vorrücken kann, um auf einer sowohl als auf zwey oder drey Saiten, nach Belieben spielen und abwechseln zu können; der Crescendozug wird mit dem anderen Fuße regieret. Der Umfang der Klaviatur ist von Contra F bis viergestrichen C. Die Untertasten sind von Elfenbein und die Obertasten von schwarzem Ebenholz; der Körper ist auf das durabelste von dem schönsten Mahagonyholz modern gearbeitet und poliret, nebst Füßen und Notenpult, auch Staubdecke mit Taft überzogen, der Beschlag und Schloß von Messing. 60 Friedrichsd'or.

Ditto von guten Mahagonyholz oder eingelegte Adern und Verzierungen, innerlich ebenso conditionirt. 55 Friedrichsd'or.

II. Große Pianoforte-Flügel

Der Ton ist anhaltend stark und bringt bey dem leichtesten Touchement das stärkste Forte und das schwächste Piano hervor, gehet von Contra F bis dreygestrichen F. Die Hämmer laufen in elastischem Messing, der Crescendozug wird mit dem Knie regiret, der Körper ist aus schönen Mahagonyholz nebst Füßen und Notenpult sauber gearbeitet. Beschlag und Schloß von Messing à 36 Friedrichsd'or.

Ditto wie vorstehendes conditionirt, nach der bekannten Steinschen Einrichtung. Da die Hämmer nicht in elastischem Messing, sondern nur in Holz und Filz laufen, 34 Friedrichsd'or.

Ein ditto ditto; der Körper Eschen-, Kirschbaum oder Ehrenholz, und auf Mahagonyart gebeizt, mit Bernstein lackirt, die Untertasten von schwarzem Ebenholz und die Obertasten von Elfenbein à 26 Friedrichsd'or.

III. Pianoforte's in Klavierform.

Nach den so beliebten Englischen Patent-Pianoforte's von Longman et Clementi in allen Theilen bearbeitet, der Ton ist bey dem leichtesten Touchement, anhaltend, stark und schön, der Umfang der Klaviatur ist von Contra F bis viergestrichen C. Die Dämpftur ist äußerst prompt. Der Körper nebst Füßen ist von dem besten Mahagonyholz mit eingelegten Adern sauber gearbeitet und poliret. Die Untertasten von Elfenbein und die Obertasten von schwarz Ebenholz, die Decke über den Saiten ist mit Taft bezogen, Beschlag und Schloß von Messing à 22 Friedrichsd'or.

Ditto von Eschen-, Ehren- oder Kirschbaumholz und auf Mahagonyart gebeizt und lackiret, übrigens auf dieselbe Art wie vorstehendes conditionirt, à 18 Friedrichsd'or.

Ditto von Contra F bis dreygestrichen F. Die Untertasten von schwarz Ebenholz und die Obertasten von Elfenbein, à 16 Friedrichsd'or.

IV. Klaviere, alle Sorten durchgehends bandfrey.

1. Reiseklaviere, nur drey und einen halben Fuß lang, einen Fuß zwey Zoll breit und vier Zoll hoch, von groß C bis dreygestrichen E, gehend à 4 Friedrichsd'or.

2. Ditto größere, vier Fuß lang, ein Fuß drey Zoll breit und vier Zoll hoch, von Contra A bis dreygestrichen E, vier einen halben Friedrichsd'or.

3. Klaviere unter einen Tisch zu setzen bey dem Componiren gebräuchlich, von Contra A bis dreygestrichen E, vier einen halben Fuß lang und anderthalb Fuß breit, incl. des Tisches, à sechs einen halben Friedrichsd'or.

4. Ditto ordinaire von gewöhnlicher Länge, von groß C bis dreygestrichen F, die Untertasten von schwarz Ebenholz und die Obertasten von Elfenbein, der innere Rand und um die Klaviatur herum, ist auf Mahagonyart gebeizt und lackirt, à 5 Friedrichsd'or.

5. Ditto etwas größere von Contra A bis dreygestrichen F, vorstehendem gleich conditionirt, à fünf einen halben Friedrichsd'or.

6. Große, volle 5 Octaven haltende, von Contra F bis dreygestrichen F, gleich conditionirt, à sechs einen halben Friedrichsd'or.

7. Ditto große von 5 Octaven und 4 Tönen als von Contra F bis dreygestrichen A, übrigens gleich conditionirt wie vorstehende Sorten, à 7 Friedrichsd'or.

8. Ditto große vorzüglich gut gearbeitete, von Contra F bis dreygestrichen F, die Untertasten von Elfenbein und die Obertasten von schwarz Ebenholz, der innere Rand um die Klaviatur herum mit Mahagonyholz furnirt und eingelegten Adern. Beschlag und Schloß von Messing, à acht einen halben Friedrichsd'or.

9. Große von 5 Octaven und 4 Tönen, als von Contra F bis dreygestrichen A, übrigens wie Nr. 8 conditionirt, à 9 Friedrichsd'or.

Alle Körper specifisirter Sorten werden aus guten Tannenholz verfertigt, sollen selbige aber auf Mahagonyart gebeizt und lackiret werden, so kostet es drey Rthlr. apart;

werden die Körper aber von polirten Eschen-, Kirschbaum- oder Ehrenholz verfertigt, so ist der Preis 2 Friedrichsd'or mehr.

Hingegen werden alle Körper nachstehender Sorten aus Mahagonyholz sauber gearbeitet und polirt.

10. Ditto, die so beliebten nach der Silbermannschen Art eingerichteten, von 5 Octaven, von Contra F bis dreygestrichen F, die Untertasten von Elfenbein und die Obertasten von schwarz Ebenholz, Beschlag und Schloß von Messing, à 12 Friedrichsd'or.

11. Ditto im Körper größer von 5 Octav. von Contra F bis dreygestrichen F, in allen den beiden vorhergehenden Sorten gleich conditionirt, à 13 Friedrichsd'or.

12. Ditto große von 5 Octav. und 4 Tönen als von Contra F bis dreygestrichen A, in allen den beyden vorstehenden Sorten gleich conditionirt, à 14 Friedrichsd'or.

13. Ditto in Antic-gusto, oder mit Adern und Füllungen vorzüglich sauber polirt und gearbeitet, von Contra F bis dreygestrichen A, die Untertasten von Elfenbein und die Obertasten von schwarz Ebenholz, Beschlag und Schloß von Messing, à 15 Friedrichsd'or.

14. Ditto eine von mir ganz neu inventirte Art. Der äußerliche Körper oval, in Antic-gusto, oder mit Adern und Füllungen, sauber polirt und gearbeitet, gehet gleichfalls von Contra F bis dreygestrichen A, übrigens vorstehendem gleich conditionirt, à 15 Friedrichsd'or.

Zu den 5 letzten Sorten nehme ich diejenige Art Resonanzboden, welche ich bereits im Jahre 1772 inventirt, und zu der Zeit unter dem Namen Gepreßter bekannt gemacht habe, solche geben einen vorzüglichen Ton, und sind dem Reißen und Platzen nicht unterworfen.

Verlangt man bey den übrigen Sortiments dieses Art von gepreßten Resonanzboden, so erhöht selbst den Preis um 1 Friedrichsd'or.

Anmerkungen

1) Verstärkungdecken mit Taft überzogen in deren Mitte ein Oval sich befindet, darinnen können nach Belieben ein oder zwey durchbrochene Buchstaben von des Besitzers Nahmen angebracht werden, à 5 Rthlr. Ordinaire Staubdecken mit Taft überzogen, à 5 Rthlr.

2) Statt der Gestelle bedienet man sich gegenwärtig fast ganz allein der neuen Einrichtung: 4 Füße nach Nummern unterzuschrauben, und kosten solche von Mahagonyholz gearbeitet 5 Rthlr. und aus Eschen- Eichen- oder Büchenholz, 2 Rthlr. 1w Ggr. Übrigens ist es dabey gleich, ob solche in antiquer Arbeit oder nach jetziger Mode verlangt werden.

Notenpulte von Mahagonyholz mit Leuchterarmen kosten 4 Rthlr., ditto ohne Leuchterarme 3 Rthlr. Notenpulte von Birnbaumholz 2 Rthlr. ohne Leuchterarmen 1 Rthlr. 12 Ggr."

Nach diesem genauen Einblick in Lemmes umfangreiches Arbeitsprogramm bleibt uns nur noch übrig, den Spuren seines Wirkens in den „Braunschweigischen Anzeigen“ nachzugehen.

Zunächst erfahren wir daraus, wo er wohnte: 1775 auf dem Magnikirchhofe, 1777 und 1778 am Catharinenkirchhofe und seit 1780 auf dem Bohlwege Nr. ass. 2038, behielt aber neben dieser letzten Wohnung das Haus am Magnikirchhofe, wo sich wahrscheinlich die Organistendienstwohnung befand. 1780 gab er nämlich eine Anzeige auf, daß er in seinem Hause am Bohlweg eine tapezierte Stube nebst 2 oder 3 Kammern in der 2. Etage an einzelne Personen zu vermieten habe, „ingl. das auf dem St. Magnikirchhofe belegene Haus Nr. —, worin 2 Stuben, wovon die eine tapeziret, nebst 2 Kammern, Küche, Keller, und hinterm Hause einen kleinen Garten.“

Die meisten der Verkaufsangebote für Lemmesche Klaviere in den „Br. Anzeigen“ stammen von Personen, die ein gebrauchtes Instrument abgeben wollten. Lemme selbst wies mehr auf gebrauchte und neue fremde Instrumente hin, die er in Kommission hatte, als auf die selbstgefertigten, die er ohnehin wohl mühelos

absetzte. Wenn er es für nötig hielt, eigene Erzeugnisse anzupreisen, so handelte es sich um besondere Modelle, so z. B. am 1. Februar 1775 um „ein wohl conditionirtes Clavecin mit 3 Register, in dessen Fuß ein 8 füßig Flötenwerk angebracht, welches allein, und auch mit dem Clavecin kann gespielt werden“, am 6. August 1788 „die jetzt so beliebten Fortepianoflügel“, am 13. August 1803 einige „von den so beliebten Patent-Fortepianos in Klavierform“.

Schon 1788 gab es bei ihm unentgeltlich ein gedrucktes Verzeichnis „von den verschiedenen Sorten und Preisen von denen von mir verfertigten Klavieren, Fortepianos, auch großen Fortepiano-Flügel und ordinären Flügeln.“ In seinem Hause auf dem Bohlwege scheint er reichlich Platz für ein größeres Lager von eigenen und fremden Instrumenten gehabt zu haben. Bereits 1788 waren „einige“ Klaviere und Flügel bei ihm in Augenschein zu nehmen. 1803 waren außer den Patent-Fortepianos in Klavierform „auch andere Sorten von Fortepianos in Klavierform wie auch einige Sorten von Klavieren zu probiren und in Augenschein zu nehmen“. 1805 waren bei ihm „außer seinen schon bekannten Klaviersorten, einige neue vorzügliche Pianoforte's in Klavierform, wie auch 2 dergleichen schon gebrauchte, von guten Meistern zu verkaufen“. Am 23. November 1808 enthielt sein Lager „ein großes dreichöriges Pianoforte in Flügelform, von Mahagoniholz, andere Pianoforte sowohl in Flügel- als Klavierform, von Mahagoniholz und auch gebeizte; einige neue und auch alte Klaviere zu den billigsten Preisen. Alle dieser Art Instrumente werden auch von ihm auf das Beste reparirt. Auch sind daselbst einige Pianoforte und Klaviere zu vermieten.“

Das war seine letzte Ankündigung in den „Br. Anzeigen“, die ich gefunden habe. Bald darauf muß er gestorben sein. Das genaue Todesdatum ließ sich noch nicht ermitteln. Es liegt aber jedenfalls später als Sommer 1808, wie Meusel fälschlich angegeben hat.

Neues heimatliches Schrifttum

Hans Ebeling: Beispiele heimatkundlicher Unterrichtsarbeit“, zugleich Lehrbegleitbuch zum Heimatatlas „Unser Braunschweiger Land.“ (Verlag W. Stüwe, Braunschweig-Rautheim, 1962, Preis 8,— und 6,— DM).

Der bekannte Braunschweiger Schulrat Ebeling hat die oben genannten beiden Werke herausgegeben und sich dabei der Mitarbeit des Rektors Hans-Otto Westermann, des Hauptlehrers Walter Papendiek, der Lehrerin Elisabeth Ebeling, der Lehrer Erich Stockmann, Günter Schiefer, Heinrich Klemt und anderer Kollegen bedient. Die Veröffentlichungen sind geeignet, weit über den Schulbetrieb hinaus das Interesse jeden Heimatfreundes zu wecken.

In beiden Schriften wird nicht nur eine große Fülle schätzenswerter Unterlagen für heimatkundliche Studien verarbeitet, sondern gleichzeitig auch in faßlicher Form

manch vergleichende Übersicht geboten. Fesselnd sind die Ausführungen und Karten über die Entstehung und Verwandlung der hiesigen Landschaft, gegenwartsnahe sind u. a. Themen wie Zonengrenze, Mittel-landkanal, Industriegebiet Salzgitter, VW-Werk Wolfsburg, Braunkohlengebiet bei Helmstedt und Fortswirtschaft im Harze.

Die Verfasser bevorzugen die Vermittlung von geologischen, geographischen, technischen und wirtschaftskundlichen Kenntnissen und werden bei den Lesern gebührenden Dank ernten. Ob und wieweit es zweckmäßig ist, bei der Besprechung einzelner industrieller Anlagen geschichtskritische Ausführungen über unsere jüngste Vergangenheit zu machen statt sie einer Gesamtschau innerhalb des Geschichtsunterrichts zu überlassen, muß von Fall zu Fall sorgfältig erwogen werden.

Die Anschaffung der beiden Werke kann jedem Heimatfreunde empfohlen werden.

H. M.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 8,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

48. Jahrgang

Dezember 1962

Heft 4

DAT WAS EMAL

Ar ik noch jung an Jahren was
Häär ik ne snick're Briut.
Sau hübsch, wōi ik't in'n Mierken laß,
Sach of möin Mäken iut!
Ut drauch en Kleed von Baiderwand.
Dai Rock, dai was sau bunt,
Mit saunen fainen Blaumencand!
Un soite was ühe Mund!

Un wenn sai mit miß iutegahn
In ühren Sönnndaagsstaa',
Dai Lui', dei blaiben alle stahn
Un feiken üsch wat na.
Dat bunte Kleed von Baiderwand,
Dat sach en jeder giern.
Sai härr't ewääst mit aig'ner Hand
Iut sülmst'espunn'nen Twiern!

Längst is dat Mäken möine Sei.
Denk ik an jenne Tōit,
Denn ward möin Harte junk un gliu:
Wat licht dat fiern un wōit!
En buntet Kleed von Baiderwand
Drōcht hüte nemmest mier.
Sai gaht in Sōide un in Samt,
Dat annd're kummt nich wier!

Wilhelm Raune

Albert Hansen, der siebzigjährige Ostfalenforscher



Am 24. Juli 1962 vollendete der Tierarzt Dr. Albert Hansen in Eilsleben, Kr. Wanzleben sein 70. Lebensjahr. Wir gedenken aus diesem Anlaß in unserer Zeitschrift seines Wirkens als Heimatpfleger und führender Heimatforscher des Magdeburgischen Holzlandes und der Magdeburger Börde mit dankbarem Herzen. Er steht uns Ostfalen seit Jahrzehnten innerlich besonders nahe, weil er als einer der ersten die Geschlossenheit und Eigenständigkeit des ostfälischen Raumes zwischen Mittelbe und Oberweser in seinen geschichtlichen und kulturellen Überlieferungen erkannt und in zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichungen herausgearbeitet hat. Darüber hinaus verdient die aufopfernde Hingabe seiner Freizeit an die Erforschung geschichtlicher und volkskundlicher Überlieferungen in fast 4 Jahrzehnten jedem Heimatfreunde als leuchtendes Beispiel tätiger Heimatliebe vor Augen geführt zu werden.

Wie Albert Hansen zu dem wurde, was er ist, hat er selbst im Vorwort zu seinem noch ungedruckten Holzlandostfälischen Wörterbuche geschildert. Er schrieb dort unter anderem:

„Ich bin im Jahre 1892 in Klein Wanzleben, dem Mittelpunkt des Zuckerrübenbaues, geboren. Mein Vater war, nachdem er das Haldensleber Gymnasium besucht hatte, Schmiedemeister und Bauer geworden. Zu Hause wurde platt gesprochen. Meine Mutter entstammte einer alten Klein-Wanzleber Bauernfamilie. Der Großvater hatte Teil am Aufschwung der Landwirtschaft durch die Verfertigung der „Wanzleber Pflüge“. Vom Vater erbe ich den Sinn für die Beachtung des geschichtlich Gewordenen. Meine Großmutter, eine geborene Tiedge, war sehr belesen. Von ihr erbe ich den Familien-Talisman, den sogenannten Boitestein, mit dem man die Rose besprechen und Blutungen stillen konnte. Auch von der uralten Großtante Möhring, der ältesten des Hansenschen Geschlechtes, habe ich viel aus der Großväterzeit gehört. Mein Geschlecht entstammt eigentlich dem Lande Dithmarschen, der einstigen freien Bauernrepublik Norddeutschlands. Mein Urahn hatte sich bald nach dem Dreißigjährigen Kriege in dem verwüsteten Erzstift Magdeburg angesiedelt. Das Geschlecht hat also wohl Heimatrecht erworben, zumal es nicht der einzige nordische Zuzug gewesen ist. Die Anpassung läßt sich auch am Namen erkennen, das ungewöhnliche Hansen wurde mehrfach zu Hanse und Hans abgeschliffen.

Im Jahre 1911 trat ich als Unterprimaner des Realgymnasiums zu Halberstadt mit meinem Jugendfreunde Otto Lehmann aus Ströbeck dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung bei. Die Anregung zur Sammlung kerniger Ausdrücke meiner Muttersprache gaben die Veröffentlichungen dieses wissenschaftlichen Bundes. Meine erste Zusammenstellung machte ich auf langen, schmalen losen Blättern. Schon vor dem ersten Weltkrieg trug ich diese zusammen in ein nur zur Hälfte benutztes Heft für mathematische Hausaufgaben.

Der Ausgang dieses Krieges verhinderte meine Absicht, mich als Heeresveterinär der Heimat zu entfremden, ebenso wie die Inflation meinen Plan verdarb, zur Germanistik umzusatteln. Ich besetzte mich 1920 als Landtierarzt in dem Eisenbahnknotenpunkt Eilsleben, Kr. Haldensleben, 15 km westlich meines Heimatortes. Mein damas überfüllter Beruf, der mich unter bäuerlichen Menschen leben und wirken ließ, gab mir gute Gelegenheit, meine Sammeltätigkeit wieder aufzunehmen. Meine Liebe zur Heimat, zum bäuerlichen Vaterhause und zur niederdeutschen Muttersprache entwickelte sich zur leidenschaftlichen Beschäftigung mit der ostfälischen Volkskunde, deren Betreuung in unserem Bezirk vernachlässigt war.

Im Jahre 1922 gründeten der Lehrer Paul Hollop-Wefensleben und ich den Heimatverein im alten (magdeburgischen) Holzkreise. Für diesen Heimatbund schuf ich 1924 in der Burg Ummendorf ein Heimatmuseum, das ich seit 1932 zum Ostfälischen Volkskundemuseum Burg Ummendorf erweiterte.

Ich stellte mich, bewußt des hohen Wertes unserer sächsischen Geschichte, unserer niedersächsischen Sprache und Kultur in ihrer durch das altthüringische Bauernhaus ausgeprägten Eigenart, der Vermitteldeutschung unserer Heimat entgegen. Diese Stellungnahme begründete ich in meiner Flugschrift „Ostfalen. Unsere Heimat, unsere Kultur und die Reichsreform. Über die Zugehörigkeit des Regierungsbezirks Magdeburg zu Niederdeutschland“. Diese Schrift hat mir viele Gegner, aber noch mehr Freunde und durch die Zustimmung der Besten im Lande viel Freude verschafft. Leider brachte der Verlag diese Schrift aus wirtschaftlichen Gründen ein Jahr zu spät heraus. Sie fand 1933 die Stellungen schon bezogen.“

Die bedeutendste Tat Hansens als Heimatpfleger war die bereits erwähnte Gründung und der ständig fortschreitende Ausbau des Volkskundemuseums Burg Ummendorf, dessen Leitung bis 1945 in seinen Händen lag. Ihm verdankt die Heimat nicht nur die planmäßige Sammlung der volkskundlichen Sachgüter des Magdeburgischen Holzlandes, um die sich vorher kaum jemand gekümmert hatte, sondern auch die Schaffung eines Mittelpunktes landschaftsgebundener Kulturpflege, von dem jahrzehntelang das Heimatgefühl der Bevölkerung im östlichen Ostfalen stark belebt worden ist. Daneben hat Hansen das Geschichtsbewußtsein seiner Landsleute dadurch zu fördern gesucht, daß er in den Feldmarken zur Erinnerung an geschichtliche Ereignisse und an die ehemaligen Dorfstellen wüstgewordener Siedlungen des Mittelalters *Gedenksteine* mit erklärenden Inschriften aufrichtete. Wer Näheres über dieses Unternehmen wissen möchte, das auch in unserer braunschweigischen Heimat Nachahmung verdiente, kann darüber in den Berichten nachlesen, die Hansen 1930 in Nr. 6/7 der Heimatbeilage des Haldensleber Wochenblattes und am 22. September 1932 in der gleichen Zeitung veröffentlicht hat. Ein zusammenfassender Bericht über 10 solcher Denk-

steine unter dem Titel „Meine Steinsammlung“ kam 1940 wegen der Kriegsverhältnisse nicht mehr zum Druck.

Auch um den *Landschaftsschutz* hat Hansen sich bemüht, wie sein Aufsatz „Der Landschaftsschutz an der Reichsautobahn. Anregungen und Vorschläge“ im Haldensleber Wochenblatt vom 12. Dezember 1940 erkennen läßt. Hansens besondere Liebe galt aber der *Pflege der plattdeutschen Volkssprache* seiner Heimat. Ihr diente er nicht nur mit der Förderung plattdeutscher Theateraufführungen durch die Niederdeutsche Spielschar des „Heimatvereins im alten Holzlande“, über die er von 1933 bis 1939 im Haldensleber Wochenblatt berichtete, sondern auch durch die *Veröffentlichung plattdeutscher Geschichten*, in denen hauptsächlich Volksbräuche und Sagen des Holzlandes behandelt wurden. Ihr Abdruck erfolgte im Heimat-Jahrbuch für den Regierungsbezirk Magdeburg (1926, S. 60 und 71, 1931, S. 82, 1932, S. 39 und 40, 1933, S. 107), im Nachrichtenblatt der Landelektrizität G. m. b. H. Überlandwerk Salzwedel (1929, S. 1, 6, 7 und 1930) und in der Heimatbeilage des Haldensleber Wochenblattes (1936, Nr. 7). Ungedruckt blieb bis jetzt seine Übertragung der Komödie „Mammon“ von Helmuth Unger in die Holzland-ostfälische Mundart unter dem Titel „Baist un Bure“ (1950).

Was Albert Hansen sonst noch für die Pflege des Volkstums, der geschichtlichen Überlieferungen und der Landschaft seiner Heimat in langen Jahren gewirkt hat, geht aus den Tätigkeitsberichten des „Heimatvereins im alten Holzkreis“ hervor, die in der Heimatbeilage des Haldensleber Wochenblattes 1928, 1931, 1933 (Nr. 18) und 1934 (Nr. 20) abgedruckt sind.

Manches von Hansens heimatpflegerischen Bemühungen mag heute infolge der Wandlung der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in seiner Heimat nach 1945 nicht mehr wirksam sein. Unvergänglich aber bleibt sein *Schaffen als Heimatforscher*. Es ist fast unbegreiflich, wo dieser große Idealist die Zeit und Kraft hernahm, um neben seiner ausgedehnten und anstrengenden Landpraxis und neben seiner ehrenamtlichen Tätigkeit für das Museum in Ummendorf und für seinen Heimatverein noch langwierige Archivstudien zu treiben und eine kaum übersehbare Reihe von Aufsätzen über die verschiedensten Fachgebiete der Heimatkunde zu schreiben! Gleich eifrig als Geologe, Vorgesichtler, Siedlungshistoriker, Münzkundler, Heraldiker und Volkskundler, war er weit entfernt von der Enge fachlicher Spezialisierung, der mancher Forscher allzuleicht verfällt. Er gab uns damit ein großartiges Beispiel dafür, wie heimatkundliche Kenntnisse auf breitester Grundlage gefördert werden können, wenn eine erstaunliche Arbeitskraft und ein leidenschaftlicher Forscherdrang mit einem umfassenden Verständnis für die mannigfaltigsten Probleme gepaart sind.

Leider standen Hansen zur Veröffentlichung seiner Aufsätze meist nur Zeitungen und Zeitschriften von landschaftlich eng begrenzter Verbreitung zur Verfügung, so daß seine Forschungsergebnisse zu einem großen Teil nicht so bekannt und beachtet wurden, wie sie es verdient hätten. Es erscheint darum zum Nutzen nicht nur der ostfälischen Heimatfreunde, sondern auch der an Ostfalen interessierten Fachwissenschaftler wünschenswert, hier einmal eine zusammenfassende Übersicht über Hansens Veröffentlichungen zu geben. Weggelassen

sind in der folgenden Liste wegen Platzmangels Vereins- und Museumsberichte, kleinere Fundberichte, kurze Mitteilungen über einzelne Mundartwörter und Flurnamen sowie manche Zweitdrucke oder Zweitfassungen der schon einmal gedruckten Aufsätze. Die in Klammern gesetzten Abkürzungen hinter den einzelnen Aufsatztiteln bedeuten die Zeitungen oder Zeitschriften, in denen sie erschienen sind, und zwar:

Bördebote = „Der Bördebote“, Heimatzeitschrift des Kr. Wanzleben;
 Erzähler = „Erzähler aus dem Allertal“, Beilage zur Allerzeitung Eilsleben;
 Geschichtsbl. = „Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg“;
 Harztschr. = „Harzzeitung“, hrsg. vom Harzverein für Geschichte und Altertumskunde;
 Heimatbl. = „Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre“, Beilage zum Wochenblatt Neuhaldensleben;
 Heimat-Jahrb. = „Heimat-Jahrbuch für den Regierungsbezirk Magdeburg“;
 Landw. W. = „Landwirtschaftliches Wochenblatt Halle“;
 Mitteld. V. = „Mitteldeutsche Volkheit“, Zeitschr. des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte Halle;
 Montagsbl. = „Montagsblatt“, Wissenschaftliche Beilage zur Magdeburgischen Zeitung;
 Ndd. Kbl. = Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung;
 Niederd. W. = „Niederdeutsche Welt“, Verl. Westphal Lübeck;
 Roland Hald. = „Der Roland“, Kulturspiegel für den Kreis Haldensleben;
 Roland Magd. = „Der Roland, Blätter für Volkstum und Heimat“, wissenschaftl. Sonntagsbeilage des Mitteldeutschen Zeitungsblocks Magdeburg;
 Unser H. = „Unser Harz“, Zeitschrift des Harzklubs, Bad Harzburg;
 Wolm. = Heimatzeitschrift Kulturspiegel des Kreises Wolmirstedt.

Veröffentlichungen

1919—1925

1. Die Einführung englischer Schweinerassen zur Reinzucht und Kreuzung in Schlanstedt durch W. Rimpau (Inaugural-Dissertation Berlin 1919, veröffentlicht 1920 in den Mitteilungen des Vereins deutscher Schweinezüchter).
2. Die Kinematographie im Dienste der Veterinär-Wissenschaft (in: Tierärztliche Rundschau 1920, Heft 11).
3. Heimatkundliches von der Bärburg b. Eilsleben (Erzähler 1924, Nr. 1).
4. Prähistorische Wohnsiedlung in Eilsleben (Erzähler 1925, Nr. 35).
5. Die Wappen des ausgestorbenen Adels unserer Heimat (Erzähler 1925, Nr. 35).

1926

6. Brände in Eilsleben und ihr Einfluß auf das Dorfbild (Erzähler 1926, Nr. 11).
7. Das Heimatmuseum Burg Ummendorf (Montagsbl. 1926, Nr. 7, S. 50).
8. Alte Schutzfiguren an unserem nordthüringischen Bauernhause (Montagsbl. 1926, Nr. 17, S. 132).
9. Niederdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus unserer Gegend. 1. Kl. Wanzleben (Heimatbl. 1926, Nrn. 9, 14, 15, 18).
10. Zur Sage von der untergegangenen Stadt Selschen (Heimat-Jahrb. 1926, S. 69 f.).

1927

11. Alt-Wormsdorf (Erzähler 1927, Nr. 27).
12. Die Berechtigung des Namens Holzkreis, bewiesen an der früheren Bewaldung des Höhenzuges links der oberen Aller (Geschichtsbl. 1927, S. 24—67).
13. Melchior Lentz, ein hervorragender Baumeister des wiedererstandenen barocken Magdeburgs, ein Wormsdorfer Steinmetz (Geschichtsbl. 1927, S. 151 f.).
14. Niederdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus unserer Gegend. 2. Eilsleben und Ummendorf (Heimatbl. 1927, Nr. 11, 12; 1928, Nr. 6).

1928

15. Der Hildagsburger Denar (Montagsbl. 1928, Nr. 21, S. 166).
16. Zusammenstellung der römischen Münzfunde Ostfalens (Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte in Magdeburg 1928, S. 305—338).
17. Kükenkorb und Südekum (Heimatbl. 1928, Nr. 3/4; Nachtrag 1931, Nr. 4).
18. Der „Roland“ von Alvensleben? (Heimatbl. 1928, Nr. 24/25).
19. Vom schönen Bauernhof zwischen Harz und Havel (Heimat-Jahrb. 1928, S. 28 f.).

1929

20. Wilhelm Bode, der Goethe-Biograph, und die Heimat (Geschichtsbl. 1929, S. 94—105).
21. Wiegenlieder (Heimatbl. 1929, Nr. 7).
22. Willkommen Gehringsdorf! (Heimatbl. 1929, Nr. 17).

1930

23. Der Hörweg (Heimatbl. 1930, Nr. 7; Nachdruck Braunschweigische Heimat 1960, S. 14).
24. Das Pilackespiel und das Pennickenspiel (Heimatbl. 1930, Nr. 17).
25. Ovelgünne, eine Märte um die alten Steine in der Kreuzkühle vor Ummendorf (Heimatbl. 1930, Nr. 6/7).
26. Neue zwischeneiszeitliche Aufschlüsse aus dem Allertal bei Wefensleben (Heimatbl. 1930, Nr. 6/7).

1931

27. Welsche Straße und Welsches Tor in Wanzleben (Montagsbl. 1931, Nr. 18, S. 143).
28. Pfalzgraf Friedrich von der Sommerschenburg (Heimatbl. 1931, Nr. 11).
29. Andreas von Meyendorf, Erbsasse auf Ummendorf und Altenplatho (Heimatbl. 1931, Nr. 18/19, dazu Nachtrag Heimatbl. 1937, Nr. 6).
30. Ein Dorf vor der Kamera (Ummendorf). Eine volkskundliche Streife im Magdeburgischen Holzland (Magdeburger General-Anzeiger 1931, 13. 9., S. 4).

1932—1933

31. Ein Grabfund römischer Münzen bei Meyendorf und andere römische Münzfunde in Ostfalen (Geschichtsbl. 1932, S. 64 und Frankfurter Münzzeitung Heft 37, 1933, S. 2).
32. Der Frachtverkehr am Harbker Zoll im Siebenjährigen Kriege (Geschichtsbl. 1932, S. 60 f.).
33. Eine sprachliche Merkwürdigkeit im Magdeburgischen Holzland (Heimatbl. 1932, Nr. 6/7).
34. Das Gesicht des Heimatlandes. Vom Hundertsten ins Tausendste (Heimatkalender des Magdeburger Generalanzeigers 1932, S. 102 f.).
35. Vom Roland am Rathauseck (Roland Magd. 1932, Nr. 13, S. 3).
36. Die Geschichte des Namens Duckstein (Elmheimat Schöningen 1932, Heft 2).
37. Neue Funde der Glockenbecher-Kultur bei Ovelgünne (Heimatbl. 1933, Nr. 3).
38. Das erste Steinkistengrab im oberen Allertal (Heimatbl. 1933, Nr. 20).
39. Die Flurnamen im oberen Allertal. Siegersleben (Heimatbl. 1933, Nr. 8).
40. Ostfalen. Unsere Heimat, unsere Kultur und die Reichsreform. Über die Zugehörigkeit des Regierungsbezirks Magdeburg zu Niederdeutschland. Bodemann-Druck Oschersleben 1933. (Grundlegende Programmschrift über die geschichtliche und kulturelle Eigenständigkeit des ostfälischen Raumes, nach Vorträgen des Verfassers im Jahre 1931).
41. Die braunschweigische Vorlagescheune und ihr Verbreitungsgebiet im Magdeburgischen Holzland (Roland Magd. 1933, Nr. 30, S. 17 u. Nr. 31, S. 121; Nachdruck in Braunschw. Heimat 1962, S. 71 f.).
42. Abriss der Vorgeschichte des Magdeburgischen Holzlandes (Roland Magd. 1933, Nr. 37, S. 145, Nr. 38, S. 149 u. Nr. 39, S. 156).

1934

43. Die Landschaften des niederdeutschen Teiles der Provinz Sachsen (Heimatbl. 1934, Nr. 8/9).
44. Ein Denkmal der ältesten christlichen Mission in Ostfalen. Der Stein von Gr. Twülpstedt (Heimatbl. 1934, Nr. 12).
45. Nochmals: Buko von Halberstadt (Roland Magd. 1934, Nr. 37, S. 48).

1935—1936

46. Beiträge zur Kenntnis der ältesten Volkstracht des Magdeburgischen Landes (Heimatblatt 1935, Nr. 7).
47. Godingstätten im Harzgau (Roland Magd. 1935, Nr. 2, S. 7).
48. Zum Namen Kreppe, krep (Dingstätte in der Altmark) (Roland Magd. 1935, Nr. 9, S. 36).
49. Die bäuerliche Hoffolge in der Magdeburger Börde nach der Atzendorfer Chronik des Pastors S. B. Carstedt (Landw. W. 1935).
50. Der Kroppenstedter Reiterdienst (Landw. W. 1935).
51. Der Blutschandehof von Ummendorf (Landw. W. 1935).
52. Haus- oder Speicher- oder Bergurne? (Mitteld. V. 1935, Heft 6/7, S. 104).
53. Knöcherne Werkzeuge (Mitteld. V. 1935, Heft 6/7, S. 108).
54. Niederdeutsches Land um Magdeburg (Niederd. W. 1935, Nr. 3 (Ostfalenheft), S. 96).
55. Die stammesgeschichtliche Entwicklung Ostfalens (Niederd. W. 1935, S. 66).
56. Sachsenspiegel-Landrecht (Niederd. W. 1935, Heft 12, S. 384).
57. Das Verbreitungsgebiet der schwarzen Leberwurst. Ein Beitrag zur Volkskunde des Magdeburger Holzlandes und des Landes Braunschweig (Niederd. W. 1936, Heft 9; Nachdruck in Braunsch. Heimat 1952, S. 81 f.).
58. Ostfälisches in Josef Winklers Westfalenbuche „Pumpernickel“ (Heimatbl. 1936, Nr. 1/3).
59. Magister J. F. Kinderling (aus Calbe a. S.), der älteste Vorkämpfer für die niederdeutsche Sprache in Ostfalen (Heimatbl. 1936, Nr. 11).
60. Ein verkanntes Knochengerät (Mitteld. V. 1936, Heft 2, S. 48).
61. Ein Beitrag zur zeitlichen Festlegung der ostfälischen Reitersteine (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder Br. XXIV = Hans-Hahne-Gedenkschrift 1936, S. 60 f.).

1937

62. Schützenfest und Königsscheiben (Heimatbl. 1937, Nr. 5/6).
63. Die Entwicklungsgeschichte der Burgen Eilsleben und Ummendorf und ihre Beziehung zum Dynastensitz Sommerschenburg (Heimatbl. 1937, Nrn. 8 u. 9).
64. Das Volkskunde- und Heimatmuseum Burg Ummendorf. Beschreibung der geologischen und vorgeschichtlichen Sammlung (Heimatkalendar des Kr. Haldensleben 1937, S. 83 f.).
65. Das Magdeburger Land, Rekrutierungsraum der „Schwarzen Reiter“ des 16. Jahrhunderts (Kalender f. Haus u. Heimat der Landesbauernschaft Sachsen-Anhalt 1937, S. 51).

1938

66. Neues vom Wendentum im Holzlande (Heimatbl. 1938, Nr. 4).
67. Boitesprüche aus Belsdorf, aufgefunden in einer alten Handschrift (Heimatbl. 1938, Nr. 9).
68. Das Ostfälische Volkskunde-Museum Burg Ummendorf, Volkskundliche Abteilung. Ein Beitrag für die „Erziehung zur Landschaft“ (Heimatkalendar Kr. Haldensleben 1938/39, S. 71 f.).
69. Ostfälisches Brauchtum (im Sammelband „Volk und Kultur in Magdeburg-Anhalt. Verl. Hopfer, Burg 1938, S. 29).

1939

70. Ein sechstausend Jahre alter Ort. Bericht über eine Grabung auf dem Pfingstanger in Wormsdorf (Heimatbl. 1939, Nr. 5).

1940

72. Das Markgrafengeschlecht der Haldensleber (Heimatbh. 1940, Nr. 1).
73. Zwei Mahlsteine mit Zeichen (Mitteld. V. 1940, Heft 3/4, S. 66).

1941—1942

74. Der Bördjer als Wetterkundiger (Heimatbl. 1941, Nr. 4).
75. Berichtigungen zu den Wörterbüchern des Harzgaues: E. Damköhler, Nordharzer Wörterbuch, und R. Block, Idiotikon von Eilsdorf (Nd. Kbl. 1942, S. 150).

1951—1954

76. Ein neuer zwischeneiszeitlicher Aufschluß im Interglazialgebiet Eilsleben-Belsdorf der Allertal-Störungszone und eine Zusammenfassung (Mitteilungen f. Naturkunde u. Vorgeschichte, hrsg. v. Museum Magdeburg, 1951, Heft 2, S. 5 f.).
77. Vom Osterfeuer und seiner Geschichte (Harzzeitachr. 4. Jahrg. 1952, S. 38—57).
78. Gab es Wildpferde im Magdeburgischen Holzlande? (Braunsch. Heimat 40. Jahrg., 1954, S. 13 f.).

1955

79. Figürliche Schnitzereien in der Volkskunst (Bördebote 1955, Heft 3, S. 32).
80. Der tragische Beginn der Volkstumsforschung in der Magdeburger Börde. Das Schrifttum von Richard Hecht (Bördebote 1955, Heft 4, S. 45 f.).
81. Ein Ringwall in der Allerhorst und eine urkundliche Nachricht, den einstigen Zustand der Eilsleber Allerhorst betreffend (Bördebote 1955 Heft 5, S. 67 f.).
82. Die Sarre (Bördebote 1955, Heft 5, S. 93).
83. Wo ist die Pesecke geblieben und woher stammt der Geesgraben? (Bördebote 1955, Heft 8, S. 113 f.).

1956

84. Eine alte Grenzbeschreibung des Raumes zwischen Eggenstedt und Gehrigsdorf nördlich des Hohen Holzes (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 16 f.).
85. Vom Daseinskampf des Bauerntums im Obersten Allertal. Die Vorgeschichte des Klosters Marienborn. (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 20 f.).
86. Wüst Eilhardesdorf-Arkensdorf (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 27 f.).
87. Eggenstedt und wüst Sanddorf. Ein wie Hötensleben durch Zetazismus veränderter Ortsname (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 32 f.).
88. Die Entdeckung neuer Urkunden über Gehrigsdorf (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 37).
89. Die Erbstiftisch-Magdeburgische Landwehr im Raume des Neukreises Wanzleben (Bördebote 1956, Heft 1/2, S. 41 f.; Ergänzung in Roland Hald. 1957, Heft 9, S. 168).
90. Die Riede (Südliches Vorkommen dieses Namens) (Roland Hald. 1956, Heft 4, S. 78).

1957—1959

91. Zur Lage des Billingshochs, der Dingstätte der Grafschaft Wolmirstedt (Mitteldeutsches Land. Heimatkundl. Zeitschr. des Bezirks Halle u. Magdeburg 1957, Heft 2, S. 96).
92. Die Luttersche Heerstraße und der Handel mit Ducksteinbier nach dem Magdeburgischen (Braunschweigische Heimat 1959, S. 54 f.).
93. Druxberge (Wolm. 1959, Heft 7, S. 15).

1960

94. Die Ordnung der Froschlurche und ihre volkstümliche Benennung im Magdeburgischen Holzlande und in der Börde (Jahresschrift des Kreismuseums Haldensleben, Bd. 1960, S. 63 f.).
95. Die Entdeckung der Wüstung Paddenstedt nordwestlich von Morsleben (wie 94).
96. Verlebte Till Eulenspiegel seine Jugendzeit in Hohendorf, wüst bei Calbe an der Saale? (Wolm. 1960, Heft 2, S. 7 f.; Nachdruck im Eulenspiegel-Jahrbuch Schöppenstedt 1962).
97. Die Quedje (Wolm. 1960, Heft 2, S. 6).

1961—1962

98. Ein Kapitel über die mittelalterlichen Befestigungen der Kleinstädte unserer Landschaft. (Wolm. 1961, Heft 4, S. 44).
99. Der Kern des Krodo-Mythos — die iroschottische Mission (Unser Harz 1961, Heft 1, S. 4 f., Heft 2, S. 10 f. u. Heft 6, S. 8).
100. Das Selschen Bruch (Jahresschrift des Kreismuseums Haldensleben, Bd. 3, 1962, S. 19—31).
101. Die Burg Falkenstein im Jahre 1644 (Unser Harz 1962, Heft 1, S. 7).
102. Eulenspiegels Name und Urheimat (Bernburg) (Jahrbuch des Eulenspiegel-Museums in Schöppenstedt 1962).
103. Die richtige Quelle der Aller (Kreiskalender Gifhorn 1962).
104. Der Proteus „Wonne“ in ostfälischen Flurnamen (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 85, 1962, S. 47 f.).

Manuskripte

Zahlreiche Aufsätze von Albert Hansen konnten bisher nicht gedruckt werden, weil während der letzten 20 Jahre in den wenigen vorhandenen Heimatzeitschriften des Bezirks Magdeburg dafür nicht genügend Platz zur Verfügung stand. Um den Fachwissenschaftlern und den Heimatfreunden wenigstens einen Überblick darüber zu verschaffen, welche Themen von Hansen noch bearbeitet worden sind und in seiner Schreibtischschublade auf eine Gelegenheit zur Veröffentlichung warten, seien sie hier ebenfalls zusammengefaßt mitgeteilt. Möge dadurch das Interesse an ihrer Drucklegung in der Öffentlichkeit so belebt werden, wie es der Verfasser verdiente und im Interesse des Fortschrittes heimatkundlicher Kenntnisse in Ostfalen zu wünschen wäre!

1. Die geschichtliche Entwicklung des ostfälischen Bauernstandes (1 Exemplar im Volkskundemuseum Ummendorf).
2. Wie kam es, daß wir ein thüringisches Vaterhaus, aber eine niederdeutsche Muttersprache haben? (1931).
3. Eine wichtige ostfälische Dialekt- und Kulturscheide am Westrand der Magdeburger Börde (1931).
4. Ostfalen, Magdeburg und die Wendenkriege (1937).
5. Moderne Gedanken in einem der ältesten Werke über die deutsche Frühgeschichte (Betr. Joh. Georg Eccard. De Origine Germanorum. Göttingen 1750), (um 1938).
6. Das Hünengrabgebiet des Kreises Haldensleben südlich der Aller. Ein Beitrag zur Feststellung der Südgrenze der Alt-Megalith-Kultur (um 1940).
7. Land und Leute hinterm Hohen Holze (1942).
8. Die Mittlere Steinzeit im obersten Allertale (um 1940).
9. Zwei plattdeutsche Dichterinnen der Börde und des Magdeburgischen Holzlandes, Hedwig Georges in Kl. Santerleben und Dora Röpner in Druxberge.
10. Ostfalen, Land und Leute. Ostfalen, Sprache und Art (2 Vorträge 1946).
11. Zur Geologie des Raumes um Eilsleben an der Aller, sein Keuper-Mergel-Horizont und seine Deckschichten (1951).
12. De Grauwe, der dörfliche Wallgraben (1950).
13. Beek und Beeke, männlich, weiblich und sächlich im gleichen Raum (1950).
14. Die Verwendung des Grundwortes -leger in ost-ostfälischen Flur- und Ortslagenamen (1950).
15. Sprachliches aus dem niederdeutschen Teil des Stadtbuches von Oschersleben 1428—1562.
16. Zum Volksfest in Eilsleben (1954).
17. Das „Cunteributionsbuch“ des Baumeisters Johan Schweinhage in Belsdorf, Kr. Wanzleben, von 1712—1719 und seine sprachliche Auswertung hinsichtlich seiner Formen aus der heimatlichen holzland-ostfälischen Mundart (1954, 1 Exemplar im Landes-Hauptarchiv Magdeburg).
18. Der Druxberger Fund sächsischer Randpfennige, vergraben in der Wüstung Stempel um 1050 (1955).
19. Annalen zur Geschichte des schöffenbar-freien Geschlechts v. Eilsleben (1955).
20. Siedlungskundliche Entdeckungen an der Wasserscheide Seehausen-Druxberge. (Alt-) Siegersleben — (Jung-) Siegersleben, Ovelgünne (1956).
21. Vom Füllenhirten zum Wilden Heer (1958).
22. Wüst-Uplingen = Boben- oder Groß Uplingen, dann neu erbaut als Altona bei Warsleben. Die Flur Wentorp der Wüstung Krenitz in der Gemarkung Badeleben, Kr. Oschersleben (1960).
23. Die wüsten Dörfer Bizzinici, später Büssing, daraus Biwern, daraus Neu Klein Drakenstedt in der Gemarkung Ochtmarsleben, Kr. Wolmirstedt (1962).
24. Vom Bockshornbrennen und vom Alter des Ausdrucks Hexe in Ostfalen (1962).
25. Studien zu einer beschreibenden Darstellung des Bauernhauses der Börde und des Magdeburgischen Holzlandes. 1931.

An größeren Arbeiten, die weit über den durchschnittlichen Umfang eines Zeitschriftenaufsatzes hinausgehen, harren noch der Drucklegung

26. Das Land Ustiure und die Wiek-Orte der vor-magdeburgischen Frühgeschichte. 1954.
27. Die Siedlungsgeschichte von Seehausen, Kr. Wanzleben, des Vorortes der gleichnamigen Grafschaft im Westen des Nordthuringgaues. 1958.
28. Landschafts- und Namenkunde des dem Kreise Wanzleben 1952 angegliederten Obersten Allertales, früher im Kr. Haldensleben, und der Dörfer im Südwesten des Kreises Wolmirstedt, ferner von Seehausen (Flurnamen), Eggenstedt und Klein Wanzleben. 1960/61.

Das umfangreichste und für die Nachwelt zweifellos bedeutendste Werk Hansens ist und bleibt aber sein *Holzland-Ostfälisches Wörterbuch*, das er schon als Schüler begann und an dem er ergänzend noch immer arbeitet. Einen kleinen Vorgeschmack auf den Reichtum dessen, was den Sprachforscher wie den Heimatfreund nach der Drucklegung erwarten würde, hat Hansen in zahlreichen kleinen Beiträgen über einzelne Mundartwörter im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung seit 1940 veröffentlicht (1940, S. 12 und 44; 1942, S. 114 f., 159 und 167; 1943, S. 56; 1956, S. 42, 61 und 63; 1957, S. 7 f.; 1958, S. 6 und 45; 1960, S. 4; 1961, S. 32 und 63; 1962, S. 40, 42, 47).

Wenn wir Albert Hansen als dem treuesten Sohne des Magdeburgischen Holzlandes hier für sein jahrzehntelanges Wirken für die ostfälische Heimat danken, so verbinden wir damit den Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möge, in dem nun begonnenen 8. Jahrzehnt seines Lebens bei bester Gesundheit und frischer Schaffenskraft endlich sein Wörterbuch und seine anderen noch unveröffentlichten Arbeiten gedruckt zu sehen, ihm selbst zur Genugtuung, der Fachwissenschaft und den ostfälischen Heimatfreunden zum bleibenden Gewinn! Uns allen aber wollen wir wünschen, daß der Jubilar dies noch erleben möge in einem wiedervereinigten Deutschland, das die getrennten Teile Ostfalens seinem Volkstum und seiner Geschichte gemäß endlich wieder zusammenfügt zu einem geschlossenen Verwaltungsbereich!

Werner Flechsig

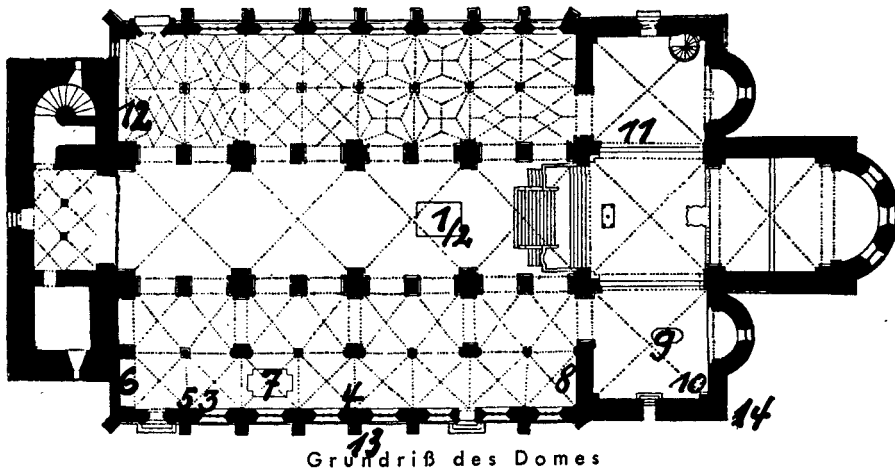
Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen

Von H. A. S c h u l t z

Jedem, dem es wie dem Famulus des Doktors Faust „ein groß' Ergetzen bereitet, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen“, findet hierzu in unserer braunschweigischen Heimat die beste Gelegenheit. Die Zahl der historischen Stätten ist unermesslich hoch. Wir brauchen nur in unseren Dörfern, in unseren Städten, in den Straßen die Augen aufzuhalten. Überall begegnet uns etwas, das uns einen Einblick in die Geschichte, in die Kultur gestattet. Nicht allein der Gesamteindruck der großen Gebäude ist es aber häufig, der uns anspricht. Nein, oft sind es gerade die Einzelteile, deretwegen sich ein beschauliches Betrachten lohnt. In diese Gruppen gehören die zahlenmäßig immer mehr zurückgehenden Grabsteine in und an unseren Kirchen. Sie zeugen unmißverständlich von dem Geist vergangener Zeiten. Ja, in den künstlerischen und sprachlichen Ausdrucksformen offenbaren sich deutliche Hinweise auf die geschichtlichen Wechsel der Zeiten — Geschichte und Geschichten umwittern oft die stummen und doch so beredten Zeugen von Zeiterenignissen und Lebensschicksalen.

Die Grabmale im Dom zu Braunschweig

Inmitten unserer Stadt steht an der Südseite des Burgplatzes der Dom St. Blasius, begonnen von Heinrich dem Löwen nach seiner Heimkehr aus Palästina um 1173, nahezu vollendet 1195. Betrachten wir heute einmal nicht ihn mit seinen interessanten Bauphasen, sondern lassen wir den Blick einmal zu den Grabsteinen und Epitaphien wandern, deren Zahl noch vor 1930 wesentlich größer war. Wir finden dort (in der beigegebenen Grundrißzeichnung des Domes finden sich die folgenden Nummern an den Stellen eingetragen, wo heute Grabmäler und Epitaphien stehen).



1. *Stiftergrabmal, Heinrich der Löwe* (1129—6. 8. 1195) mit seiner Gemahlin *Mathilde von England* (1156—28. 6. 1189) (siehe Grundriß Nr. 1).

(Lg: 2,37 m, Br: 1,49 m, ohne Fundament, Lg der Figur Heinrichs des Löwen 2,15 m). Im Mittelschiff liegend, aus feinstem Schaumkalk; Mitte des 13. Jahrhunderts; bedeutendes Werk der mittelalterlichen Steinplastik Niedersachsens; Figuren jede für sich gearbeitet; jugendlich idealisiert, lebensgroß, in völliger Ruhe liegend, nicht stehend gedacht; Köpfe auf Kissen gelegt, fast vollplastisch, Gesichter zeigen selbstverständlich keine bildhafte Treue; der Herzog: in der Linken — das geschulterte Schwert, hebt mit der Rechten, die zugleich das Dommodell trägt, das Obergewand hoch, der Dom zeigt bereits in diesem Modell den ersten gotischen Umbau: die Fenster des östlichen Langhaus-Fensterpaares zu großen Kleeblattfenstern umgebaut, für zeitliche Einsetzung des Grabmals wichtig; die Herzogin: die Hände, die das Gewand hochziehen, zum Gebet gefaltet. Gewandfalten beider Figuren breit auf den Boden gelegt, die Augen weit geöffnet, auch die Haltung der Hände wie bei Lebenden.

2. *Darunter Gruft*, in der *Heinrich der Löwe* und *Mathilde* in Steinsärgen nebeneinander ruhen, seit 15. 9. 1960 auch an das Kopfende dieser Säрге der Steinsarg (1,93 x 0,60 x 0,44 m) der Gräfin Gertrud gestellt,

der seine Ruhestätte schon im ersten Dom der Brunonen hatte und dann in diesen überführt worden war. In der Westseite dieser Gruft ist ein Kindersarg, vielleicht Ottos, sehr jung verstorbener Sohn Heinrichs des Löwen, eingemauert.

3. Grabstein an innerer Außenwand des südlichen Seitenschiffes von 1349 für *Ludolf de hollinghe*.
(Lg: 1,87 m, Br: 0,93 m; obere Ecken abgeschrägt). Inschrift auf Spruchband: ANNO : DNI : MCCC : XLIX. I. VIGI : IOHIS ET PAULI : OBIT : DNS : LVODOLF DE HOL-
LINGHE : PPOIT : MONTIS : S : CYRIACI ET : CVSTOS : ECCIE : S' : BLASII : A :
4. Grabstein (neben 3), von 1763 für *Elisabeth Dorothea von Hantelmann*, geborene Rimpau.
(H: 2,34 m, Br: 1,05 m, Stärke 0,11 m). Text: Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn. Diese(h)n seeligen Gewinn erwartet im Glauben die Wohlgebohrne Frau. Frau Elisabeth Dorothea von Hantelmann, gebohrne Rimpauen, des weiland wohlgebohrnen Herrn, Herrn Curd Levin von Hantelmann Hochfürstl. Stifts St. Blasii Senior und Canonicus nachgelassene Witwe welche den XXII April MDCCCLXIII im LXXXVIII Jahre sanft und selig einschlief. Gott Sey für ihre Huld und Liebe selbst Ihr Lohn. Dis wünscht Ihr eitzges Kind Und auch Ihr Schwiegersohn F. W. Dreissigm. P. St. M. in Br. A. R. D. Dreissigmarck, geboh. von Hantelm.
5. Stein-Epithaph (neben (westlich) von 3) von 1727 des Geh. Staatsrates Decanus *Julius Basilius Pape*
(geb. 27. 9. 1656, gest. 10. 11. 1727); errichtet von Rudolph August Berkelmann; aus Marmor u. Alabaster; enthält sein Brustbild (s. Abb.). Text: Condita hic requiescunt ossa / viri / summe reverendi / et excellentiss. / Julii Basilii Pape / Seremissimi Bruns. et Luneb. Ducis intimi Status Ministri / Ad S. Blasii Decani et Consilarii provincialis / Fidus erat per XLII annos optimo patriae patri / Fidus erat per omnem aetatem principum principi regum regi / ab illo perspecta fide, cognita prudentia, ad illud honoris fastigium erectus / ut universa regio integritatis exemplum in eo suspiceret, / ad hoc comprabata satis pietate die X Nov. A. O. R. MDCCXXVII / ad summam coelorum aulam ad aeternos honores vocatus / ut negotiorum strepitus cum perenni tranquillitate permutaret / sic virtus / in coelis infinita gaudia / in terris immortalitatem peperit / cum vixisset LXXI Annos / Nat. D. XXVII Sept. MDCLVI / utque perpetua supersit grati animi memoria / M. H. P. C. / cognatus / Rudolph August Berkelmann Ser : Duc : Brunsv : et Luneb. Conciliarius et Canonicus Capituli S. Blasii."
6. Stein-Epithaph des General-Majors, Vestungsbau-Directeurs, Cheffs der Artillerie *Caspar von Völcker* (1655—1730) und seiner Gemahlin *Anna Catharina geb. Gieselern* (1655—1732)
von Marmor und Alabaster. Brustbilder von beiden (Bernhard Franken). Text: „Ehren des Weyl. Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Caspar von Völcker Hertzoglich Braunsch. Lüneburgisch bestaltten General Majors Vestungsbau - Directeurs Cheffs der Artillerie auch Obristen über ein Regiment zu Fuss Erbherr auf Dettem welcher gebohren Lüneburg den 21. January ao 1655 und verstorben Braunschweig den 10. Septem. anno 1730, seines Alters 75 Jahre 7 M. 20 T.“
Daneben: „Gedechnis der Weyl. Hochwohlgebohrnen Frauen Annen Catharinen gebohrnen Gieselern verehelichten von Völcker welche gebohren Osterwick den 19. Juny ao 1655 und verstorben Braunschweig den 1. April anno 1732 Ihres Alters 76 Jahre 9 M. 13 T.“ An den Seiten 2 Schilde: links Aufschrift: „Tout avec Dieu“, rechts: „rien sans peine“.
Ihr nicht mehr erkennbares Begräbnis befindet sich vor dem Eingang in den Turm. Die Grabplatten befinden sich zur Zeit an einer Innenseite der 2. Gruft.
7. Grabmal des Herzogs *Ludwig Rudolf* (geb. 22. Juli 1671 zu Wolfenbüttel, Sohn des Herzogs Anton Ulrich, gest. 1. März 1735) und seiner Gemahlin *Christine Louise (Ludowike)* (geb. 16./20. März 1671, Tochter des Fürsten Albrecht von Oettingen, gest. 12. 11. 1747 zu Blankenburg).
Zur Erhaltung des Grabmals hatte die Herzogin am 12. 12. 1743 400 Rthlr. dem Stift St. Blasius übergeben. 1879 wurde das Grabmal bei Restauration des Mittelschiffes aus der Mitte des Domes entfernt und in das südliche Seitenschiff versetzt. Unterbau

Berichtigung

Infolge Raummangels war in Heft 4, Jahrgang 1962, in dem Artikel „Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen“ leider eine Kürzung des Textes erforderlich. Hierbei ist im Satz ein Fehler unterlaufen. Auf Seite 109 muß es unter Nr. 9 heißen:

9. Grabmal in ovaler Form, im südlichen Kreuzesarm aufgestellt (gr. L: 2,16 m; gr. Br: 1,085 m; H vom Fußboden: 0,77 m). Gegossene Messingplatte mit Inschrift des Dompredigers Eberhard Finen. Herzog Anton Ulrich ließ im Jahre 1707 die verfallenen „Todtenladen“ forträumen, die Gebeine in einem großen eichenen Sarg sammeln und erneut beisetzen. So liegen hier vereint *Beatrix*, Tochter des Gegenkönigs Philipp, und ihr Gemahl Kaiser *Otto IV.*, Pfalzgraf *Heinrich, Otto I.* (oder „das Kind“), *Albrecht der Große*, die Herzöge *Wilhelm* und *Magnus*, der als Kaiser vorgeschlagene Herzog *Friedrich*, Herzog *Wilhelm* der Streitbare mit seinen zwei Gemahlinnen *Cecilie* und *Mathilde*, und *Heinrich* der Ältere mit seiner Gemahlin *Helena*.

Der Text ist wörtlich wiedergegeben in „Görges, Fr. Der von Heinrich dem Löwen ... erbaute Sanct Blasius Dom ... Braunschweig, Leibrock, 1834, S. 28—30.“

Marmor, bildet einen Sarkophag; Figuren — überlebensgroß, aus Zinn gegossen; Künstler: Heinrich Math. Vetten; Herzog: in voller Rüstung, mehr sitzend als liegend, stützt den rechten Arm auf eine Kanone, linker Arm ruht auf dem Kommandostabe, Gesicht auswärts gerichtet, Beine übergeschlagen. Herzogin: ähnliche Haltung wie der Herzog, zur Linken ihres Gemahls, Gesicht ebenfalls auswärts gerichtet. Zu den Füßen sitzen 2 Genien, die Hände auf eine Urne gelehnt, mit Tränen in den Augen. Am Kopfende des Sarkophags: Braunschweigische Wappen, am Fußende: Wappen von Oettingen, auf dem Sarkophag Fürstenhut. Inschrift wörtlich bei Görges, Friedrich, Der von Heinrich dem Löwen . . . erbaute Sanct Blasius Dom . . . Braunschweig 1834, S. 25—26.

8. *Stein-Epithaph des Canzlers und Ministers Philipp Ludwig Probst von Wendhausen*

(geb. 25. 3. 1633, gest. 17. 11. 1718, 85 Jahre alt, vielleicht von H. M. Vetten; vom Graf Dehn gestiftet; von Marmor und Alabaster; Brustbild in der Mitte gut gearbeitet; 1833 wurde zufällig sein Erbbegräbnis, ein schönes Gewölbe unter der kleinen Kapelle (Archiv der Vicarien) aufgefunden. In ihm stand neben Holzsärgen sein Steinsarg in noch gutem Erhaltungszustand. Heute steht er beschädigt in der Gruft II des Domes. (siehe Schultz, H. A., Die Särge in den Gräften des Braunschweiger Domes in Br. Heimat 1956, 42. Jgg. Heft 2, S. 77 ff.).

Der Text auf dem Epithaph lautet: „DOM. illustris DN. Philippus Ludovicus Probst a Wendhusen, Haer in Wendhusen, Schöning. e Riddagsh. nat. D. XXV. Mart. MDCXXXIII Trium conjugum maritus, Trium SER. Ducum Brun. et Luneb. Cancellaris et Sanctioris Consilii Minister primus, animi magnitudine et rerum gestarum gloria prudentia et comitate cuivis obvia nemini secundus purae religionis assertor, patriae vivum archivum tot collegiorum cuius sibi conciliis nihil maturius Maturis nihil erat salubrius reliquis amplissimas virtutes angusta non capit tabula vita longaeva tantum virum satiavit deus sed cum immortalita tem moretur. voluit ut moretur DXVII. Nov. MLCCXVIII AET. LXXXV effiziem, ceu spoliū morti ereptum Ill. Progener. Dominus Conrad Dettleff de Dehn, Seri. Com. SER : Duc : Brun : e Luneb : Consil : Int. Huc poni fecit.“

9. *Grabmal in ovaler Form, im südlichen Kreuzesarm aufgestellt*

(gr. L: 2,16 m; gr. Br. 1,085 m; H vom Fußboden: 0,77 m). Gegossene Messingplatte mit Inschrift des Dompredigers Eberhard Finen. Herzog Anton Ulrich ließ im Jahre 1707 die verfallenen „Totenladen“ forträumen, die Gebeine in einem großen eichenen Sarg sammeln und erneut beisetzen. So liegen hier vereint Beatrix, Tochter des Kaisers Philipp, ihr Gemahl Kaiser Otto IV., Pfalzgraf Heinrich, Otto I., Albrecht der Große, die Herzöge Wilhelm und Magnus, Kaiser Friedrich, Herzog Wilhelm der Streitbare mit seinen zwei Gemahlinnen, Cecilie und Mathilde und Heinrich d. Ältere mit seiner Gemahlin Helena.

Der Text ist wörtlich wiedergegeben in: Görges Fr., Der von Heinrich dem Löwen . . . erbaute Sanct Blasius Dom . . . Braunschweig, Leibrock, 1834, S. 28—30.

10. *Grabstein für Anna Eleonora Hallen* (geb. 4. 12. 1666, gest. 28. 8. 1749) und *Sophia Catharina Finen*

(H: 1,87 m, Br: 1,43 m). Text: „Allhier Erwarten ihre fröhliche Auferstehung die gebeine der Wohl gebohrnen und Tugend begabten Frauen Anna Eleonora Hallen Des Hochwürdigcn, in Gott Andächtigen und Hohgelahrten Herrn Herrn Eberhard FINEN des Closters Michaelstein Abten, und des Stifts St. Blasii Hieselbst Hochverdienten Predigers Nachgelassenen Witwe, Sie betrat den Schauplatz dieser Welt den 4. Dec. 1666. Und verliess denselben d. 28. August 1749. Die Wahrheit verewiget in ihr den selben Nachruhm Einer gläubigen Christin, Einer eifrigen beherin, Einer geduldigen Creutzträgerin, Einer mitleidigen Wohltäterin. Num. XXIII. 10. Meine Seele müsse sterben, des Todes dieser . . . (unleserlich)“. (Unterer Teil des Grabsteins sehr abgetreten, daher teilweise unleserlich.)

„Dieser Rechtschaffenen Tugendhaften Mutter Sophia Catharina Finen . . . geb. 25. Dec 1 . . . (?)“.

11. *Gedächtnistafel* (h.: 1,32 m, br.: 0,98 m) des Herzogs *Rudolf August* geb. 16. 5. 1627, gest. 26. 1. 1704). (Sohn des Herzogs August), seiner ersten Gemahlin *Christine Elisabeth* (geb. 26. 10. 1634, gest. 2. 5. 1681) und seiner zweiten Gemahlin aus bürgerlicher Familie in Minden, *Rosine Elisabeth Menten* (Rudolphine genannt), (geb. 17. 5. 1663, gest. 21. 5. 1701).

Inscription: (3 Felder). Text siehe Görges, Fr., *Der von Heinrich dem Löwen ... erbaute Sanct Blasius Dom ...*, Braunschweig, Leibrock, 1834, S. 93—97.

12. *Holz-Epitaph* des Kanonikus, Decanus *Valentin Möller von 1643* (Abb.)

aus Holz, viel Schnitzarbeit, mit Passions-Relief, Inschrift undeutlich.

13. *Grabstein* an südlicher Außenseite des Domes für *Henrico Mollero* (Alles weitere schwer zu entziffern.)

14. *Grabstein* an östlicher Außenseite für *Lucia Elerds* von 1650.

Text: „Im Jahre 1594 den 8. Juny ist die Edle Hill Ehr und Tugendreiche Fraw Lucia Elerds auß furnehmen Patriziengeschlecht allhie geboren im Jahr 1677. Den 9. Oktob. hat sie sich mit Herrn D. Alberto Jungkhern vereheliget undt inß 19 de jahr ein gesegnete Ehe besessen. Im Jahre 1650 am XIII January aber ihr leben Sanft und Selig beschlossen ihres Alters 55 jahr 7 monat und 14 tage dar auff Sie allhie beigesetzt worden. . . . im buch d. Weisheit am 5 cap. Vs 1657

Aber die gerechten werden ewiglich leben
Und der Herr ist ihr lohn und der
hoheste sorget für Sie, darumb
werden Sie empfahen ein herliches Reich und
eine schöne Krone von Hand des Herrn.“

(Fortsetzung folgt)

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

von Werner Flechsig

3. Die Instrumentenmacherfamilie Tölcke in Braunschweig

Am 26. September 1792 starb in Braunschweig „der Herzogl. privilegierte musikalische Hof-Instrumentenmacher, Herr Heinrich Karl Tölcke, im 73sten Jahre seines Alters an der Gelbsucht“. Diese Angaben enthält die von der Witwe und den Kindern des Verstorbenen bekanntgegebene Todesanzeige im 76. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 29. September 1792 auf Spalte 492. Sie ist, da sie aus erster Hand kam, unzweifelhaft zuverlässiger als die erst am 30. September nachgeholte Eintragung im Kirchenbuche der St. Andreaskirche, nach der Tölcke am 25. des Monats im 74. Lebensjahre gestorben sein soll. Eine solche doppelte Unstimmigkeit mag uns als warnendes Beispiel dafür dienen, daß die Zuverlässigkeit der Kirchenbücher als familiengeschichtliche Quellen nicht immer über jeden Zweifel erhaben ist.

Heinrich Karl Tölcke wird also zwischen dem 26. September 1719 und dem 25. September 1720 geboren worden sein, wann genau und wo, läßt sich bisher nicht feststellen. Der Familienname gehört wie Tolle, von dem er als Verkleine-



Zeichnung für einen vermutlich nie ausgeführten Kupferstich, wahrscheinlich von Beck, im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum

rungsform abzuleiten ist, dem ostfälischen Raume an, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß unser Hofinstrumentenmacher aus dem Amte Salder im Braunschweigischen stammte. Aus Osterlinde war nämlich ein Johann Peter Töllecke gebürtig, der im 35. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 6. Mai 1767 steckbrieflich gesucht wurde, weil er wegen Pferdediebstahls zur Karrenstrafe verurteilt, von der Sträflingsarbeit am Walle in Wolfenbüttel geflohen war.

Im Gegensatz zu diesem Namensvetter ist unser Heinr. Karl Tölcke gewiß niemals mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen, denn seine Hinterbliebenen rühmen ihm in der Todesanzeige nach: „Er führte ein musterhaftes Leben und starb als ein Christ“. Aber das ist leider auch alles, was uns dort über seinen Lebensweg verraten wird. Etwas mehr erfahren wir aus einem Gesuch von „Carl Töllecke“, wie er sich selbst schrieb, an Bürgermeister und Rat der Stadt Braunschweig vom 19. November 1771¹⁾. Darin heißt es u. a.: „... wie es unsern Durchlauchtigsten Herzog allergnädigst gefallen, nach meinen getreu abgehaltenen unterthänigsten Kriegesdiensten mich zu gestatten, daß ich allhier Musikalische Instrumente verfertigen und zu verkaufen um mein nothdürftiges Brod damit zu verdienen, berechtiget seyn sollte, und solche Nahrung habe ich bis daher in den getreuesten Unterthan (so!) betrieben; ...“

H. K. Tölcke hat sich demnach nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, den er vielleicht als Hautboist in einem braunschweigischen Truppenteil mitgemacht hat, vermutlich schon in den 60er Jahren als Musikinstrumentenmacher in Braunschweig niedergelassen, und zwar, wie aus allen späteren Geschäftsanzeigen hervorgeht, als Verfertiger von Holzblasinstrumenten. Gelernt hat er sein Handwerk nach Sack²⁾ bei dem Instrumentenmacher Reinecke in Braunschweig.

Am 27. Januar 1770 warb er im 9. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ auf Spalte 99 zum ersten Male für seine Erzeugnisse. Es heißt da: „Bey dem hiesigen musikalischen Instrumentenmacher Hr. Carl Töllken, in dem auf der Langenstraße belegenen Hause Nr. 988 werden auf Verlangen gute musikalische Instrumente verfertigt, als Baßons, Hautboen, Clarinetten, Flaute-Traversiere und was sonst bey Regimentern von Instrumenten gebraucht wird.“ Demnach arbeitete Tölcke zunächst hauptsächlich für den Bedarf der Militärmusiker und daneben gewiß auch für Holzbläser der herzoglichen Hofkapelle. Diese Tätigkeit wird ihm später den Titel eines Hofinstrumentenmachers eingetragen haben. Wann das erfolgte, ließ sich nicht feststellen, da weder ein darauf bezügl. Aktenstück erhalten geblieben noch die Titelverleihung in den „Br. Anzeigen“ bekannt gegeben worden ist.

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit scheint aber die Arbeit für die Berufsmusiker nicht genug eingebracht zu haben, so daß Tölcke sein Augenmerk darauf richten mußte, auch die Kundschaft der Musikliebhaber zu gewinnen, bei denen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Querflöte als Lieblingsinstrument der Empfindsamkeit mehr und mehr in Aufnahme kam. Diese günstigen neuen Absatzmöglichkeiten hatten inzwischen aber auch einige wendige Kaufleute in Braunschweig erkannt und den Handel mit eingeführten Flöten fremder Instrumentenmacher begonnen. Der Ausschaltung dieser lästigen Konkurrenten sollte die schon erwähnte Eingabe Tölckes vom 19. November 1771 dienen. Es heißt darin weiter: „Es findet sich aber, daß einige Kaufleute und Krämer allhier sich so wohl in als außer der Meße sich mit an und Verkaufung auswärts verfertigter Instrumente, welche größten Theils von schlechten caliber sind, abgeben, und dadurch das Geld aus dem Lande schaffen, wodurch meine bishero nothdürftige Nahrung sehr leydet, und besonders! meines erachtens nach: dieser Handel nicht zur Kaufmannschaft gezählt werden kann; so wäre meine ganz gehorsamste Bitte, diesen Handel außer denen Freyen Meßen hochgnädigst zu untersagen und mich in meinen erhaltenen Privilegio Aufrecht zu erhalten.“

Am 28. Dezember des gleichen Jahres wandte sich C. Töllcke, wie er sich diesmal unterschrieb, mit dem gleichen Anliegen unmittelbar an den Herzog und nannte auch seinen Hauptkonkurrenten ausdrücklich: „... Jetzo aber fügt es sich Bey diesen bedrängten und Theueren Zeiten, daß ich nicht das geringste abzusetzen, von meiner Arbeit im Stande bin undt alles zugesetzt habe, undt noch überdem sich Leute hier finden: besonders der gewürz Krämer Horn, in der Neuen Straße, mit auswärtigen undt ohn ab Probierten Flauten Handel sich abgiebt, und mein weniges Brodt undt Nahrung dadurch noch ferner sucht zu hemmen; Da nun die hiesigen Kauff und Krämerschaft sich meines wissen mit der gleichen Handel niemals abgeben, so Wäre meine Unterthänigste Bitte, daß Höchst dieselben doch aus fernerer Gnade vor mich, zu resolviren geruhen



Grabsteine im St.-Blasius-Dom
zu Braunschweig

Luodolf de Hollinghe (1349)



Elisabeth Dorothea von Hantelmann
geb. Rimpau (1763)

Fotos: Dr. Schultz



**Grabmal des Herzogs Ludwig Rudolf
und seiner Gemahlin Christine Luise
im südlichen Seitenschiff des
St.-Blasius-Domes zu Braunschweig**

Auf einem Marmor-Unterbau liegen die
Figuren, überlebensgroß, aus Zinn gegossen



Mit dem Gesicht
aufwärts gerichtet
liegt die Herzogin
Christine Luise
zur Linken
ihres Gemahls

Fotos: Dr. Schultz

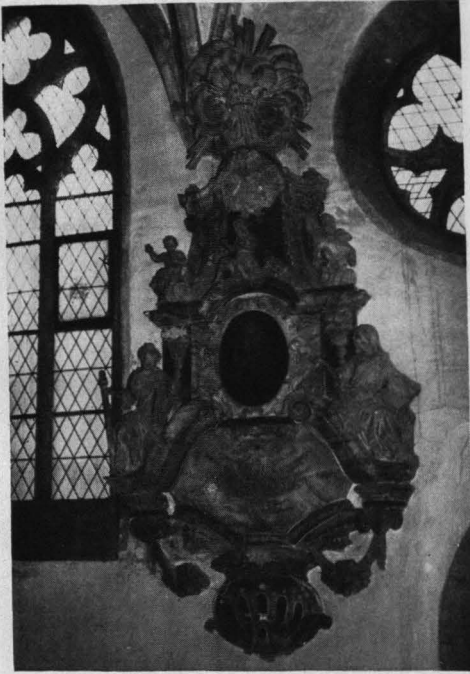


In voller Rüstung
liegt der Herzog
Ludwig Rudolf,
den Arm
auf eine Kanone
gestützt



Zu den Füßen sitzen zwei Genien,
Tränen in den Augen,
die eine Hand auf eine Urne gelegt

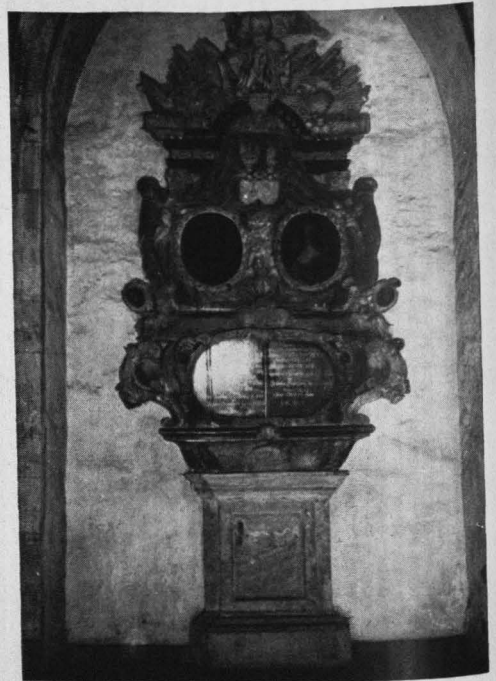
Fotos: Dr. Schultz



Stein-Epitaphien im St.-Blasius-Dom
zu Braunschweig

für Julius Basilius Pape,
Geh. Staatsrat und Dekan,
errichtet von R. Aug. Berkelmann,
vermutlich von H. M. Vetten

für den General und „Vestungsbau-Directeur“
Caspar von Völcker und seine Gemahlin,
von H. M. Vetten, Bilder von B. Franken



Fotos: Dr. Schultz

mögten oberwähnten Handel mit auswärtigen Musical. Instrumenten den hiesigen Kramer Horn per Rescript allergnädigst untersagen zu lassen. ..."

Der Kaufmann Horn, zur Sache vernommen, gab laut Aktenvermerk des Polizeidepartements in Braunschweig vom 2. Dezember 1771 zu Protokoll: „Er habe keine andere Musicalische Instrumente als Flautes travers, es sey ihm 1 Dzt. derselben in Comission gesand worden, bis dato habe er noch kein Stück davon verkauft, jedoch noch Hoffnung, was davon abzusetzen.“ Auf die Frage, „woher er glaube, zu dergleichen Handel berechtiget zu seyn, da solches nicht zur Kramer Gilde gehöre, ob er Erlaubnis zum Commissionshandel habe und ob die Waare veracciset sey“, antwortete Horn: „Die Flautes habe er per Post erhalten und nach dem angesetzten Wehrt veracciset, glaube aus diesem Grunde mit Waaren in Commission handeln zu dürfen, auch als Mitglied der Kramer Gilde mit solchen Waaren handeln zu dürfen, die zu keiner hiesigen Gilde Nachtheil gemacht. Da die Kramer Gilde Ordnung ihm zu sehr vielen, ja allen möglichen Articuln berechti-ge, ihm auch nicht bekannt gewesen, daß ein einiger Mann allhier zu dem Handel mit Musical. Instrumenten privilegiret sey...“ Horn bat abschließend, „daß ihm ... der Handel mit Flautes bey jetzigen schlechten Zeiten möge verstattet werden, wenigstens in denen Meßen, da Frembde damit handelten.“

Wie dieser für die alte Zeit überaus kennzeichnende Zuständigkeitsstreit entschieden wurde, ist uns leider nicht bekannt, da weitere Aktenstücke nicht erhalten geblieben sind. In den „Braunschweigischen Anzeigen“ hat Horn in der Folgezeit niemals Blasinstrumente zum Kauf angeboten, wohl aber tat es gelegentlich noch wieder C. Tölcke. Am 29. Januar 1772 empfahl er im 9. Stück der „Br. Anzeigen“ „allerley Instrumenten, als buxbaumene Bassons, Clarinetten, Hautbois und allerley Sorten von Flautes Travers für billigen Preis“.

Am 6. Februar 1782 finden wir von ihm im 11. Stück der gleichen Zeitung die Anzeige einer „Flûte traversière von schwarzen Ebenholze, und zwey Mittelstücken mit feinem Silber eingefabt, von vorzüglicher und bester Eigenschaft.“

Tölcke befaßte sich aber nicht nur mit dem Verkauf seiner eigenen Erzeugnisse, sondern suchte sich auch durch Kommissionshandel mit fremden Instrumenten Einnahmen zu verschaffen. So empfahl er am 3. April 1773 im 27. Stück der „Anzeigen“ eine „große Davids-Harfe, von dem besten Meister verfertigt, und mit einem vollkommenen Register versehen, um billigen Preis“.

Andererseits gab er auch selbstgefertigte Instrumente anderen Händlern zum Verkauf in Kommission. Am 3. Oktober 1789 hatte der Braunschweiger Kammermusikus Hartung in seiner Musikalienhandlung u. a. „ein Fagot von Tölcke“ vorrätig.

In späteren Jahren beschäftigte Karl Tölcke auch seine Söhne mit in seiner Werkstatt. Das erfahren wir aus einem Bericht des Polizeidepartements in Braunschweig vom 13. Februar 1791 an den Herzog über ein „Gesuch der musikalischen Instrumentenmacher Gebrüdere Tölcke um ein privilegium exclusivum zu verfertigung blasender Instrumente“. Es heißt in dem Bericht: „... wie die Supplicanten nebst deren Vater, bey welchem solche noch fürjetzt arbeiten, bisher sich mit Verfertigung der blasenden Instrumente abgegeben, und zeither hieselbst die einzigen gewesen sind, die solche verfertigt haben.“ Zu dem beantragten

„privilegium exclusivum“ äußerte sich das Polizeidepartement gutachtlich ablehnend in dem gleichen Sinne wie bei einem ähnlichen Ansinnen des Klaviermachers Lemme wegen des Handels mit fremden Klavieren, das auf S. 92 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift im Wortlaut wiedergegeben worden ist. Die Bedenken gegen das von den Gebrüdern Tölcke erbetene Monopol wurde in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „1) würde der Kunstfleiß, der keinen Zwang vertragen kann, unterdrückt werden; 2) würde dem Genie der Weg, Verbesserungen an den Instrumenten zu machen ja neue musikalische Instrumente zu erfinden, erschweret und solcher davor abgeschreckt werden; 3) Ist der Fall hier nicht vorhanden, da die Gebrüdere Tölcke wegen einer Erfindung in Ansehung musicalischer Instrumente eine belohnung verdient hätten, in welcher Rücksicht dann dergleichen privilegium wohl pflegt ertheilet zu werden; 4) würde nur den Supplicanten der Weg, das Publicum im Preise bey den Arbeiten zu übersetzen, offen gemacht werden, statt daß bey einer Concurrenz mehrerer Arbeiter nicht nur ein civiler Preis bewirkt, sondern auch eine Aemulation geschaffet wird, die zum öftern die Mutter neuer Erfindung ist; und 5) ist dann auch in Erwägung zu ziehen, daß bey solchen Gewerken, wo kein Gildezwang bisher geherrscht hat, solcher wohl nicht einzuführen ist.“ Diese uns so ganz modern anmutenden Gedanken einer liberalen Wirtschaftspolitik werden auch den Herzog überzeugt und gewiß zur Ablehnung des Gesuches geführt haben. Denn im Jahre 1800, als die Werkstatt der Tölckes noch bestand, erhielt Johann Christian Blume, ebenfalls die „Concession zur Verfertigung blasender Instrumente“ in Braunschweig.

Nachdem 1792 Heinrich Karl Tölcke gestorben war, wurde seine Werkstatt von einem seiner Söhne weitergeführt, seit 1793 allerdings in einem Hause auf dem Damme. Dort handelte er auch in Kommission mit Klavieren, wie Geschäftsanzeigen aus den Jahren 1793 und 1794 erkennen lassen. Welcher von den beiden Söhnen des alten H. K. Tölcke dies war, ob Christian Wilhelm oder Ludwig Ernst, ist nicht klar, da kein Vorname in den Anzeigen genannt wird. Im Braunschweiger Adreßbuch von 1817 findet sich ein C. W. D. Tölcke als „musik. Instrumentenmacher“ im Hause Hintern Brüdern Nr. 2735. Ob der „Hof-Instrumentenmacher Chr. Dan. Tölke“, der laut Adreßbuch 1832 auf dem Eiermarkt im Hause 452 A wohnte, mit jenem personengleich oder ein Nachkomme von ihm war, läßt sich nicht feststellen. Seit 1833 gibt es in Braunschweig keinen Instrumentenmacher dieses Namens mehr.

Obwohl die Tölckes also vermutlich rund 70 Jahre lang gearbeitet haben, sind doch nur verschwindend wenige Instrumente von ihrer Hand erhalten geblieben. In dem umfassenden Nachschlagewerk über die Blasinstrumentenmacher und ihre Erzeugnisse, „An Index of Musical Wind-Instrument Makers“ von L. C. Langwill (2. Aufl. 1962) sind nur 5 Instrumente nachgewiesen, nämlich eine Klarinette mit 6 Klappen im Britischen Museum, ein Fagottino mit 4 Klappen im Bachhaus Eisenach, ein Baß-Rankett in der Staatlichen Musikinstrumentensammlung Berlin, eine zweiklappige Oboe in der Privatsammlung Brackenbury in Berwick-on-Tweed und eine vierklappige Oboe im Metropolitan Museum, New York. Pastor Günter Hart in Groß Schneen, der vorzüglichste Kenner des niedersächsischen Musikinstrumentenbaues, wies mir aus seiner umfangreichen Kartei außerdem ein Tölcke-Fagott im Bayerischen Nationalmuseum München nach.

Über die Art seiner Flöten wissen wir wenigstens etwas aus den „Braunschweigischen Anzeigen“, wo außer der schon am 6. Februar 1782 erwähnten Flöte am 10. August 1808 im 62. Stück auf Sp. 2383 ein gebrauchtes Instrument aus seiner Werkstatt von dem Besitzer zum Kauf angeboten wurde mit den Worten: *„Eine buxbaumene Flöte von Herrn Töllecke verfertigt, mit drei Mittelstücken und Dis, Gis und B-Klappen“*. (Fortsetzung folgt)

¹⁾ Dieses und die im Folgenden zitierten Aktenstücke befinden sich im Stadtarchiv Braunschweig, C VII (Polizeidepartement) Bd. M 19 (Musikalische Instrumentenmacher). — ²⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Sacksche Sammlung Bd. 160 (Künste und Gewerbe), S. 199; zitiert auch bei H. Sohröder, Instrumente, Instrumentenmacher und Instrumentisten in Braunschweig (= Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig Bd. 3) S. 48.

„ANNO 12“

von Heinz-Bruno Krieger

Es sind in diesem Jahre genau 150 Jahre her, daß die große Armee Napoleons gen Osten marschierte, um ein Weltreich zu erobern. Viele Söhne unserer braunschweigischen Heimat wurden gezwungen mitzumarschieren, und viele Mütter und Bräute warteten noch Jahrzehnte später auf die Heimkehr des verschollenen Mannes oder Sohnes.

Wieder warten zu unseren Tagen viele Menschen auf die Heimkehr eines im weiten Osten verschollenen Menschen, lange Jahre liegen seit Beendigung des 2. Weltkrieges schon zurück, aber trotzdem, — welche Mutter glaubt nicht an ein Wunder? — Vielleicht ist es gerade aus diesem Grunde angebracht, auch der Menschen von „ANNO 1812“ zu gedenken, die wie wir betend und wartend hofften, die Schmerzen der Zeit zu überwinden.

Noch bis auf den heutigen Tag weiß man in den Abendstunden zu erzählen von der „großen Armee“, die mit ihren Legionen auszog, aber nicht heimkehrte. In Königslutter-Oberlutter war Christian Holste, eines Einwohners und Leinewebers Sohn mit den westfälischen Truppen nach Rußland marschiert. Als nun der strenge Winter einsetzte, und die ersten Nachrichten verschwommen durchsickerten, da hielten auch die alten Holstes vergebens Ausschau nach ihrem Christian. Noch heute wissen die Nachkommen zu erzählen, wie Mutter Holste eines Nachts durch Pferdehufschlag aus dem Schlaf gerissen wird, sie eilt ans Fenster, und — — hoch zu Roß prescht ihr Kind, in der zerschlissenen Uniform eines westfälischen Reiters, den Kattreppeln hoch. Da hat Mutter Holste still ein „Vaterunser“ gebetet, denn nun wußte sie, daß ihr Christian niemals wieder in die Heimat am Elm zurückkehren würde.

Die Familie Jahns in Schöningen hatte ihren Sohn Ernst bei dem Königlichen Chevauleger-Regiment. Als Unteroffizier hatte er „auf der Retirade aus Rußland von Katisch in Polen“ das letzte Mal geschrieben. Als er Jahre später immer noch nicht zurück war, gab die alte Mutter in der Baderstraße Nr. 10 die Hoffnung trotzdem nicht auf, Nacht für Nacht war sie darauf bedacht, ja das Feuer im Herde nicht ausgehen zu lassen, — „dat dä Junge, wenn hai na Huse kümmt, ja wat Warmet tau äten hat“.

In Grasleben, heute hart an der Zonengrenze gelegen, war es der dortige Krüger, Halbspanner und Schriftsasse Julius Heinrich Christoph Scherenberg, der

Tag für Tag einen großen Kessel mit Braunkohl und viele Brote in seinem Ofen backen ließ, um den armen, zerlumpten Soldaten, die durch den Ort kamen, wenigstens etwas zu essen anbieten zu können. Als er eines Tages unwirsch seinen Knecht anfährt, weil dieser kein Mehl zubereitet hat, senkt der alte treue Mann still seinen Kopf und sagt: „Herr, et is allet alle, dä grote Armee hat allet oppegetten.“

Das sind Erinnerungen an „ANNO 12“, die noch heute in vielen braunschweigischen Familien erzählt werden. Sie bilden unbewußt eine Parallele zu unserer Zeit.

Taun Aandenken von en paar olen Harzersch

Erinnerungen in der Mundart von Sorge, Kr. Wernigerode

von Helmut Vogel

Ja, et waarten damals doch noch annere Tieden! De Liede harnten noch kein Radio un kein Fernsehn un harnten ook von „Lebensstandard“ noch nischt eheert, awer sei harnten bie alle Mäuhe un Arweid noch Tied dortau, ewer dat Lewen stillewest nahtedenken, un mannich einder von ehne war dat, wat me hiede en „Philosophen“ näumen deiht. Dat war ook so in der Sorrije (Sorge, Hochharz), wu miene Groteldern leweten.

Ek denke da taun Bispile ahn den olen Weichelt Carl. Hei war Bissenmaker, einder von de freuheren Art, wu en Jewehr noch ne Zisselierung annen Loop un ne Schmitzerie annen Kolwen kreich, un bie em mußte allet passig sien un in Eel lopen. Wenn hei sienen Nahwer Vogel, mienen Grotvader, ahn Fierawend besöchte, kunne hei sek dood arjern, wenn de Husdeer in de olen Faktorie bie Schneiwedder un Külle klemmen ded. „Friedrich“, sähr hei denn immer tau mienen Grotvader, „lat doch um allet in de Welt dei Deer mal in Gange maken!“ „Ach“, antweere dei, „lat man, dei ward wedder!“ Un hei harre recht: in Sommere junk sei wedder ganz schene.

De ole Weichelt war en flitijer un solider Mann, awer ein Laster harre hei doch: hei kunne et Rookten nich laten! Un wie siene Frue dat gor nich lieden kunne wejen ehre Jardinen, war hei oppen gauden Infall ekomm: hei stunn et morjens schon um veiere mal op, steck' en Kopp dörch en klein Quadratchen von et Finster rute un roke in alle Ahndacht un unjesteert en Piepken. Denn junk hei noch mal int Bedde.

Un wat hei sek dorbie so ewerlecht harre, dat kam denn bie Jelegenheit taun Vorscheine. Wenn taum Bispile mien Grotvader, dei immer en been schwart sach, ewer de schlechten Tieden klage, denn sähr de ole Weichelt Carl: „Friedrich, wat witten man. Mei sin jesund, et Eten schmeckt uns, unse Kindere vortragen sek, un mei sin keinen wat schüllig. Wat witten noch meh?“

Eindes scheenen Dages heere hei von einen Vorwandten uht Benneckensteine, dei taun dritten Male siene Frue verloren harre, dat dei noch mal frieen wulle. Als de ole Weichelt ne frochte, ob hei dat warraftijen Gott daun wulle, antweere de Jevadder ut Benneckensteine kort un bünlich: „Wenn de leiwe Gott et Starwen nich let, lat ek et Frieen nich!“ Villicht in Jedanken ahn dissen Vorwandten sähre

denn später der ole Weichelt: „Wenn einder friet, denn mot hei sek ne jesunne Frue nähm! Ne kranke Frue, dei het en janzen Dag met sek te daune!“

Hei un mien Grotvader harreten tesamme 1860 et Sorrijer Hittenwerk eköfft, awer et war keine reine Freude dormedde. Alle Ogenblicke junk wat korte, un sei harreten bloß ehren Daunst, dat allet recht un schlecht in Jange bleif. In Wintere war et Waterrad innefrozen, un sei luerten denn oppet Freujohr. Kam denn de ole Weichelt: „No, Friedrich, wo isset? Willn meien wedder ahnfängen?“, kucke mien Grotvader nah den Schwienehaken, wu se de Bestellungen sammelten, un sähr: „Ach, Carel, warte man ehricht noch! Mei willn ehricht noch en been tesamme komm laten!“

Ook met de Hiesere, dei tau de Hitte heerten, harreten sei veel Last. Eindes Dages kam einder ut'en Berchhuse un sähr tau mienen Grotvader: „Herr Vogel, kenn Sei n nich mal komm? Da möten en paar Schwarten unner et Dach! Bie mek räjent et schon immer int Bedde, dat ek en Scherm opspannen mot.“ Als mien Grotvader denn nah en paar Dagen henwulle, drop hei ne oppe Strate; un wat secht dei brave Mann tau mienen Grotvader: „Et is nich mehr needich, dat Sei komm, Herr Vogel! Ek hewwe mek sillewest ehulpen, ek hewwet Bedde wecherrickt.“

Ein- oder zweimal in de Woche dropen sek de olen Honoratioren von Sorrije annen Stammdische in de Schenke bie Riechen Carl. (Et war damals noch dei ole Schenke, dei Daniel Itzig, de Hof- un Schutzjude un „Münz-Entrepreneur“ von Friedrich II., for de Hittenliede jebaut harre, in Jahre 1771.) Veel kunnen sek de Jäste nich leisten, et Jeld war knapp. De hechste Stunnenlohn lach bie twintich Pennije. So drunken se meist en Glas Brunbeier for 8 Pennije un „en Schluck“ (Brennewien) for 3 Pennije. 11 Pennije, dat war de jewehnliche Zeche, „Trinkgeld“ jaf et noch nich.

Einmal harre en Besäuk ut de Stadt allehope frie 'holen, un einije harren ewern Dorscht edrunken. Sei waren noch in't Frieer komm un hunken nune ewer et Jelänner von de kleine Holtveranda. En paar Waldarweider junken jerade vorbie un wullen hilpen. „No, kumm, Willem, ek bring dek na Hus!“ „Minsche“, sähr en annerer, „dat's doch de Farschter! Da kannste doch nich Du sehn!“ „Ach wat!“ sähr de ehrichte, „wenn hei besopen is, sechek Du for ehnel!“

Awer dat war en Sonderfall, sis junk de Stammdisch duseken for sek hen. De ole Rieche harre keine Lust, te luern, bet se nah Hus zockelten. Hei stelle en Delder met Wesseljeld hen, dat sei sek sillewest bedeynen können, und jaf ehne en Husschletel, dat se dormedde de Husdeer von drute tauschluten süllen. Denn junk hei tau Bedde.

Einder von dissen Stammjäten war de ole Gropp-Pajini. Hei harre dissen Unnerscheidungsamen ekreen, wil dat hei mal von en Geijer Pajini stats Paganini harre vertelln wolln. Awer de olen Sorrijers warten jebildet, sei kennten ehren Goethe un Schiller utwennich, un harreten Groppen utelacht. Awer ook Gropp harre siene Erkenntnisse. Eine von dissen war: „Dat Schriwen is nich so einfach: et Poppier mot stimmen, de Feddere mot stimmen, un de Minsche mot stimmen!“ Un so junk dat Schriwen nich so schwinne bie em. (Awer hei het recht, mek isset oft ook so egahn!) Eindes Dages warten wedder mal de Holtbedarfszettele von de Farschterie utdeilt worden. Gropp-Pajini harre sek schon sillewest

Holt besorrijet un bruke keins meh. Un so schrew hei op sienen Zettel bie de Frage: „Wie groß ist Ihr Holzbedarf?“ einfach hen: „Ek hewwe Holtbedarf naug.“

En anneret Sorrijer Orijinal war de ole Scharfen Krisjahn, jenannt Scharfen-Jippus. Hei war sienes Teikens Schwäbelhelzkenmaker, hei make sone Helzkens, dei ahn de Schauhsollen un an Hosenboddenn zinnen deden. Siene Kindere moßten de Heltere dann innen Lanne verköpen, awer veel bleif nich hängen dorbien. Jippus harre te daun, dat hei siene Frue un siene acht Kindere dörchbringen ded. Eine von sienen Döchtern war de spätere Handelsfrue Scharfen Ida, dei jo jedwerein in de Jejend ekennt het. Jippus war en bäernstarker Kerel un bien Soldatene Artollerist ewest. Keinder, dat vertelle hei oft, kunne so doll scheiten wie hei, und wenn bien Exerzieren oder Scharpscheiten en besonders harter Schuß losjunk, dann sähre sien Hauptmann glik: „Dat is Krisjahn ewest!“ Mien Vader vertellte em mal, dat hei Grenadier ewest werre; dunn sähr Krisjahn: „Dat is jo nich so schlimm, Emil! Hauptsache, du bist Soldat ewest. Wer nich Soldat ewest is, dei is in mienen Oogen en Affel.“ „Sie stille, Krisjahn!“ rep em en annerer tau, „de Schulté (Amtsvorsteher) is ook nich Soldat ewest!“ „Dei is ook en Affel!“

Jippus harre ne scheene Stimme; hei sat et awends met sienen Kinderen oppe Bank vorn Huse un sunk met ehne veierstimmich. Wenn awer ahn Dage einder kam, dat hei em wat vörzingen sülle, denn wulle Krisjahn immer eherscht Brennewien seihn. Harre hei denn en Veertelsliter uht de Schenke ekreen un hinnerjekippt, denn erkläre hei friewech: „Ein Veertelsliter singet noch nich!“, un eherscht nahn dritten Veertelsliter junk et denn meistens los.

Einmal harre hei met en paar anneren in Benneckensteine te veel edrunken, un sei harren allehope oerntlich einen in de Krone. Wie se dann in de Nacht in einen Jeckern nah Hus kutschierten, schmetten sei ahn de Sillewergruwe met en Wagen umme, un allet suse in’n hohen Bogen in’n Chasseegrawen, Jippus met’n Kopp vornewech oppen Barrich Schottersteine ahn’n Ranne. Als se sek wedder opperrappelt harreten, lachten se nich schlecht ewer Krisjahn, dei et ganze Jesicht vull Bland harre: „No, Krisjahn, dat heste dek awer scheene uhtesöcht!“ Awer Krisjahn zucke nich met de Wimpere: „Wat wolle ji man? Dat war doch ganz in Oerdnung! Ek moßte da droppe! En annerer war dood!“

Später war hei in siene Werkstatt ook mal wedder in Damp west, war hen efoln un harre met siene Piepe de Howelspähne ahnesteckt. Hei harre in den Fier ganz schene wat afekreen, un siene Fingere bleiften schwart ebrannt. Awer siene ole Kurasche harre hei beholen un sähr denn später immer: „Miene Fingere, dei sin wie so en paar Wisselbeerentacken un wie en paar Kammrädere! Junge, wer da twischen kimmet, dei mot sek vorseihn!“

Jippus is trotz allen sienen Brennewien noch ganz scheene ohlt eworden, awer eines scheenen Dages harre hei sek doch foortetupelt. De Paster kam, umme den Ahnjeheerijen sienen Besök tau maken, un frache de ole Scharfen: „Wie ist das denn nur gekommen, daß Ihr lieber Mann so ganz plötzlich gestorben ist?“ „Ach“, antweere de Scharfen, „ek weit et ook nich recht.“ „Ja aber, Frau Scharfe, haben Sie denn nicht einen Arzt zugezogen?“ „Nä“, antweere sei, hei is von sillewest estorwen.“

Ja, ek künn woll noch manniches uthkramen von den oeln Sorrijersch, awer wer het hiede noch Tied for sone einfachen Stippssterekens? Doch von einem olen „Orijinale“ mot ek noch wat vertellen! Ungene in’n Unnerdarrepe, in de so-

jenannte ole Schmeede, wohne noch en annerer Weichelt, de Schmeedn Rowert. Hei war en besinnliche Minsche un „iele met Wiele“, un hei harre ook siene Grundsätze: Hei maje partuh nur bet taum Awendzuche uht Benneckensteine, un wenn dei so um achte rum umme de Harrenecke oppen Barrije piepe un bimmele, denn hucke hei ohne Zeejern siene Seiße wedder op, ook wenn hei jerade ehrscht ahnefänget harre met Majen. So kam et, dat hei immer en been hinnerher hinke, un wenn de annern ehr Grummet lange oppen Bodden harnten, funk hei jerade ehrscht ahn dormedde. Denn lut hei sek awer ook nich steern, wenn en Jewitter ahn Himmele stund, un wenn de annern Liede oppen Felle em taurepen: „Onkel Rowert, make hen, et ward gliek dundern!“, denn antweere hei in aller Rauhe: „No, wenn schon, denn laat m'et dundern!“ Kort, hei make so sien Krämecken for sek hen, un wenn siene Nahwersche, de ole Schmidt'n, dei nischt meh to daun harre un en janzen Dach ut'n Finstere luere, em nahrep — wenn hei so met en Korrewe ahn ehrn Huse vorbeiastappeln ded —: „Rowert, sech doch, wu geihsten hen?“ denn sähre hei jeheimnisvoll: „Kumm medde, Karlina, denn siehstet!“

Hei harret met de Rauhe, awer hei kam immer noch terechte, ook in de Hitte, wu hei als Schmeed arweidde. Eindes Dages make hei wedder mal Handwagenassen, wu hei en Sticke Veierkantisen als Loprings for de Rädere um de Asse ummelehn moßte. Dat make hei mannichmal en beten sehr nah Oogenmat, un denn kreich de Asse bloß nen Dreiveertels-Ring. Dat kunne awer de Mester Spengelär (Spengler) nich bruken. Hei krawwele de enge Holttreppe nah de Schmeede runner, kucke Schmeedn Rowert scharp dörch siene Stahlbrille ahn un wise em sone Asse met en Krepelring. „Rowert, ek hewwe dek doch nu schon dausendmal esecht, de saßt dei Naht oerntlich tauschmeedn!“ „Ja, ja“, sähr Rowert taustimmend. Dormedde war et awer for Spengelärn nich afedahn: „De sechst immer ja, ja! Dat nitzt mek nischt! Maken saßtet! De sechst immer ja, ja!“ Rowert stecke sien Isen wedder int Fier, kucke ne ook ahn un sähr: „Je, ek kann doch nich ‚Nä' sehn!“ — Un harre hei nich recht dormedde?

AUS DER HEIMATPFLEGE

Gift in der Landschaft

Bei uns in Mitteleuropa hat die wirtschaftliche Nutzung und damit auch Verjüngung und Pflege der Baumbestände eine alte Tradition. Aber je mehr unsere Landschaften durch die Zunahme der Bevölkerung und das vorläufig nicht abzu sehende Anwachsen von Industrie und Verkehr in einen Zustand höchster Gefährdung geraten, um so intensiver müssen die Forschungen zu ihrer Erhaltung vorangetrieben und in ihrer Auswirkung durch strenge Gesetze gesichert werden.

Die Gefahr, daß dabei in einer gewissen Panikstimmung Wege gegangen werden, die sich auf lange Sicht als unzumutbar, ja gefährlich erweisen, ist groß. Es ist schwer, vielleicht unmöglich, Rückschläge ganz zu vermeiden. Daß man

durch vorsichtige Versuche vor Anwendung im Großen solche Irrtümer zu vermeiden versucht, weiß ein jeder. *Aber je „künstlicher“ ein Eingriff ist, um so schwerer sind seine biologischen Folgen vorauszusagen und um so schwieriger ist es, negative Folgen wieder gutzumachen.*

Kein vernünftiger Mensch wird prinzipiell jede Giftaktion gegen akute Kalamitäten verdammen. Vielfach ist ihre bittere Notwendigkeit eine Folge von Fehlern unserer unerfahrenen lieben Vorfahren, die wie es scheint, die Gefahren kurzfristig spekulierender Monokultur nicht erkannt hatten.

Gift in der Landschaft! — Ich gestehe, daß ich es hasse, ob es nun der chemischen Bekämpfung von Krähen und Elstern dient oder von Feldmäusen oder Kartoffelkäfern oder Forstschädlingen. Ich gestehe aber auch, daß mein Haß in vielen Fällen wenig realpolitisch ist.

Es sollte jedoch, meine ich, ganz selbstverständlich sein, daß Gift in der Landschaft vermieden wird, so lange und so gut dies möglich ist. Gewiß nicht alle, aber doch sicher einige Schädlingskalamitäten kann man vor ihrem Aufklackern biologisch abfangen, indem man die natürlichen Gegenspieler schützt und vermehrt!

Wenn ich aus einer noch so genial konstruierten Maschine ein einziges lächerliches Zahnrädchen herausnehme, dann ist sie bis auf weiteres nur noch Schrott. Der Vergleich mit der Natur und dem ohne exakte Beobachtung und Forschung kaum zu verstehenden komplizierten Zusammenspiel der sie prägenden Faktoren hinkt zwar etwas, weil die Natur keine Konstruktion ist, sondern ein System von Wirkungen, ihre Funktion ist nicht eindeutig und stabil, sondern vielfältig und sehr labil. Aber es ist insofern richtig, als wir alten Besserwisser uns oft grimmig täuschen, wenn wir meinen, aus dem Naturgefüge ungestraft etwas herausnehmen zu dürfen. Es zeigt sich dann zuweilen, daß Versuche, die Schöpfung zu verbessern, uns selbst großen Schaden bringen. Nachdem die Jäger fast alle Falken und Weihen so tüchtig dezimiert und die Sperber und Habichte eifrig verfolgt hatten mit der Begründung, sie seien schädliche Bösewichte, vermehrten sich die Krähen und Elstern so uneingeschränkt, daß die schießfreudigen Waidmänner sie als viel schlimmere Heimsuchung erkannten und sie prompt in recht wenig waidgerechter Weise mit Gift bekämpften. Umgekehrt hatte die Begiftung von Schädlingen aus der Insektenwelt zur Folge, daß ihre natürlichen Gegenspieler aller Art, Insekten und Vögel, mit dran glauben mußten und die Gefahr entstand, daß unter den Schädlingen sich Stämme heranzüchten, die das Gift vertrugen. Daß manche dieser Gifte auch für Haustiere und Wild, ja sogar für den Menschen nicht so harmlos sind, wie man im ersten Optimismus meinte, spricht sich immer mehr herum.

Kein Wunder also, daß man immer häufiger das Wort von der „biologischen“ Schädlingsbekämpfung hört. Wissenschaftliche Fachinstitute, unter anderem die Vogelschutzwarten, haben in den letzten Jahren auf diesem Gebiet wertvolle Arbeit geleistet, und auch die auf Gifte schwörenden Praktiker geben allmählich zu, daß es unter leidlich normalen Verhältnissen besser ist, natürliche Hilfstruppen mobil zu machen als nur die erfindungsreiche chemische Industrie, obgleich diese sich, soweit sie gewissenhaft ist, den Problemen nicht verschließt und ernsthaft versucht, ihre Produkte noch kritischer als bisher zu prüfen, ehe sie auf die Natur losgelassen werden, so daß stumpfsinniger Massenmord über die Schädlinge hinaus möglichst vermieden wird.

Ich bin kein Forstmann und kein Bauer, sondern nur ein Naturwissenschaftler der gewohnt ist, biologisch zu denken und überzeugt ist, daß diese Denkweise die einzig richtige ist, wenn es sich um Natur handelt. Manche Leute gefallen sich darin, unser Zeitalter technisch zu nennen und zu behaupten, die Natur müsse sich wohl oder übel dem technischen Fortschritt unterordnen. Sie wird das niemals in vollem Umfang tun, sondern an gewissen Grenzlinien zurückschlagen, daß uns Hören und Sehen vergeht. Ich finde, unsere Existenz ist, langfristig gesehen, gefährdet genug und wir haben wenig Grund, den Hans im Glück zu spielen. Nutzen wir die Natur unter Achtung ihrer eigenen Gesetze! Auch die Grundgesetze der Technik sind Naturgesetze, gewiß. Aber der erfindende Mensch spielt mit ihnen wie mit Spielkarten.

Prof. Dr. Dr. Hans Krieg, Präsident des Deutschen Naturschutzringes

Welche Gefahren drohen durch die modernen Schädlingsbekämpfungsmethoden heute unserer heimatischen Landschaft?

Von Gerhard Schridde

Es ist noch gar nicht allzulange her, daß der Dichter Martin Greif in seinem Liede „Hochsommernacht“ schrieb:

„Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.
Nur am Berge rauscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt
Wallen Engel durch das Korn.“

Wo sind aber diese Engel, von denen der Dichter singt, daß sie einst die Ernte auf dem Halm behüteten, heute geblieben? Der Bauer, der jetzt seine Ernte möglichst ungeschmälert durch Schädlingsbefall und Pilzseuchen einbringen möchte, kann sich auf das Walten solcher guten Geister kaum noch verlassen. Es scheint ihm deshalb auch sicherer zu sein, seinen Maschinenpark durch Motorspritzen zu ergänzen und dem Volk der Schadinsekten und Krankheitspilze mit dem schweren Geschütz der Giftbrühen auf den Leib zu rücken. Der erfahrene Fachmann weiß allerdings, daß er auf diese Weise nur mit recht vorsichtiger Hand in das Naturgeschehen eingreifen darf, will er nicht durch den Einsatz der die Lebensgemeinschaften in einem erheblichen Maße gefährdenden Gifte den Teufel mit Beelzebub austreiben.

Ich glaube, die Tatsache, daß die Schädlinge in vielen Fällen nur eine Antwort der Natur auf rohe Eingriffe in ihr Gefüge durch Menschenhände sind, ist noch viel zu wenigen zum Bewußtsein gekommen. Die Massen der Schadinsekten sollen ja die verloren gegangene Ordnung in der Natur wiederherstellen. Nach

der Wiedererlangung des biologischen Gleichgewichtes würde die Massenvermehrung der Schädlinge sehr bald von selbst in sich zusammenbrechen. Allerdings kann darauf der Bauer, der mit seiner Ernte unsere Ernährung sichern soll, nicht warten.

Wir Menschen glauben schon, Herren im Weltraum zu werden. Wir sind es aber noch nicht einmal auf unserer Erde! Viele Schädlingsbekämpfer sind nun aber sehr stolz darauf, daß sie jetzt in den neuen organisch-synthetischen Insektiziden und Fungiziden immer schärfere Waffen im Kampfe gegen alles Ungeziefer besitzen. Merken sie aber auch die Zweiseitigkeit dieser neuen, scharfen Schwerter? Diese so überaus wirksamen Mittel bedeuten nämlich gleichzeitig auch eine erhöhte Gefahr für das biologische Gleichgewicht in der Natur. Manche Wirkstoffe sollen sogar den Schädlingen weniger schaden als ihren natürlichen Feinden. Dadurch kann die Ordnung in der Natur noch mehr auf den Kopf gestellt werden, als sie es vorher schon war. Deshalb ertönt auch seit vielen Jahren immer lauter der Ruf nach einer biologischen Bekämpfung der Schädlinge.

Im Beispiel von Katze und Maus, aber auch im Verhältnis der Raubsäuger und Greifvögel zu den kleinen Nagetieren, der Singvögel, der Fledermäuse, der Waldameisen, der Lauf- und Raubkäfer zu manchen Schadinsekten haben sich natürliche biologische Beziehungen schon seit vielen Jahrhunderten bewährt, um das natürliche Gleichgewicht einigermaßen zu erhalten.

In jüngster Zeit versucht man deshalb besonders bei den Schädlingen, die aus fremden Ländern zu uns gekommen sind, die natürlichen Feinde, die sie ja häufig zu Hause gelassen haben, nachzuholen. Solche Bestrebungen können zu einem Dauererfolg führen, der dann besonders begrüßenswert ist, wenn diese Schadinsekten ohne die Dezimierung durch ihre Feinde bei uns recht große Schäden hervorrufen.

So bemüht man sich im Augenblick bei uns, aus Amerika Raubwanzen einzubürgern, die den Kartoffelkäfern zu Leibe rücken sollen. Dieser Maßnahme wäre deshalb ein besonderer Erfolg zu wünschen, weil auch bei dem Kartoffelkäfer schon die ersten Anzeichen einer Giftresistenz gegen gewisse Schädlingsbekämpfungsmittel aufzutreten scheinen.

Das Nachholen der natürlichen Feinde hat schon einmal vor ungefähr einem Jahrhundert zu einem Erfolge geführt, als man in dem kalifornischen Obstbaumgebiet zur Bekämpfung einer schädlichen Schildlaus Marienkäfer einführte. Leider haben sich die Hoffnungen, die man nach dieser Aktion auf die biologischen Methoden setzte, nicht alle erfüllt.

Die Feinde müssen nun nicht unbedingt die Schädlinge alle auffressen. Sie können auch als Parasiten auf ihre Kosten leben und die Zahl ihrer Wirte auf diese Weise verringern. Jedem Naturfreund und Gärtner sind die Schlupfwespen bekannt, die ihre Eier in die soeben geschlüpften Raupen des Kohlweißlings legen. Die Blutlaus ist erst vor gar nicht langer Zeit als sehr gefährlicher Schädling in unseren Obstgärten erschienen. Die Biologen haben aus ihrer amerikanischen Heimat die Blutlauszehrwespe nachgeholt und mit einem gewissen Erfolge bei uns einzubürgern versucht. Leider scheint aber diese Zehrwespe gegen die bei den Schädlingsbekämpfungsaktionen eingesetzten chemischen Wirkstoffe empfindlicher zu sein als ihr Wirt. Auch gegen die San-José-Schildlaus, die in den

letzten Jahren in Deutschland stärker in Erscheinung trat, versucht man in letzter Zeit eingeführte Schlupfwespen einzusetzen.

Durch Monokulturen oder im Überfluß gebrauchte Giftbrühen kann eine Lebensgemeinschaft so stark verarmen, daß die ursprünglich vorhandenen natürlichen Feinde der Schädlinge ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen können. Deshalb hat man heute auch schon in Laboratorien gezüchtete Feindorganismen ausgesetzt. So gibt es Arbeiten, die von der Erzwespe *Trichogramma* berichten, die die Eier von Schmetterlingen parasitiert. Bei uns in Deutschland hat man versucht, diese Wespen im Kampf gegen den Apfelwickler in den Spätsommermonaten einzusetzen. Andere Arbeiten sprechen von Erfolgen bei der Verwendung des *Bacillus Turingiensis*, der auf künstlichem Nährboden verhältnismäßig leicht vermehrt werden kann und eine selektive Wirkung gegen manche Schmetterlingsraupen zeigt, ohne aber den Haustieren, den Bienen oder den natürlichen Feinden der Schädlinge zu schaden. Im Jahre 1954 hat schon das Darmstädter Institut der Biologischen Bundesanstalt durch die Verbreitung einer Virusseuche einer Massenvermehrung der rotgelben Kiefernbuschhornblattwespe Einhalt gebieten können.

Eine weitere Möglichkeit der biologischen Schädlingsbekämpfung ist in der Resistenzzucht gegeben. „Krebsfeste Kartoffelsorten“ sind vielen Landwirten und Gartenbesitzern ein Begriff. Leider kann der Krebs aber immer wieder neue krankheitserregende Stämme bilden, die die Arbeit der Züchter sehr erschweren. Man versucht jetzt auch, DDT-resistente Raubmilben zu züchten, die im Kampfe gegen die Rote Spinne eingesetzt werden können, da das DDT als typisches Insektizid Spinnmilben nicht in einem befriedigenden Maße miterfaßt.

Interessant sind auch Berichte vom Einsatz radioaktiver Strahlen, mit deren Hilfe man Puppen der Schraubenwurmfiegen sterilisierte. Die unfruchtbaren Männchen ließ man fliegen, so daß sie gesunde Weibchen begatteten, die dann aber nur noch entwicklungsunfähige Eier legen konnten. In Curaçao und Florida hat man auf diese Weise das Weidevieh vor diesen die Tiere sehr peinigenden Schadinsekten schützen können.

Doch die meisten dieser biologischen Pflanzenschutzmethoden haben bis jetzt noch nicht allè die Hoffnungen erfüllen können, die ihre Befürworter in sie gesetzt hatten.

Andererseits sind aber auch die Anschauungen, daß der Pflanzenschutz nur der chemischen Schädlingsbekämpfung gleichzusetzen sei, heute wohl endgültig überholt!

Man hat jetzt gelernt, einzusehen, daß die Pflanzenkrankheiten und der vermehrte Schädlingsbefall recht komplexe Angelegenheiten sind. Die Aufgaben des Pflanzenschutzes werden, je tiefer man in seine Probleme eindringt, immer schwieriger. Sie werden aber auch dadurch umfangreicher, daß der Markt immer höhere Ansprüche an die Qualität der Ernten und das Aussehen der Früchte stellt und die Konkurrenz der Landwirtschaften der EWG-Länder immer stärker wird. Die freie Marktwirtschaft führt zwangsweise zu einer erhöhten Arbeitsteilung und Spezialisierung auch auf unseren Bauernhöfen. Einseitige Spezialbetriebe sind aber gegen Schädlinge und Krankheiten sehr viel anfälliger und erfordern deshalb auch erhöhte Pflanzenschutzmaßnahmen im Vergleich zu den alten landwirtschaftlichen Betrieben, die mit ihrer weit größeren Zahl von Kultur-

pflanzenarten und einer weiter gestellten Fruchtfolge gegen Schadinsekten und Pilzkrankheiten erheblich weniger anfällig waren. Durch die neuzeitliche, artenarmen Fruchtfolge und durch die einseitig spezialisierten Betriebe hat der Landbau heute zum großen Teil seine „innere Harmonie“ verloren.

Die durch die bäuerliche Erfahrung vieler Generationen im Laufe der Jahrhunderte gefundenen Gesetzmäßigkeiten, die den deutschen Bauernhof fest in seine Heimatlandschaft eingliederten, werden heute häufig gestört. Alte Bindungen reißen. Diese Entwicklung unserer Landwirtschaft sieht der Biologe oft mit großer Sorge. Vielleicht denkt er dann in einer beschaulichen Stunde an die Sage des klassischen Altertums, die von dem Riesen Antäus berichtet, der unüberwindlich blieb, solange er mit beiden Füßen fest auf der mütterlichen Erde stand. Herkules konnte ihn erst überwinden, als er die Kraftströme, die ihm von der Mutter Erde zufließen, unterband. Sollte nicht die Weisheit des Altertums, die sich in dieser Sagengestalt verdichtete, uns aufhorchen lassen?

Auch Goethe warnt, indem er vom Menschen sagt:

„Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.“

Auf der Erde hungern heute noch viele Millionen, andere Millionen verzehren sich in der Angst vor der Atombombe, aber man weiß jetzt wenigstens, wie der Mond von hinten aussieht!

Doch nun zurück zu unserem eigentlichen Problem, das uns ja mit beiden Füßen wieder fest auf unsere heimatliche Erde stellen soll. Was bleibt uns im Kampfe gegen die ständig zunehmende Zahl der Schädlinge heute zu tun? Zu viel Chemie gefährdet die Natur in einem nicht zu verantwortenden Maße, zu viel Chemie kann den Bauern auch mit dem neuen Nahrungsmittelgesetz, dessen Paragraphen chemische Rückstände auf unseren Nahrungsmitteln nachdrücklich verbieten, in Konflikt bringen. Die biologischen Methoden allein schaffen es aber auch nicht, Feld und Wald vor den Schädlingen zu schützen. Die moderne Entwicklung der spezialisierten Landwirtschaft erschwert ja auch die Anwendung biologischer Maßnahmen noch mehr.

So müssen die Pflanzenschutzarbeiten schon beginnen mit pflanzenhygienischen Maßnahmen, die nicht mehr vorbereiten sollen, sondern als ein Teil der Schädlingsbekämpfungsmaßnahmen aufzufassen sind. Zu ihnen gehören neben der Wahl des richtigen Standortes nach Boden und Klima auch eine entsprechende Bodenbearbeitung und eine zweckmäßige, möglichst weite und abwechslungsreiche Fruchtfolge.

Bei den Pflanzenschutzmaßnahmen im engeren Sinne des Wortes muß es jetzt die Kunst des verantwortungsvollen Pflanzenarztes sein, den goldenen Mittelweg zu suchen und zu finden. Er muß das eine vorsichtig tun, ohne das andere ganz zu lassen. Ohne den chemischen Pflanzenschutz geht es heute mit dem besten

Willen nicht mehr. Die Menschheit würde ohne ihn bald verhungern. Deshalb erhebt sich die Forderung, die nicht völlig zu vermeidenden, aber sehr unerwünschten Nebenwirkungen, so weit es nur geht, einzuschränken. Auf den Lebensmitteln dürfen keine chemischen Rückstände verbleiben. Indifferenten oder gar nützlichen Organismen dürfen durch die Gifte nicht wesentlich gefährdet werden.

Es ist noch gar nicht lange her, da freute man sich über eine möglichst große Breitenwirkung eines neuen chemischen Wirkstoffes. Heute aber versucht man, diese Mittel durch andere von einer ganz spezifischen Wirkung zu ersetzen, um eine „gezielte“ Anwendung zu ermöglichen, die bei einem großen Erfolge gegenüber dem Schädling nur geringe Nebenwirkungen hat. Zur Erreichung einer solchen „gezielten“ Wirkung gehört auch die richtige Anwendungszeit der Mittel. Der vom amtlichen Pflanzenschutzdienst herausgegebene „Warndienst“ gibt uns heute in vielen Fällen die Möglichkeit, durch den Einsatz der Mittel im richtigen Augenblick zu einer „biozönose-schonenden“ Spritzfolge zu kommen. Man kann solches durch eine sinnvolle Vereinigung von chemischen, physikalischen und biologischen Methoden erzielt, die Lebensgemeinschaften schonenden Vorgehen auch als „integrierte Schädlingsbekämpfung“ bezeichnen. Andere Autoren sprechen auch von einer „harmonischen Schädlingsbekämpfung“. Leider werden aber einem solchen harmonischen Vorgehen in einer immer stärker gestörten unharmonischen Landschaft Grenzen gesetzt.

Alle diese Schwierigkeiten, die sich aus der augenblicklichen Lage, in der sich unsere Bauern befinden, ergeben, verpflichten einen jeden, so vorsichtig wie möglich in das durch den Menschen schon gestörte natürliche Geschehen einzugreifen. Mit einem großen Wissen um die biologischen Zusammenhänge müssen Bauern, Pflanzenart und Schädlingsbekämpfer versuchen, für jeden einzelnen Fall die sinnvollsten Pflanzenschutzmaßnahmen zu kombinieren. Ein wirklicher Erfolg wird ihnen nur beschieden sein, wenn sie bei ihrer verantwortungsvollen Aufgabe nicht gegen die Natur sondern mit ihr arbeiten, sie in ihren Heilungsprozessen unterstützen. Dann gelingt es vielleicht auch wieder einmal, die guten Geister der Natur, von denen der Dichter sprach, zur Hilfe zurückzugewinnen.

Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreise Braunschweig

Durch eine Verordnung des Regierungspräsidenten in Hildesheim als Höhere Naturschutzbehörde vom 19. September 1961 wurde das Meerdorfer Holz zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Es besteht aus Teilen der Gemarkung Meerdorf und des gemeindefreien Gebietes Meerdorfer Holz im Landkr. Braunschweig sowie der Gemarkungen Blumenhagen, Wipshausen und Voigtsholz-Ahlemissen im Landkr. Peine. Das geschützte Gebiet, dessen Begrenzung in die bei den Landkreisen Braunschweig und Peine, beim Verwaltungspräsidenten in Braunschweig und beim Regierungspräsidenten in Hildesheim aufbewahrten Landschaftsschutzkarten eingetragen ist, wurden als Nr. 11 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete beim Landkr. Braunschweig und als Nr. 10 in das entsprechende Verzeichnis beim Landkr. Peine eingetragen. Ein Abdruck des Verordnungstextes

findet sich im Amtsblatt für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 14 des 40. Jahrganges vom 10. Oktober 1961.

Durch Verordnung des Landkreises Braunschweig als Untere Naturschutzbehörde vom 8. Dezember 1961 wurde der Schapenteich mit angrenzendem Gelände bei Schapen zum Landschaftsschutzgebiet erklärt und als Nr. 14 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkr. Braunschweig eingetragen. Die Begrenzung des Schutzgebietes ergibt sich aus der beim Landkr. Braunschweig und beim Verwaltungspräsidenten in Braunschweig niedergelegten Landschaftsschutzkarte. Damit wurde wieder eine der noch vorhandenen Lücken im Grüngürtel-Schutzstreifen um die Stadt Braunschweig geschlossen. Der Abdruck der Verordnung erfolgte im Stück 1 des 41. Jahrganges des Amtsblattes für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig vom 16. Januar 1962.

Der Landkreis Braunschweig als untere Naturschutzbehörde stellte durch Verordnung vom 26. Juni 1962, unterzeichnet von Landrat Schlüter und Oberkreisdirektor H. Meyer, folgende Landschaftsteile im Nordwesten des Amtsbezirks Vechelde unter Landschaftsschutz:

Die Forstorte bzw. Feldmarksteile „Heegholz“, „Voigtbruch“, „Buchenberg“, „Süßespring“, „Lichte bäume“ und „Großholz“ in der *Forst Sophiental I*, das „Kl. Voigtbruch“ und das „Gr. Voigtbruch“ im Bereich der Gemeinde und Gemarkung *Sophiental*, „Koppelbusch“ im Bereich der Gemeinde und Gemarkung *Zweidorf*, „Hinter dem schwarzen Bruche“ sowie „Die Bätshorst und Schönebleekenhorst“ im Bereich der Gemeinde und Gemarkung *Bortfeld*, „Nordholz“, „Große Heide“, „Fahrenberg“, „Die kleine Heide“, „Ziegenstruck“, „In den Heistern“, „Vallstedter Riede“, „Das Streitbruch“, „Die Gittenhorst“, „Die Gröbern Heide“, „Kirchenholz“, „Papenholz“, „Weferlingsholz“, „Meiersche Land“ und „Bauernbusch“ im Bereich der Gemeinde und Gemarkung *Wahle*, „Sierßer Holz“ und „Vor dem Nordholz“ im Bereich der Gemeinde und Gemarkung *Sierße*.

Diese Landschaftsteile wurden unter Nr. 19 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkr. Braunschweig eingetragen und in der Landschaftsschutzkarte des Landkreises, die bei der Kreisverwaltung als untere Naturschutzbehörde und beim Präsidenten des Nieders. Verwaltungsbezirks Braunschweig als höhere Naturschutzbehörde niedergelegt ist, mit grüner Farbe gekennzeichnet. Der Abdruck der Verordnung erfolgte im 41. Jahrgang des Amtsblattes für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 14 vom 28. September 1962.

Fl.

Die Gandersheimer Domfestspiele

von Heinz Mollenhauer

Wer an Gandersheim denkt, verbindet damit unwillkürlich die Begriffe „Roswitha, Dom, Bad“. Erfreulicherweise kann man seit einigen Jahren noch einen anderen Begriff hinzufügen, der nunmehr fest geworden ist, nämlich „Domfestspiele“. Es ist der Tatkraft weitsichtiger Männer gelungen, eine Einrichtung zu schaffen, die wegen ihrer kulturellen Bedeutung für unser derzeitiges Zonen-

grenzgebiet und darüber hinaus für ganz Niedersachsen von großer Bedeutung ist. Wir haben daher alle Veranlassung, die sehr erfolgreich zutage getretenen Bestrebungen in unserer Zeitschrift wärmstens zu unterstützen und Einzelheiten zu berichten.

Der Intendant Eberhard Gieseler aus Ostpreußen hat es bestimmt nicht leicht gehabt, um die Festspiele auf die heutige, im In- und Auslande anerkannte Höhe zu bringen. Anlässlich der Elfhundertjahrfeier der Stadt Bad Gandersheim im Jahre 1952 inszenierte er dort mit nachwirkendem Erfolge ein Festspiel unter dem Titel „Das Lied von Gandersheim“, das die Gründungsgeschichte der Stadt als Vision der Dichterin Roswitha behandelt und dem Titel nach dem letzten Werke der Nonne „Carmen de Gandeshemensis“ entspricht.

Da sich die benachbarte Burg Greene als erwünschte Festspielstätte an der Zonengrenze anbot, konnte Gieseler im Jahre 1953 nach Gründung eines entsprechenden Vereins zugreifen und die herrlich gelegene Ruine durch freiwillige Ehrendienste würdig ausbauen.

Als im Herbst 1958 das sogenannte alte Bauamt vor dem Portal des Gandersheimer Domes abgerissen wurde, entstand das Westwerk des ehrwürdigen Gotteshauses wieder in seiner ganzen Schönheit. Nunmehr war der Zeitpunkt gekommen, um hier die eigentlichen Domfestspiele aufzubauen. Zunächst unter eigener Verantwortung und Gefahr inszenierte Gieseler erstmalig im Jahre 1959 den „Jedermann“ und ein Jahr später dazu noch das „Salzburger große Welttheater“. Durch die beiden ersten erfolgreichen Spielzeiten ermutigt, übernahm 1961 die Stadt die Trägerschaft. Mit Goethes Faust I und mit dem unvergessenen Burgschauspieler Professor Albin Skoda in der Rolle des Mephisto wurde das Spieljahr so erfolgreich, daß Gieseler 1962 zum bewährten Faust I nun auch eine Freilicht-Uraufführung des Faust II wagen konnte. Trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse wurde damit der Ruf der Gandersheimer Domfestspiele als für ganz Niedersachsen repräsentativ gefestigt. Für das 5. Jubiläumsjahr 1963 ist die Aufführung von „Egmont“ und „Iphigenie“ geplant. Alljährlich wurde im Rahmen der Festspiele ein Symphoniekonzert des Niedersächsischen Symphonieorchesters unter der Leitung von Dr. Helmut Thierfelder durchgeführt. 1962 wurde ein Gedenkstein zu Ehren Roswithas von Gandersheim enthüllt.

Die Bedeutung der stattgehabten Aufführungen wird durch die Namen hervorragender Schauspieler unterstrichen. Es seien genannt: Hilde Weissner, Hilde Körber, Maria Körber, Professor Albin Skoda, Stefan Skodler (beide vom Wiener Burgtheater), ferner Gustav Fröhlich, Karl John, Romano Merck, Karl Meixner und Gerhard Friedrich. Als Schauspieler des Staatstheaters Braunschweig waren Otto Maedisius, Arno Keil, Willi Domy sowie Fritzi Eggeling verpflichtet.

Die Ensemblebildung geschieht alljährlich durch einen hierarchischen Aufbau, d. h. 1. Prominenz für die Spitzenrollen, 2. Fachschauspieler für den Besetzungsplan, 3. Laienspielschar für Chöre und Komparserie. Interessierte Bürger und Bürgerinnen der Stadt sowie Angehörige aller Schulen haben mit großer Hingabe geholfen, personenreiche Aufführungen zu ermöglichen, und konnten damit zugleich eigenen Bildungszielen nachgehen.

Alles in allem stellen die Gandersheimer Domfestspiele weit über die bodenständige Tradition hinaus ein weithin sichtbares Kulturfenster zum Osten hin dar.

Durch Pflege der großen Dichtung an denkwürdiger Stätte wird dem Schauspieler eine erstrebenswerte besondere Würde verliehen. Stilistisch und theatergeschichtlich wird dem Besucher das Erlebnis eines „Architekturtheaters“ vermittelt, das sich durch die Altertümlichkeit des Domes mit seinem reinen Stil und seinem strahlenden Gestein besonders vorteilhaft heraushebt.

Als Gönner der Festspiele sind neben dem Schirmherrn Präsident Dr. Knost auch der niedersächsische Kultusminister Richard Voigt und der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Ernst Lemmer zu nennen. Der Landkreis und die Stadt Gandersheim stehen gleichfalls in vorderer Reihe. Zahlreiche Kulturbünde und Volkshochschulen stellen einen wesentlichen Besucherstamm. Die Einzugsgebiete der Festspiele umfassen den gesamten norddeutschen Raum und Berlin. Erfreulicherweise sind auch viele Ausländer als Besucher zu verzeichnen, selbst aus überseeischen Gebieten.

Neues heimatliches Schrifttum

Friedrich Freytag: *Geschichtliches aus dem Ambergau. 1. Teil: Tausend Jahre Rechtsprechung und Ordnungswille in einer Vorharzlandschaft.* Druck und Verlag Peter H. Laaser & Co., Bockenheim 1961. Zu haben bei Hauptlehrer Fr. Freytag, Volkersheim über Hildesheim.

Der Verfasser, durch sein 1952 erschienenes Buch „Vom Hainberg zum Weinberg“ als Ambergauforscher bereits wohlbekannt, hat nach eingehenden Quellenstudien in den Staatsarchiven zu Hannover und Wolfenbüttel nunmehr einem Sonderkapitel der Geschichte seines engeren Heimatraumes, und zwar der Rechtspflege, eine ausführliche und fesselnde Darstellung auf 140 Buchseiten gewidmet. Wieder, wie schon bei seinem ersten Buche, erweist er sich in der Art der Stoffbehandlung als erfahrener Pädagoge, indem er den aus den Quellen geschöpften Quellenstoff nicht sachlich nüchtern wiedergibt, sondern zu anschaulichen kleinen Erzählungen umformt. Damit werden die dem heutigen Menschen größtenteils fremdartigen Grundsätze der Gerichtsverfassung und der Prozeßordnung früherer Jahrhunderte wirklich allgemein verständlich gemacht. Das ist um so lobens-

wert, als die nicht fachhistorisch gebildeten Heimatfreunde unter den Lesern sich ohne Kenntnis des Rechtswesens der Vergangenheit kaum eine klare Vorstellung von den Lebensverhältnissen der Vorfahren bis zum 18. Jahrhundert machen können.

Zur Verlebendigung des Stoffes tragen auch zahlreiche Zeichnungen von Wilhelm Rüggeberg bei, die der bekannte Braunschweiger Maler, Graphiker u. Buchillustrator kurz vor seinem Tode in bewährtem Einfühlungsvermögen beigezeichnet hatte. Eine Reihe guter Fotos von alten Gebäuden und Landschaftsteilen des Ambergau und Reproduktionen von Merianstichen und Sachsenspiegel-Bildern vervollständigen den Inhalt des reichbebilderten Bändchens. So ist ein neues Heimatbuch entstanden, das allen Geschichtsfreunden willkommen sein wird. Auch der Historiker und der Volkskundler finden manche willkommenen Anregungen in den Auszügen aus bisher unerschlossenen Akten. Es ist zwar immer eindeutig zu ersehen, was wörtlich zitiert und was vom Verfasser mit eigenen Worten wiedergegeben ist, aber wer den genauen Wortlaut nachprüfen will, dem wird es durch das sorgfältige Verzeichnis der benutzten Quellen leicht gemacht.

Fl.